

ISSN 0552 - 6619

**BEITRÄGE
ZUR GESCHICHTE
DES BISTUMS
REGENSBURG**



HERAUSGEGEBEN VON
JOSEF AMMER UND KARL HAUSBERGER

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES BISTUMS REGENSBURG
HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AMMER UND KARL HAUSBERGER

BAND 51

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE
DES BISTUMS REGENSBURG

HERAUSGEGEBEN VON
JOSEF AMMER UND KARL HAUSBERGER

BAND 51

REGENSBURG 2017
VERLAG DES VEREINS FÜR REGENSBURGER
BISTUMSGESCHICHTE

Redaktion: Dr. Camilla Weber

ISSN 0552 - 6619

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

© 2017 by Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte, Regensburg
Printed in Germany. Gesamtherstellung: M. Laßleben, 93183 Kallmünz.

Anschrift des Verlages: Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte,
Bischöfliches Zentralarchiv, Postfach 11 0228, 93015 Regensburg
Bischöfliches Zentralarchiv, St. Petersweg 11–13, 93047 Regensburg

LigaBank e. G., Regensburg, IBAN: DE33 7509 0300 0001 1019 35
BIC: GENODEF1M05

INHALT

Nico Pietschmann: Das Bistum Regensburg und die Christianisierung Böhmens. Kirchliche Organisation und Missionsbewegung zwischen Früh- und Hochmittelalter	7
Camilla Weber: 800 Jahre Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Pfreimd	39
Konrad Baumgartner: Clemens Brentano und Johann Michael Sailer. Zum 175. Todestag von Brentano am 28. Juli 2017.....	61
Konrad Baumgartner: Die Familie Brentano (Frankfurter Linie) und Johann Michael Sailer	73
Johannes Hofmann: 165 Jahre „Bruderschaft des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä“ in der Pfarrei St. Martin zu Theißing	91
Karl Hausberger: Joseph Schlicht (1832–1917). Lebensweg, Werk und Wirkung des vielgepriesenen Schilderers niederbayerischen Bauerntums.....	129
Camilla Weber: 50 Jahre „Verein für Regensburger Bistumsgeschichte“	203

Das Bistum Regensburg und die Christianisierung Böhmens

Kirchliche Organisation und Missionsbewegung
zwischen Früh- und Hochmittelalter

von

Nico Pietschmann

Abkürzungsverzeichnis

Abb.	Abbildung
Anm.	Anmerkung
Bd.	Band
BGBR	Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg
Clm	Codex latinus monacensis
DA	Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters
Ders.	Derselbe
ebd.	ebenda
ebda.	ebendasselbe
hrsg.	herausgegeben
Hrsg.	Herausgeber/Herausgeberin
MGH	Monumenta Germaniae Historica
DD LD	Ludowici Germanici Diplomata
Epp. sel.	Epistolae selectae
LL	Leges
SS	Scriptores
SS rer. Germ.	Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi
SS rer. Germ. N. S.	Scriptores rerum Germanicarum, Nova series
SS rer. Lang.	Scriptores rerum Langobardicarum et Italicarum
SS rer. Merov.	Scriptores rerum Merovingicarum
ND	Nachdruck
S.	Seite
Sp.	Spalte
vgl.	vergleiche
VHVO	Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg
ZBKG	Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte
zit.	zitiert

Einleitung

Folgt man einem Hinweis in der Christianslegende über das Leben des heiligen Wenzels von Böhmen aus den 980er Jahren, spiegelt jener ohne Zweifel den kirchenrechtlichen Status Böhmens in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, wenn vom Bischof von Regensburg die Rede ist, „in cuius [...] tunc temporis diocesi constabat Bohemia [...]“.¹

Die vielschichtigen Beziehungen und der Kulturtransfer zwischen dem Bistum Regensburg und Böhmen im 8. und 9. Jahrhundert sowie die politischen Entwicklungen eines aufstrebenden Herzogtums Böhmen im 10. Jahrhundert waren der Nährboden für die Ausbreitung des Christentums, dessen Erfolg im Jahr 973 in der Errichtung eines eigenständigen Bistums Prag mündete. Die hierfür notwendigen Schritte und Ereignisse, aber ebenso die vorzufindenden Hürden und Rückschläge auf diesem – geht man von der äußersten möglichen zeitlichen Grenze aus – mehr als 200 Jahre andauernden Prozess sollen in der vorliegenden Arbeit beleuchtet und analysiert werden und in den Kontext von kirchlicher Organisation zwischen Früh- und Hochmittelalter allgemein eingebettet werden.

Zu berücksichtigen ist allgemein, dass es sich bei der geographischen Nachbarschaft zwischen Bayern und Böhmen um einen über Jahrhunderte durch enge Kontakte von Städten beider Seiten verwobenen Grenzraum handelt, in dem sich nicht nur Deutsch und Slawisch, sondern besonders auch die vielen verschiedenen lokal gebundenen Mundarten begegnet sind. Zwar war der Austausch im Laufe der Zeit auch von Konflikten geprägt, jedoch entwickelte sich in den langen friedlichen Phasen ein gemeinsamer Kulturraum, der noch heute durch übernommene Rechtsnormen, Architektur, geistiges und literarisches Erbe sowie kirchliche Denkmäler und nicht zuletzt durch ähnliche Speisen gekennzeichnet ist.²

1. Zur Vorgeschichte – Das Christentum in Baiern

Für ein besseres Verständnis hinsichtlich des Wirkens des Bistums Regensburg ist es sinnvoll, die christliche Vergangenheit und deren Grundlagen im frühen Herzogtum Baiern in Kürze zu betrachten. Immerhin ging die Regensburger Mission vom Gebiet eines Volkes aus, das bemerkenswerterweise auf gewisse Art scheinbar immer schon christlich gewesen war. In der Forschung besteht Einigkeit darüber, dass sich die Ethnogenese der frühen Baiern erst auf dem Boden des ehemaligen Römischen Reichs vollzogen habe, entweder bereits zur Zeit des Ostgotenkönigs Theoderich gegen Ende des 5. bzw. zu Beginn des 6. Jahrhunderts oder spätestens nach der Übernahme des Alpenvorlandes durch die Franken in den 530er Jahren.³ Unabhängig davon, ob jene Gruppen, die sich einst zu einem Baiernvolk formierten, aus Böhmen, Alemannien oder Pannonien gekommen waren und in ihrer ursprünglichen Heimat möglicherweise einen heidnischen Glauben gepflegt hatten, ist ein offen praktiziertes Heidentum eines in sich geschlossenen Volkes unter den Bedingungen der christianisierten Herrschaft Mitteleuropas im 6. Jahrhundert kaum vorstellbar, wenn sich auch – zumindest für die erste Zeit – vereinzelt auftretende und von der Kirche nicht tolerierte heidnische Praktiken nicht gänzlich ausschließen las-

¹ Christianus Monachus, *Vita et passio*, cap. 6, S. 62.

² POLÍVKA, *Bayern und Böhmen*, S. 32.

³ DEUTINGER, *Wie die Baiern Christen wurden*, S. 619 f.

sen.⁴ Ferner sollte jedoch die Annahme mit Vorsicht genossen werden, das Christentum in Baiern sei von Anfang an bereits gänzlich den Normen und der Dogmatik der katholischen Kirche unterworfen gewesen.⁵ So ist selbst noch zwei Jahrhunderte später in einem Brief von Papst Zacharias an den heiligen Bonifatius aus dem Jahr 746 von einem im bairischen Gebiet weilenden Priester die Rede, „qui Latinam linguam penitus ignorabat“⁶ und eine teils fehlerhafte Taufformel zur Anwendung brachte: „Baptizo te in nomine patria et filia et spiritus sancti.“⁷ Auch sind vereinzelte Häretiker, wie ein Mann namens Eremwulf, den Willibald in seiner Bonifatius-Vita als „heretica pravitate deceptum“⁸ bezeichnet und der von Bonifatius folglich verbannt wurde, im ersten Drittel des 8. Jahrhunderts in Baiern anzutreffen.

Bereits im zweiten Drittel des 6. Jahrhunderts waren die Baiern mit dem fränkischen Reich verbunden. Der erste Baiernherzog Garibald I. stammte aus dem direkten Umfeld des Merowingerkönigs Chlotar I., der Häresien ebenso wie heidnische Kulte bekämpfte.⁹ Da die Annahme des Christentums – wie es für andere Völker während der Völkerwanderungszeit belegt ist – in der Regel eine Kollektiventscheidung war, die vom jeweiligen Herrscher ausging, ist es wahrscheinlich, dass auch die bairische Bevölkerung den Glauben ihres Herzogs teilte.¹⁰ Chlotar gab Garibald im Jahr 555 Walderada, die Witwe des verstorbenen Frankenkönigs Theudebald, zur Frau,¹¹ wodurch die Bindung an das Königshaus noch enger wurde. Gregor von Tours bezeichnet Garibald zu dieser Zeit zwar schon als „du[x]“,¹² stellt jedoch keinen Zusammenhang zwischen diesem und einem bestimmten Herrschaftsgebiet her. Es ist nicht auszuschließen, dass sich die Genese des Herzogtums Baiern erst etwas später vollzog – auf jeden Fall aber lange Zeit vor dem Tod des Herzogs im Jahr 589.¹³ Dass das Herzogtum von Beginn an vom Christentum geprägt war, ist unterdessen kaum anzuzweifeln.

⁴ Ebd., S. 620. Bereits mit seinem Edikt *Cunctos populos* im Jahr 380 hatte der oströmische Kaiser Theodosius I. den Weg des Christentums als Staatsreligion im Römischen Reich und entsprechend auch für die Nachfolgereiche Mitteleuropas im Frühmittelalter geebnet, vgl. KÖNIG, Bekehrungsmotive, S. 382. Zuletzt richtete Theodosius I. im Jahr 392 unter Androhung von Enteignung, Geldbußen bis hin zum Todesurteil ein Verbot an die Gesamtbevölkerung des Reiches, jegliche heidnische Kultrituale auszuüben, vgl. ebd., S. 384. Dass „es unter den ältesten Baiern [...] an Christen [nicht ganz] gefehlt haben kann“, wurde bereits in der Forschung des frühen 20. Jahrhunderts vermutet, die die Herkunft der Baiern zugleich aber noch allein von den Markomannen abhängig gemacht hat, vgl. NAEGLÉ, Einführung des Christentums, Bd. 1, S. 4 ff. Zum gegenwärtig noch nicht gelösten Problem einer exakten zeitlichen und räumlichen Bestimmung der Ethnogenese der Baiern äußerte sich jüngst: HEITMEIER, Die spätantiken Wurzeln, S. 483–500.

⁵ DEUTINGER, Wie die Baiern Christen wurden, S. 621.

⁶ Sancti Bonifatii et Lulli epistolae, MGH Epp. sel., Bd. 1, S. 141.

⁷ Ebd.

⁸ Willibald von Mainz, Vitae Sancti Bonifatii, MGH SS rer. Germ., Bd. 57, S. 36.

⁹ DEUTINGER, Wie die Baiern Christen wurden, S. 618 f.

¹⁰ Ebd., S. 619.

¹¹ Gregor von Tours, Libri historiarum X, MGH rer. Merov., Bd. 1/1, S. 141. Dass Garibald selbst von fränkischer Abstammung war, belegt Paulus Diaconus, wenn dieser ihn in Bezug auf die Merowinger als „un[um] ex suis“ bezeichnet, vgl. Paulus Diaconus, Historia Langobardorum, MGH rer. Lang., Bd. 1, S. 60.

¹² Gregor von Tours, Libri historiarum X, MGH rer. Merov., Bd. 1/1, S. 141.

¹³ Vgl. hierzu auch: HEITMEIER, Die spätantiken Wurzeln, S. 505. Heitmeier äußerte sich ferner zur Möglichkeit, Garibald könnte zum Zeitpunkt seiner Hochzeit zunächst eine Füh-

Einige Zeit später wissen im Hinblick auf ein vermeintlich praktiziertes Heidentum in Baiern jedenfalls weder der heilige Emmeram, der heilige Korbinian, Rupert von Salzburg, die Regensburger Bischöfe Erhard und Rathar noch der heilige Bonifatius im Zuge ihrer Reisen durch dieses Gebiet etwas von Heiden zu berichten oder dass sie solche gar bekehrt hätten.¹⁴ Sie hatten im 7. und 8. Jahrhundert folglich eher die Absicht, das Land kirchlich zu reformieren und zu organisieren statt die Einwohner zu bekehren.¹⁵ Ende des 8. Jahrhunderts nahm Baiern schließlich bereits selbst größeren kulturellen Einfluss auf Teile Böhmens. So transportierten nicht nur Kaufleute Handwerk und neue Waren in den Osten, sondern vor allem christliche Missionare begannen ihr Wirken im böhmischen Raum.¹⁶ In welchem Umfang dieses Phänomen – speziell mit dem Bistum Regensburg als Ausgangspunkt – bisher von der Forschung behandelt worden ist, soll im Folgenden skizziert werden.

2. Forschungsstand und Quellenlage

Die Auseinandersetzung mit der Christianisierung des böhmischen Gebiets im Frühmittelalter wurde in der Forschungsliteratur der vergangenen 100 Jahre mit stets ambivalentem Interesse betrieben. Mit der Beziehung Böhmens zum Christentum allgemein hat sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts und bisher am ausführlichsten August Naegle in zwei Bänden beschäftigt. Von den vermeintlich ersten Berührungen schon während der Völkerwanderungszeit¹⁷ über die bayerische Mission¹⁸ bis hin zu den ersten christlichen Fürsten Böhmens¹⁹ und zur Gründung des Bistums Prag²⁰ lieferte Naegle ein wertvolles und vor allem quellenreiches Kompendium, das jedoch aufgrund seines Alters mittlerweile in vielen Teilen überholt ist.

In den Folgejahrzehnten wurden nur vereinzelt beachtenswerte Aufsätze herausgegeben, beispielsweise von Erwin Herrmann in den 1960er Jahren, der „die kirchliche Erschließung Böhmens durch Regensburg [hinsichtlich der Ausbildung des Reichsgedankens als] eine[n] der wichtigsten Vorgänge dieser Art im Frühmittelalter“²¹ bezeichnete oder von Jaroslav Kadlec, der sich besonders mit der Gründung des Prager Bistums befasste und diese als Folge der „verhältnismäßig große[n] Entfernung Böhmens [zum Regensburger Bischof], d[er] Ausdehnung der Přemyslidischen Herrschaft und noch andere[r] Gründe“²² erklärte.

Erst Anfang der 1970er Jahre erschien im Zuge des 1000-jährigen Jubiläums des Bistums Prag im Jahr 1973 eine ganze Reihe weiterer Arbeiten. Hervorzuheben ist hier Joseph Staber, der u. a. auf die Bedeutung des heiligen Emmerams in Verbindung

rungsposition innerhalb der *Raetia secunda* eingenommen haben, bevor es zur Gründung eines *Ducatus Baiovariorum* kam, vgl. ebd., S. 502, Anm. 197.

¹⁴ DEUTINGER, Wie die Baiern Christen wurden, S. 616.

¹⁵ Ebd., S. 616 f.

¹⁶ POLÍVKA, Bayern und Böhmen, S. 33.

¹⁷ NAEGLE, Einführung des Christentums, Bd. 1, S. 1–31.

¹⁸ Ebd., S. 32–60.

¹⁹ Ebd., S. 61–226; ebd., Bd. 2, S. 1–384.

²⁰ Ebd., S. 385–517.

²¹ HERRMANN, Zur frühmittelalterlichen Regensburger Mission, S. 187.

²² KADLEC, Auf dem Weg, S. 37. Zu Kadlec ist zu bemerken, dass, so wertvoll ein größerer Teil seiner Arbeit auch ist, einige seiner Argumentationspunkte nur schwer nachzuvollziehen sind, wie noch zu zeigen sein wird.

mit Böhmen hinwies²³ und neue Erkenntnisse zu den Grundlagen der Mission und zur Eingliederung Böhmens ins Bistum Regensburg lieferte. Desweiteren hat Karl Bosl in seinem Werk über die böhmische Kultur und Politik vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart der religiösen Beziehung zwischen Regensburg und Böhmen einen umfassenden Abschnitt gewidmet und besonders die Schwierigkeiten der Missionierung beleuchtet.²⁴

Die 1990er Jahre waren v.a. durch Aufsätze von Paul Mai geprägt, in denen speziell die Taufe der 14 böhmischen Männer in Regensburg im Jahr 845 und die von dort ausgehenden christlichen Einflüsse nach Böhmen ins Licht der ostfränkischen Expansion gerückt wurden. So nahm Mai u.a. an, bereits Karl der Große habe „die an der mittleren Donau angesiedelten Völker [...] [zu] Glieder[n] [d]es christlichen Völkerbundes“ machen wollen²⁵ und knüpfte damit an die Arbeiten von Erwin Herrmann an.

Seit der Jahrtausendwende hat schließlich Karl Hausberger die Beziehungen beider Seiten in gleich mehreren Arbeiten reflektiert und neue Perspektiven und Betrachtungsweisen eröffnet, um ein noch besseres Verständnis für den Weg von den ersten Missionsversuchen bis zur Errichtung des Bistums Prag zu schaffen. Eine Grundvoraussetzung für die erfolgreiche Christianisierung Böhmens sah Hausberger in der „herausragende[n] politische[n] Bedeutung der Stadt Regensburg im frühen und hohen Mittelalter“,²⁶ auf die in der vorliegenden Arbeit näher eingegangen werden soll.

Die Quellenlage zur Regensburger Mission ist hinsichtlich deren Anfängen im 8., aber auch noch bis zum Ende des 9. Jahrhunderts insgesamt eher bescheiden und mit Ausnahme weniger schriftlicher Belege – wie jener zur Taufe der 14 böhmischen Männer in den *Annales Fuldenses*²⁷ – lässt sich über den exakten Verlauf dieses Prozesses meist nur spekulieren.

Zur Thesenbildung hilfreich sind überdies die Traditionsnotizen des Hochstifts Regensburg aus der Zeit Bischof Baturichs in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, die in einer Edition von Josef Widemann vorliegen.²⁸ Eine wichtige Rolle spielte im Frühmittelalter für Regensburg und sein Missionsgebiet ebenso die Verehrung des heiligen Emmerams, auf dessen durch Bischof Arbeo von Freising aufgezeichnete Vita die Intentionen des späteren Bistums möglicherweise zurückzuführen sind.²⁹

Doch erst die Quellen des 10. Jahrhunderts können den christlichen Status Böhmens und dessen Einbindung in das Bistum Regensburg zweifelsfrei und vollständig belegen. Hierzu ist zunächst die Wenzelslegende des Gumpold von Mantua zu zählen, die, wie der Autor selbst berichtet, „victoriosissimi imperatoris augusti Ottonis secundi sacro iussu“ entstanden ist.³⁰ Die um 983 verfasste Vita gilt als eine politische

²³ Vgl. STABER, Regensburg und Böhmen, S. 11 ff.

²⁴ BOSL, Böhmen und seine Nachbarn, S. 15–87.

²⁵ MAI, Regensburg als Ausgangspunkt, S. 2.

²⁶ HAUSBERGER, Mission und frühes Christentum, S. 1.

²⁷ *Annales Fuldenses*, MGH SS rer. Germ., Bd. 7, S. 35.

²⁸ WIDEMANN, Die Traditionen, S. 1–150. Insbesondere ein Eintrag aus dem Jahr 819 zur Klosterzelle Chammünster, die sich in der Nähe der böhmischen Grenze befand, lässt Vermutungen über Kontakte zwischen Regensburg und Böhmen bereits im 8. Jahrhundert zu, vgl. ebd., Nr. 16, S. 15 ff.

²⁹ ARBEO VON FREISING, Vita vel passio, MGH SS rer. Germ., Bd. 13, S. 1–99.

³⁰ Gumpold von MANTUA, Vita Vencezlavi, MGH SS, Bd. 4, S. 213.

Biographie, die die „Bestrebungen Wenzels um die westeuropäische Orientierung Böhmens und um die Durchsetzung des in der Gesellschaft noch nicht verankerten Christentums [betont]“.³¹

Besonders das von einem sich selbst „solo nomine Christianus“³² nennenden Prager Mönchen aufgezeichnete Werk über den heiligen Wenzel ist von großer Bedeutung, da es nicht nur die früheste böhmische und mährische Geschichte mit Rücksicht auf die Anfänge des Christentums dokumentiert, bevor der Fokus auf Wenzel gerichtet wird, sondern auch durch die Begründung der Ereignisse, die Anlehnung an die scheinbare historische Wirklichkeit und seine komplexe Form an Glaubwürdigkeit gewinnt.³³ Die Vermutung liegt nahe, dass Christian seine Schrift zwischen 982 und 987 niedergeschrieben hat, also in der Zeit, in der der zweite böhmische Bischof, Adalbert, in Prag residierte, da das Wagnis Adalberts, „eine einheitliche nationale partikuläre Kirche der Böhmen entstehen zu lassen und beide darin lebenden historischen Traditionen zu vereinen“, durchaus als Motiv für den Mitarbeiter des Bischofs gesehen werden kann.³⁴

Beiden Texten gemein ist, dass ihnen die älteste erhaltene Wenzelslegende, die anonyme *Crescente fide Christiana*, deren Name sich vom Anfang des Quellentextes ableitet,³⁵ zugrunde liegt. Finden sich bei Christian allerdings noch Berichtigungen und zahlreiche Ergänzungen gegenüber der *Crescente fide Christiana*, so hat Gumpold den Inhalt der Vorlage bis auf kleine Ausnahmen gänzlich übernommen. Schon von Historikern des frühen 20. Jahrhunderts wurde Gumpolds Arbeit daher schlicht als „wertlose Bearbeitung der Legende *Crescente fide*“ bewertet.³⁶ Aufgrund der deutlich erkennbaren Unterschiede im Wortlaut soll Gumpolds Werk jedoch nicht außen vor gelassen werden. Die Entstehung der *Crescente fide Christiana* fällt indes in die Zeit der Gründung des Bistums Prag im Jahr 973.³⁷ Offenbar hat sie ihren Ursprung direkt im Regensburger Kloster St. Emmeram,³⁸ wenn auch neben der sogenannten „bayerischen“ noch eine „böhmische Rezension“ vorhanden ist, die wohl ein Priester des Prager Archipresbyterats um 975 verfasst hat.³⁹ Die Verfasser könnten zu einer Gruppe Geistlicher gehört haben, die in Baiern ihre Weihe empfangen oder gar von dort abstammten und sich mit dem heiligen Wenzel verbunden sahen, folglich also den Traditionen der großmährischen Kirche kritisch gegenüberstanden.⁴⁰ Es wäre nur eine logische Folge, wenn ihnen sehr viel daran gelegen war, die Verbindung zwischen Böhmen und dem Bistum Regensburg aufrecht zu erhalten.

³¹ JIROUŠKOVÁ, Der heilige Wenzel, S. 180.

³² Christianus Monachus, *Vita et passio*, S. 8.

³³ Vgl. hierzu: PEKAŘ, Die Wenzels- und Ludmilla-Legenden, S. 51 f.

³⁴ KALIVODA, *Historiographie oder Legende*, S. 150.

³⁵ EMMLER, *Fontes rerum Bohemicarum*, Bd. 1, S. 183.

³⁶ PEKAŘ, Die Wenzels- und Ludmilla-Legenden, S. 40.

³⁷ KALIVODA, *Historiographie oder Legende*, S. 145.

³⁸ STABER, *Die Missionierung Böhmens*, S. 29.

³⁹ NECHUTOVÁ, *Die lateinische Literatur*, S. 46. Josef Staber setzte die Entstehung der Legende zwischen 974 und 983 fest, vgl. STABER, *Die Missionierung Böhmens*, S. 29. Wenn die böhmische Rezension, die folglich nach jener in Baiern entstanden verfasst worden sein muss, allerdings schon um 975 existiert hat, ist eine Einengung des Entstehungszeitraums der *Crescente fide Christiana* nur noch auf die Jahre 974 und 975 möglich.

⁴⁰ Vgl. hierzu: KALIVODA, *Historiographie oder Legende*, S. 148 f.

I. Zur Topographie und den politischen Verhältnissen eines Grenzraumes

1. Die Stadt und das Bistum Regensburg im frühmittelalterlichen Reich

Um die Grundlagen der Beziehung zwischen Regensburg und Böhmen besser nachvollziehen zu können, scheint ein Einblick in die allgemeinen Bedingungen, denen die Gebiete auf beiden Seiten der Grenze im Frühmittelalter unterlagen, angemessen. Dabei soll sich der Blick nun zunächst auf das bayerische Donaugebiet richten.⁴¹

Die Anfänge Regensburgs reichen bekanntlich bis in die Antike zurück. Im Jahr 179 wurde gegenüber der Regensmündung das Legionskastell *Castra Regina* gegründet, das mit der *Legio Tertia Italica* besetzt war.⁴² Im Westen des Lagers entstand eine zugehörige Zivilsiedlung, die sich im Laufe der Zeit auch nach Osten ausbreitete.⁴³ Nach schweren Einfällen der Alamannen im 3. und der Juthungen im 4. Jahrhundert endete schließlich um 400 die römische Besatzung, bevor auf dem Boden des ehemaligen Kastells eine Festung entstehen und die Bevölkerung wachsen konnte.⁴⁴ Bestehend aus mächtigen Quadermauern und hohen Türmen im Bereich des heutigen Alten Kornmarkts diente die Festung seit der Zeit Herzog Garibalds I. als Schutz und Residenz für die Agilolfinger.⁴⁵ Im Jahr 788 büßte Regensburg mit der Absetzung Tassilos III. und der Eingliederung Baierns ins fränkische Reich zwar den Status als Herzogsstadt ein, verlor jedoch nicht an Bedeutung, da Karl der Große zu Beginn der 790er Jahre im Zuge der Awarenabwehr an der Ostgrenze für ganze zwei Jahre in Regensburg weilte.⁴⁶ Noch enger war das Verhältnis Ludwigs des Deutschen im 9. Jahrhundert zur Stadt, der sie u. a. als *civitas regia* bezeichnete. Schon als Minderjähriger erhielt er im Jahr 817 Baiern, machte 825/26 Regensburg als *rex Baioariorum* zu seiner Residenz und errichtete zudem wahrscheinlich um 850 die Alte Kapelle, die gemeinsam mit dem dazugehörigen Stift das liturgische Zentrum des Königshofs bildete.⁴⁷ Ebenso mit der Stadt an der Donau verbunden war Ludwigs Enkel Arnulf von Kärnten nach seiner Königskrönung im Jahr 887. Er verehrte

⁴¹ Zur allgemeinen Regensburger Stadtgeschichte in Auswahl: SCHMIDT, Peter (Hrsg.): Geschichte der Stadt Regensburg, Bd. 1–2, Regensburg 2000; BRIELMAIER, Peter/MOOSBURGER, Uwe: Regensburg. Metropole im Mittelalter, Regensburg 2007; APPL, Tobias/KÖGLMEIER, Georg (Hrsg.): Regensburg, Bayern und das Reich. Festschrift für Peter Schmid zum 65. Geburtstag, Regensburg 2010; BAUER, Karl/BAUER, Peter: Regensburg. Kunst-, Kultur- und Alltagsgeschichte, Regenstauf 2014.

⁴² DUBIELZIG, Regensburg, Sp. 564. Bereits um das Jahr 80 entstand ein Kohortenlager am Königsberg in Kumpfmühl, im Süden Regensburgs, das nach markomannischen Einfällen um das Jahr 170 jedoch aufgegeben wurde, vgl. HILZ, Regensburg, S. 681 f.

⁴³ Ebd., S. 682.

⁴⁴ DUBIELZIG, Regensburg, Sp. 564.

⁴⁵ SCHMID, Regensburg, S. 59.

⁴⁶ Ebd., S. 61.

⁴⁷ Ebd., S. 62 ff. Der erste gesicherte Beleg für die Existenz von Stift und Kapelle findet sich jedoch erst in einer Urkunde Ludwigs des Deutschen aus dem Jahr 875, in der von den „frat[ibus] domino famulanti[bus] in pr[ae]fata capella nostra ad Reganesburc, quam in honore sanctae dei genetricis semperque virginis Mariae construximus“, die Rede ist, vgl. Ludowici Germanici Diplomata, MGH DD LD, Nr. 161, S. 225; vgl. hierzu auch: SCHÄTZLER, Das Kollegiatstift, S. 7.

wie Ludwig den heiligen Emmeram und bestimmte die diesem geweihte Kirche zur Grablege der karolingischen Königsfamilie.⁴⁸ Dort fanden u. a. Hemma, die Gemahlin Ludwigs des Deutschen, Arnulf von Kärnten selbst sowie dessen Sohn Ludwig das Kind ihre letzte Ruhestätte.⁴⁹ In der Nähe des Klosters St. Emmeram errichtete Arnulf fernerhin eine neue Pfalz und die Emmeramskirche löste zugleich die Kapelle am Kornmarkt als Pfalzkapelle ab.⁵⁰ In der Regensburger Historiographie fand zu dieser Zeit wohl kaum jemand solch einen positiven Niederschlag wie die Person Arnulfs von Kärnten, dem das Kloster St. Emmeram mit den Reliquien des heiligen Dionysius und dem Codex aureus seine wertvollsten Schätze zu verdanken hatte.⁵¹ Nachdem die karolingische Dynastie zu Beginn des 10. Jahrhunderts jedoch erloschen war und sich der Schwerpunkt der Macht nach Sachsen verlagerte, wurde das bayerische Herzogtum wiederbelebt und der Luitpoldinger Arnulf I. residierte fortan in Regensburg. Erst im Jahr 947 wurde mit Heinrich I., dem Bruder König Ottos I., wieder ein Mitglied der Königsfamilie als bayerischer Herzog eingesetzt.

Das Christentum fand unterdessen bereits lange Zeit vor den Karolingern seinen Weg in die Donaustadt, die durch ihre Zugehörigkeit zum Römischen Reich entsprechend nicht allzu lange nach dem Edikt des Kaisers Theodosius I. im Jahr 380 auch Menschen christlichen Glaubens beherbergen musste. Das erste bekannte und wichtigste frühe Zeugnis, das diese Annahme stützt, ist tatsächlich auf den Zeitraum zwischen der zweiten Hälfte des 4. und der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts zu datieren: die sogenannte Sarmanna-Inschrift auf einer Kalksteinplatte, die 1839 bei einer Ausgrabung im Bereich des römischen Gräberfeldes westlich des einstigen Legionslagers gefunden wurde und sich ursprünglich wohl in einem Grabbau befand (Abb. 1).⁵² Ohne Zweifel ist die Sarmanna-Inschrift ein bemerkenswerter Fund, der daher im Folgenden als herausragendes Beispiel christlicher Frühgeschichte in Regensburg im Detail analysiert werden soll.

Das unruhige Schriftbild deutet zunächst darauf hin, dass der beauftragte Steinmetz nicht im alltäglichen Umgang mit Inschriften war; ebenso zeigen sich auffällig starke Ligaturen.⁵³ Die Lesart ist nach wie vor nicht zweifelsfrei geklärt. In der Vergangenheit ging man in der Regel von folgender Variante aus: „In Chr(isto) b(ene) m(erenti) | Sarmannane | quiescenti in pace | martiribus sociatae.“⁵⁴ Erst jüngst wurde die Kontroverse jedoch durch die Transkription von Jutta Dresken-Weiland mit neuen Aspekten versehen. So hat Dresken-Weiland nicht nur für eine abweichende Auflösung des Namens der Person, der die Inschrift zugeordnet war, argumentiert, sondern auch die Buchstaben B und M in der ersten Zeile anders interpretiert: „In

⁴⁸ SCHMID, Regensburg, S. 65.

⁴⁹ SCHMID, Die Herrschergräber, S. 333.

⁵⁰ SCHMID, Regensburg, S. 66. Dies mag nicht zuletzt mit dem großen Stadtbrand von 891 in Zusammenhang stehen, der die Alte Kapelle schwer beschädigte, vgl. ebda. Die neue Pfalz diente schließlich bis zum Jahr 1002 als Königspfalz, bevor König Heinrich II. die Alte Kapelle wieder aufbauen ließ und seine Residenz dorthin verlegte, vgl. HILZ, Regensburg, S. 683.

⁵¹ WOLF, Bilder und Vorstellungen, S. 221. Ohnehin ging die geistliche Geschichtsschreibung im Regensburger Mittelalter von St. Emmeram aus. In Obermünster hat es eine solche nie gegeben, vgl. SCHMID, Die Herrschergräber, S. 339.

⁵² Vgl. DRESKEN-WEILAND, Sichtbare Zeugnisse, S. 44.

⁵³ Ebd., S. 45. Die Verwendung von Ligaturen bei Inschriften ist sehr gebräuchlich, da sie in erster Linie eine platzsparende Funktion hatten.

⁵⁴ Zit. nach DIETZ/FISCHER, Die Römer in Regensburg, S. 209.

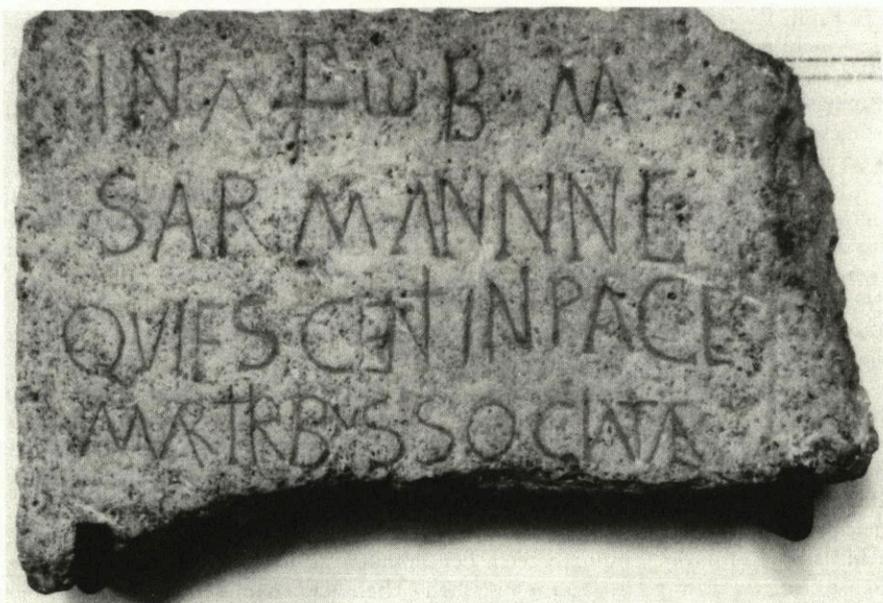


Abb. 1: Regensburg, Historisches Museum: Inschrift der Sarmanna.

Entnommen aus: DRESKEN-WEILAND, Jutta: Sichtbare Zeugnisse des frühen Christentums in Regensburg. Eine Frau, Missionare und Reliquien, in: HAUSERGER, Karl/UNTERBURGER, Klaus (Hrsg.): Domspitzen, Bischofshof und Heiligengräber. Zwei Jahrtausende Christentum in Regensburg, Regensburg 2014, S. 43–57, hier S. 45.

(Alpha) Chr(isto) (Omega) b(ona) m(emori)a(e) | Sarmanne | quiescenti in pace | martiribus sociata.⁵⁵ Für die Lesart „b(ene) m(erenti)“ würde sprechen, dass Sarmanna den Märtyrern beigestellt war, ein Formularteil, der darauf hindeutet, dass die entsprechende Person sich durch ihre Taten um die Heiligen bzw. um den christlichen Glauben verdient gemacht hat. Dresken-Weiland wollte indes einen Mittelbalken zwischen den beiden rechten Schrägschäften des Buchstabens M, folglich eine MA-Ligatur erkennen,⁵⁶ die jedoch nicht eindeutig zu identifizieren ist. Ferner würde ein vermeintliches A als letzter Buchstabe einer Ligatur in der Regel die Kasusendung kennzeichnen. Demzufolge ist der von Dresken-Weiland verwendete Dativ letztlich inkonsequent. Ihre eigene Übersetzung der transkribierten Buchstaben B MA als „in guter Erinnerung“⁵⁷ ließe sich sinngemäß also nur im Ablativ mit „b(ona) m(emori)a“ wiedergeben. Nicht zuletzt weil in der epigraphischen Forschung die Buchstaben B und M in Inschriften regelmäßig nur als „bene merenti“⁵⁸ bzw. „benemeritus“⁵⁹ aufgelöst werden, fehlt es Dresken-Weilands These an ausreichender Grundlage, so dass eine Transkription als „b(ene) m(erenti)“ folgerichtig

⁵⁵ Zit. nach DRESKEN-WEILAND, Sichtbare Zeugnisse, S. 44.

⁵⁶ Vgl. ebd., S. 46.

⁵⁷ Ebd., S. 44.

⁵⁸ Vgl. SCHMIDT, Einführung, S. 123.

⁵⁹ Vgl. WALSER, Römische Inschriftkunst, S. 283.

erscheint. Ebenso ist Dresken-Weilands Neuinterpretation von „sociatae“ als „sociata“ nicht nachzuvollziehen, da hier sehr deutlich eine AE-Ligatur zu erkennen ist. Zudem muss dieses Partizip, da es sich auf „Sarmanne“ bezieht, im Dativ stehen. Einzig die Lesart „Sarmanne“ ist unbestreitbar korrekt, da keine Indizien für ein eingeschobenes A bzw. eine entsprechende Ligatur vorliegen, wie es in der älteren Forschung noch postuliert wurde.

Zusammenfassend steht dieses wertvolle Inschriftenbeispiel jedenfalls am Beginn der geistlichen Entwicklung der Stadt Regensburg im Übergang von der Spätantike ins Frühmittelalter sowie ihrer kirchlichen Organisation. Letztere war fraglos mit dem Bistum Regensburg verknüpft. Abgesehen vom Verlust weniger Pfarreien im 16. und der Eingliederung des Egerlandes im frühen 19. Jahrhundert blieben die Bistumsgrenzen seit dem späten 10. Jahrhundert bestehen, was insgesamt von einer starken Kontinuität zeugt (Abb. 2).

Seit Beginn des Frühmittelalters wirkten in Baiern – und somit ebenfalls in Regensburg – Hof- und Wanderbischofe, deren Tätigkeiten bis zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht mit der Gesamtkirche verbunden waren. Bekannt sind u.a. der heilige Emmeram († um 715), der heilige Erhard († um 715/17) und der heilige Rupert († um 718).⁶⁰ Im Jahr 716 strebte der baierische Herzog Theodo II. schließlich danach, eine stabile Kirchenordnung zu errichten und sich durch engen Anschluss an Rom vom Einflussbereich der Franken zu lösen.⁶¹ Die Unterstützung Papst Gregors II. war Theodo nachweislich sicher. Nach dem *Liber Pontificalis* begab sich Theodo gar mit einigen Männern aus seinem Gefolge „ad apostoli beati Petri limina orationis voto primus de gente eadem“, woraufhin Gregor II. den Bischof Martinian, den Priester Georg sowie den Subdiakon Dorotheus „cum Domini auxilio in Baioaria[m]“ gesandt hatte.⁶² Diese Gesandtschaft erhielt vom Papst die Anweisung, dass sie in Baiern „consideratis locorum spaciis iuxta gubernationem uniuscuiusque ducis episcopia disponatis et dyocesane subiacentia singulis sedibus termine[t].“⁶⁴ Dabei sollte sie gleich „tres aut quatuor vel maiores numeri [...] sedes“ errichten.⁶⁵

Weshalb dieser Plan letzten Endes scheiterte, ist nicht eindeutig geklärt. Dass Familienstreitigkeiten der Agilolfinger nach dem Tod Theodos im gleichen Jahr dafür verantwortlich sein könnten, ist nicht auszuschließen.⁶⁶ Die sicherste Erklärung findet sich wohl in den politischen Hintergründen jener Zeit. Die innerdynastischen Verhältnisse Anfang der 720er Jahre sind zunächst nicht leicht zu durchschauen. Das baierische Herzogtum teilten sich vermutlich Theodos Sohn Grimoald II. und dessen Neffe Hugbert, bis Grimoald spätestens im Jahr 728 einem Mord zum Opfer fiel und Hugbert die Alleinherrschaft übernahm.⁶⁷ Allerdings festigte Karl Martell im gleichen Zeitraum erneut die fränkische Reichsgewalt und unternahm

⁶⁰ Vgl. hierzu: HAUSBERGER, *Unterwegs in lichten Höhen*, S. 11 f.

⁶¹ DERS., *Das Bistum Regensburg*, S. 20.

⁶² DUCHESNE, *Le liber pontificalis*, S. 398.

⁶³ *Litterae Gregorii II*, MGH LL, Bd. 3, S. 451.

⁶⁴ Ebd., cap. 3, S. 452.

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ HAUSBERGER, *Das Bistum Regensburg*, S. 20. Zum Todesjahr Theodos II. existieren verschiedene Angaben. *Auctarium Garstense*, MGH SS, Bd. 9, S. 593 gibt das Jahr 717 an. Dagegen starb Theodo nach *Annales Sancti Rudberti*, MGH SS, Bd. 9, S. 768 erst im Jahr 718.

⁶⁷ BOSHOFF, *Agilolfingisches Herzogtum*, S. 14.



Abb. 2: Karte des Bistums Regensburg mit Markierung der Gebietsveränderungen.

Entnommen aus: HAUSBERGER, Karl: Unterwegs in lichten Höhen und unwirtlichen Niederungen. Ein Streifzug durch die Geschichte des Bistums Regensburg, in: HAUSBERGER, Karl/ UNTERBURGER, Klaus (Hrsg.): Domspatzen, Bischofshof und Heiligengräber. Zwei Jahrtausende Christentum in Regensburg, Regensburg 2014, S. 9–22, hier S. 11.

zwei Feldzüge ins bayerische Gebiet, die eine Abtrennung des westlichen Nordgaus vom Herzogtum zur Folge hatten und somit jene Stabilität eingebüßt wurde, die dem Ausbau der kirchlichen Organisation von Nutzen gewesen wäre.⁶⁸

In den 730er Jahren spitzte sich der Konflikt um den Ikonoklasmus in der byzantinischen Kirche zu, in dessen Verlauf der byzantinische Kaiser Leon III. von Papst Gregor III. exkommuniziert wurde.⁶⁹ Nach dem Entzug der römischen Jurisdiktion in Süditalien, Illyrien und Griechenland durch Kaiser Leon war der Einfluss des Papstes stark beschnitten.⁷⁰ Nachdem das Papsttum durch die langobardische Expansion unter König Liutprand nach Italien auch noch politisch in Gefahr geriet, ersuchte Gregor III. Karl Martell um Hilfe und konnte immerhin eine diplomatische Intervention erreichen; vielmehr markierte dieser Akt jedoch den Beginn des Bündnisses zwischen dem Papsttum und dem Frankenreich.⁷¹ Unter diesen Bedingungen wurde durch eine Initiative Herzog Odilos, des Nachfolgers Hugberts, im Jahr 739 der ursprüngliche Plan der bayerischen Kirchenordnung wieder aufgenommen und gemeinsam mit dem päpstlichen Legaten Winfrid-Bonifatius umgesetzt, der als „eine jener Persönlichkeiten [gilt], denen wesentlich ‚die christliche Grundlegung Europas‘ zu verdanken ist“.⁷² Aus einem Brief Gregors III. vom 29. Oktober 739 geht hervor, dass Bonifatius mit Erlaubnis des Papstes „cum assensu Otili ducis eorumdem Baioariorum seu optimatum provinciae illius tres alios ordinasse[t] episcopos et in quattuor partes provinciam illam divisi[t].“⁷³ Die vier Bistümer und ihre Bischöfe werden in der Bonifatius-Vita genannt: „Quorum primus nomine Iohannis ecclesiae in oppido qui dicitur Salzburch episcopatus cathedram suscepit; secundus Erembercht, qui Frigisingensi ecclesiae superspeculatoris tenuit principatum; tertius Gaibald, qui ecclesiae civitatis Reginae pastorale excubitoris subiit magisterium; quartus Huilo, qui super Pataviensem ecclesiam speculatoris tenuit principatum.“⁷⁴

Das Bistum Passau schien jedoch schon vor dem Jahr 739, folglich vor den drei anderen, bestanden zu haben. Dem vorgenannten Brief des Papstes an Bonifatius zufolge „episcopos non habebant in provincia [Baioariorum] nisi unum nomine Uiuilo“, der bereits etwas früher von Gregor III. persönlich zum Bischof von Passau geweiht worden war.⁷⁵

Das Anliegen des heiligen Bonifatius war in erster Linie nicht die Missionierung, sondern die Herstellung der Ordnung eines Kirchenwesens nach römischer Prägung.⁷⁶ Dass er in allen Bistümern neue Bischöfe einsetzte und die bestehenden Klöster nach der *Regula Benedicti* ausrichtete, lag nicht zuletzt daran, dass er dem irofränkischen Kirchenbrauch der vor seiner Zeit wirkenden Bischöfe äußerst kritisch gegenüberstand.⁷⁷ Der erste Bischof im neu geschaffenen Bistum Regensburg war Gaubald in der Zeit von 739 bis 761.⁷⁸ Die Regensburger Bischöfe standen fortan

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Hierzu in Ausführlichkeit: SCHIEFFER, Theodor: Winfrid-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas, Freiburg im Breisgau 1954, S. 120–126.

⁷⁰ BOSHOF, Agilolfingisches Herzogtum, S. 15.

⁷¹ Ebd.

⁷² Ebd., S. 1.

⁷³ Sancti Bonifatii et Lulli epistolae, MGH Epp. sel., Bd. 1, S. 72.

⁷⁴ Willibald von Mainz, Vitae Sancti Bonifatii, MGH SS rer. Germ., Bd. 57, S. 38.

⁷⁵ Sancti Bonifatii et Lulli epistolae, MGH Epp. sel., Bd. 1, S. 72.

⁷⁶ HAUSBERGER, Unterwegs in lichten Höhen, S. 11.

⁷⁷ Ebd., S. 12.

⁷⁸ GAMS, Series episcoporum, S. 304.

für mehr als 200 Jahre zugleich dem Kloster St. Emmeram als Abt vor, wenn auch von Zeitgenossen beklagt wurde, jene seien ihren Pflichten im Kloster häufig nicht nachgekommen.⁷⁹ Grundsätzlich lässt sich konstatieren, dass besonders der Reichtum an Klöstern in dieser Zeit – neben St. Emmeram entstanden noch neun weitere –, die u. a. einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Wirtschaft, zum Landesausbau und zur Kultur- und Denkmalpflege geleistet haben, dem Bistum Regensburg einen kulturellen und religiösen Hochstand bescherte, von dem es lange profitieren sollte.⁸⁰ Im Fokus der vorliegenden Untersuchung steht daher u. a. das in unmittelbarer Nähe zur böhmischen Grenze gelegene Kloster Chammünster, auf das an anderer Stelle noch Bezug genommen werden soll.

2. Gesellschaft und religiöser Kult in Böhmen zwischen 6. und 9. Jahrhundert

Das böhmische Gebiet lässt sich im Frühmittelalter als Pufferzone zunächst zwischen Franken- und Awarenreich, ab dem 9. Jahrhundert dann zwischen Ostfrankenreich – speziell dem Bistum Regensburg – und dem Großmährischen Reich betrachten.⁸¹ Sogleich von einem „Kessel“ zu sprechen, scheint etwas überspitzt; dennoch war Böhmen von Mittelgebirgen umringt, die an einigen Stellen über 1000 Meter in die Höhe ragten. Darüber hinaus waren die mindere Bodenqualität und die weiten Wälder, die erst später gerodet wurden, sicherlich eine Barriere.⁸² In seiner *Chronica Boemorum* beschrieb Cosmas von Prag im 12. Jahrhundert den südlichen Teil Germaniens als „cinctus undique montibus per girum, qui mirum in modum extenduntur tocius terre per circuitum, ut in aspectu oculorum quasi unus et continuus mons totam illam terram circueat et muniat.“⁸³ Die Forschungsmeinung tendiert häufig dazu, diesen Abschnitt bei Cosmas nicht auf den unbestimmten südlichen Raum Germaniens allgemein, sondern direkt auf Böhmen zu beziehen, wenn man davon ausginge, Cosmas habe in dem Böhmen umgebenden Gebirgsring bereits eine große Bedeutung hinsichtlich einer Verteidigungsfunktion gesehen.⁸⁴

Die frühe Siedlungsgeschichte Böhmens zwischen Spätantike und Frühmittelalter stellt sich für die historische Forschung ähnlich problematisch und strittig dar wie für den bayerischen Raum. Obwohl keine schriftlichen Quellen vorhanden sind, wird nicht selten an Hand schwer datierbarer archäologischer Funde von einer „Ankunft der Slawen“ im späten 6. Jahrhundert ausgegangen. Das Gebiet war zu jener Zeit bereits weitgehend verlassen, da ein Großteil der germanischen Bevölkerung vermutlich nach Westen gezogen war. Eine Interaktion zwischen verbliebenen Germanen und Slawen ist anfangs durchaus vorstellbar und insgesamt sollte man ohnehin von einem langen und vielschichtigen Prozess der Assimilation ausgehen, der

⁷⁹ HAUSBERGER, *Unterwegs in lichten Höhen*, S. 12.

⁸⁰ Ebda.

⁸¹ HÖBELT, *Böhmen*, S. 13 f. Zur allgemeinen Geschichte Böhmens in Auswahl: SCHWARZ, Ernst: *Volkstumsgeschichte der Sudetenländer*, Bd. 1: *Böhmen* (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte, Bd. 3), München 1987; PRINZ, Friedrich (Hrsg.): *Böhmen und Mähren* (Deutsche Geschichte im Osten Europas, Bd. 2), Berlin 1993; RILL, Bernd: *Böhmen und Mähren. Geschichte im Herzen Mitteleuropas*, Bd. 1: *Von der Urzeit bis zur Französischen Revolution*, Gernsbach 2006.

⁸² HÖBELT, *Böhmen*, S. 10.

⁸³ Cosmas von PRAG, *Chronica Boemorum*, MGH SS rer. Germ. N. S., Bd. 2, liber 1, cap. 2, S. 5.

⁸⁴ Hierzu und zum Folgenden: LUTOVSKÝ, *Der Verlauf der Zentralisierungsprozesse*, S. 93.

sicher nicht vor dem 8. Jahrhundert abgeschlossen war. Die ältere Forschung ging aufgrund starker Abweichungen unter den archäologischen Fundmaterialien wie beispielsweise beim Burgenbau oder den Keramiken von einem in mehrere Territorien aufgeteilten Böhmen aus, das etwa 10–12 verschiedene Stämme beheimatete.⁸⁵ Neueren Erkenntnissen zufolge haben die alten Befunde jedoch kaum mehr Überzeugungskraft und so nimmt man im Einklang mit verschiedenen fränkischen Quellen nur noch einen Volksstamm an, der als „Behaimi“ bzw. „Bohemi“ bezeichnet wird.⁸⁶ Hierbei ist zu beachten, dass unter dem Begriff „gens Boemanorum“ oftmals mehrere „duces“⁸⁷ genannt werden, weshalb in Böhmen bis zum Ausgang des 9. Jahrhunderts keine einheitliche Herrschafts- und Sozialstruktur anzunehmen ist.⁸⁸ Es spricht folglich zwar vieles für die Böhmen als ethnische Volksgruppe, innerhalb derer allerdings verschiedene Machtgruppen vorhanden zu sein schienen.

Bereits vom 8. Jahrhundert an dehnte sich scheinbar eine intensivere Besiedlung vom Kernland ausgehend nach West- und Südböhmen aus, wenn es sich auch bei den archäologischen Befunden in vielen Fällen nur um kleine Befundgruppen oder Einzelobjekte handelt, deren Aussagekraft nicht immer zufriedenstellend ist.⁸⁹ Als Bestattungsritus in diesem Zeitraum lässt sich v.a. die Brandbestattung in Hügelgräbern ausmachen, die für das 8. und 9. Jahrhundert fast ausschließlich in Ost- und Südböhmen nachgewiesen werden kann (Abb. 3).⁹⁰ Dies verdeutlicht darüber hinaus, dass die böhmische Bevölkerung in diesen Gebieten noch keinen christlichen Glauben angenommen hatte. Erst in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts kamen die ersten Körperbestattungen auf, bei denen es sich zunächst um Adelsgräber mit reicher Ausstattung handelte;⁹¹ der alte Ritus fand in einigen Regionen und besonders bei den niedrigeren Bevölkerungsschichten noch bis um das Jahr 1000 Anwendung.⁹²

Abseits der archäologischen Forschung, die nicht nur an Hand von Hügelgräbern, sondern auch durch Funde in Form von Amuletten und anderen rituellen Gegenständen, die mit Opferung in Verbindung standen, eine Beziehung zum vorchristlichen Kult in Böhmen herstellen konnte, ist es nur schwer möglich, den Glauben jener Zeit im Detail zu erfassen. In den schriftlichen Quellen wird bis auf wenige Ausnahmen häufig nur spärlich und sehr allgemein von den frühen Riten berichtet. Jene Verfasser, die diesen etwas mehr Raum schenken, sparen eine stark negative

⁸⁵ Ebd., S. 96.

⁸⁶ Vgl. hierzu: ebda. In den Quellen tauchen verschiedene Varianten auf. Einhards Vita Karoli Magni spricht z.B. anderslautend vom Namen „Boemani“, vgl. Einhard, Vita Karoli Magni, MGH SS rer. Germ., Bd. 25, S. 18.

⁸⁷ Vgl. Annales Fuldenses, MGH SS rer. Germ., Bd. 7, S. 35; S. 126.

⁸⁸ LUTOVSKÝ, Der Verlauf der Zentralisierungsprozesse, S. 97.

⁸⁹ Ebd., S. 95.

⁹⁰ Ebd., S. 95 f.

⁹¹ Bekannt geworden ist v.a. das sogenannte Kolíner Fürstengrab aus den 860er Jahren. Es handelt sich dabei um ein Doppelgrab für einen Mann und eine Frau, dessen Ausstattung stark westeuropäisch geprägt war, was auf enge Kontakte der Toten nach Westeuropa bzw. ins Frankenreich schließen lässt. Neben einem Kelch zählen u.a. Perlen, ein Reliquienknochen sowie ein Reliquiar von trapezoider Form zu den ermittelten Grabbeigaben, vgl. MAI, Bemerkungen zur Taufe, S. 17; vgl. auch die weiteren Betrachtungen in Verbindung mit böhmischen Stammesführern, die das Christentum in jener Zeit annahmen, in der vorliegenden Arbeit, S. 27.

⁹² LUTOVSKÝ, Der Verlauf der Zentralisierungsprozesse, S. 99.

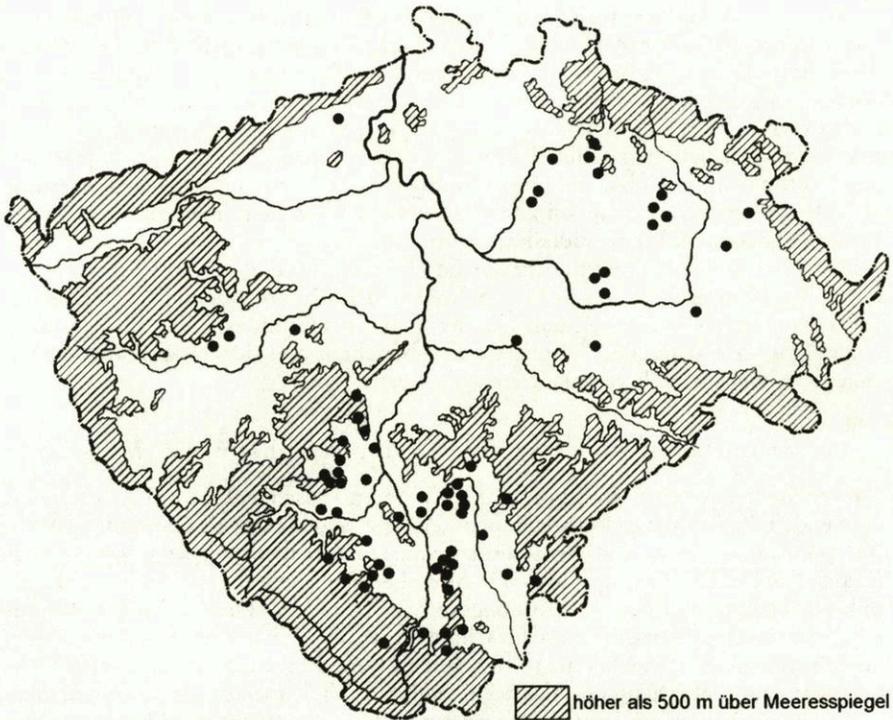


Abb. 3: Verbreitung der frühmittelalterlichen Hügelgräberfelder in Böhmen (8.–9. Jahrhundert).

Entnommen aus: LUTOVSKÝ, Michal: Der Verlauf der Zentralisierungsprozesse im frühmittelalterlichen Böhmen, in: ŠIKORA, Przemysław (Hrsg.): Zentralisierungsprozesse und Herrschaftsbildung im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa (Studium zur Archäologie Europas, Bd. 23), Bonn 2014, S. 93–125, hier S. 96.

Wertung allerdings nicht aus. So haben sich nach der Christianslegende die „Sclavi Boemi [...] cultibus ydolatrie“ hingegeben.⁹³ An anderer Stelle nennt sie „paganorum supersticios[os] ritus, dum plurimi ad immolandum demoniis nefanda properant sacrificia [...]“.⁹⁴ Der heilige Wenzel soll darauf reagiert haben und „fana[...] profanorum terre coequavit.“⁹⁵ Nicht weniger drastisch drückt es Cosmas von Prag aus, wenn er verschiedene Kulte beschreibt: „[...] stult[us] et insipiens populus Oreadas, Driadas, Amadriadas adora[vit] et col[uit] et omn[is] supersticiosa[...] secta[...] ac secrileg[i] ritus institu[ti] et doc[ti] sunt. [...] hic latices seu ignes colit, iste lucos et arbores aut lapides adorat, ille montibus sive collibus litat, alius, que ipse fecit, idola surda et muta rogat et orat, ut domum suam et se ipsum regant.“⁹⁶

⁹³ Christianus Monachus, Vita et passio, cap. 2, S. 16.

⁹⁴ Ebd., cap. 6, S. 58.

⁹⁵ Ebd.

⁹⁶ Cosmas von PRAG, Chronica Boemorum, MGH SS rer. Germ. N. S., Bd. 2, liber 1, cap. 4, S. 10.

Dass die heidnischen Kulte mit Einzug des Christentums nach Böhmen nicht vollkommen erloschen sind, belegt Cosmas sogar noch für das Jahr 1092, in welchem der böhmische Herzog Břetislav II. vereinzelt eingreifen musste: „[...] omnes magos, ariolos et sortilegos extrusit regni sui e medio, similiter et lucos sive arbores, quas in multis locis colebat vulgus ignobile, extirpavit et igne cremavit.“⁹⁷ Mit der *Crescente fide Christiana* berichtet schließlich eine weitere Wenzelslegende des 10. Jahrhunderts von einem scheinbar üblichen Opferritual bei der böhmischen Bevölkerung: „[...] hi omnes predicti malivoli i[ba]nt ad immolandum demoniis agnos atque porcellos, ut ederent ex his nefandissimis hostiis.“⁹⁸

Deutlich zu erkennen ist die christliche Haltung und die Tendenz zur Verteufelung alles Heidnischen, mit der die Schreiber des 12., aber besonders bereits des 10. Jahrhunderts – in einer Zeit also, in der das Christentum östlich des Reichs noch nicht allzu viele Jahrzehnte etabliert war – berichten und den Niedergang des paganen Glaubens in Böhmen markieren.

II. Grundlagen und Umsetzung der Regensburger Mission

Der von der älteren Forschung für den Zeitraum zwischen 9. und 11. Jahrhundert verwendete Begriff der „Doppelglaubenszeit“ gilt lange schon als überholt, da er ein Nebeneinander von heidnischem und christlichem Glauben suggeriert, obwohl das Eindringen des Christentums in den böhmischen Raum durchaus Konfliktpotenzial mit sich brachte und für ein Spannungsverhältnis sorgte.⁹⁹ Die Genese des böhmischen Staates stand letztlich mit dem Christentum und seiner Kultur in Verbindung, deren Gedankensysteme bereits in sich geschlossene Einheiten waren. Diese brachten zwar neue Sicherheiten für das Seelenheil mit sich, jedoch boten sie keinen Platz mehr für Garantien hinsichtlich des existenziellen Lebens und so sah manche Bevölkerungsgruppe ihre alte Agrarwelt bedroht.¹⁰⁰ Die böhmische Kirche hatte zudem mit zwei Problemen zu kämpfen. Zum einen war es aufgrund des Unwillens der Bevölkerung, die Monogamie, den wöchentlichen Ruhetag und das Kirchenasyl einzuhalten, schwierig, das Leben der Laien nach christlichen Grundsätzen zu leiten.¹⁰¹ Zum anderen lebten einzelne Elemente der traditionellen und von der Kirche unerwünschten Kultur fort.¹⁰² Bevor es aber zur festen Etablierung des christlichen Glaubens in Böhmen überhaupt erst kommen konnte, mussten zu dessen Bevölkerung im Frühmittelalter – ausgehend vom im Westen angrenzenden Bistum Regensburg – erste Kontakte geknüpft werden.

1. St. Emmeram und der Weg nach Osten

Ausgangspunkt der Mission nach Böhmen war ohne Zweifel das Regensburger Kloster St. Emmeram, dessen Kirche wie eingangs erwähnt ab dem Ende des 9. Jahr-

⁹⁷ Ebd., liber 3, cap. 1, S. 161.

⁹⁸ EMMLER, *Fontes rerum Bohemicarum*, Bd. 1, S. 185. Der anonyme Verfasser ist sich darüber hinaus dennoch des Siegeszuges des christlichen Glaubens in Böhmen zweifellos sicher, wenn er schreibt, dass „apertae sunt ecclesiae, et gaudere coepit religio christiana, et diabolo fiebant plurima detrimenta“, vgl. ebda.

⁹⁹ SOMMER, *Böhmen als Kultlandschaft*, S. 291.

¹⁰⁰ Ebd., S. 291 f.

¹⁰¹ DERS., *Heidnische und christliche Normen*, S. 163.

¹⁰² Ebd., S. 164.

hunderts als Grablege für die karolingische Königsfamilie diente. Das Kloster bot hierfür grundsätzlich die besten Voraussetzungen: eine umfangreiche Bibliothek und einen Lehrkörper zur Vermittlung des benötigten Wissens. Zudem wurde den Missionaren die slawische Sprache gelehrt, da eine Bekehrung der Böhmen in fremder Sprache ihren Sinn verfehlt hätte.¹⁰³ Diese Grundlagen sind in erster Linie dem in Fulda ausgebildeten Regensburger Bischof Baturich zu verdanken, auf den der Erwerb eines umfangreichen Handschriftenbestands sowie eine belebte Handschriftenproduktion in St. Emmeram in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts zurückgeht.¹⁰⁴ Für die Einrichtung des Regensburger Klosters als Missionszentrum sprach überdies die Tradition des heiligen Emmeram, der seinerzeit die Christianisierung des Awarenreiches angestrebt hatte, wie aus seiner durch Arbeo von Freising verfassten Vita hervorgeht: „Dum autem vir reverentissimus Haimhrammus episcopus tot vigoribus polleret, pervenit ad eum fama, quod in quibusdam Europae partibus Pannoniensis plebs, tot Avarorum regna, excaecatis oculis a veritatis luce, quae est Christus, maxime ydolis deserviret. Unde Dei famulus contristatus valde, intrinsecus dolore tactus, intra semet ipsum meditare conatus est, ut illuc Christum praedicare deberetur.“¹⁰⁵

Emmeram beabsichtigte dabei, auf seinem Weg vom westlichen Frankenreich aus nach Pannonien auch die Regionen Germaniens kennenzulernen und zog „ad fluenta Danubii annem in partibus Baiuvariorum.“¹⁰⁶ Dort hatte seine Reise jedoch ein Ende, da zwischen dem bayerischen Volk und den Awaren zu jener Zeit ein Konflikt ausgebrochen war und Herzog Theodo II. „illuc [...] [Haimhrammus] ire minime sinire professus est; sed aiebat, ut tantus et talis Deo notus episcopus apud se et suos remanisset.“¹⁰⁷

¹⁰³ MAI, Bemerkungen zur Taufe, S. 13.

¹⁰⁴ Einzelne Handschriften aus dem Bestand untersucht und ihren Einfluss auf das böhmische Missionsland nachgewiesen hat bereits BOSL, Probleme der Missionierung, S. 31–35. Aufgrund der Einheitlichkeit und des stilsicheren Erscheinungsbildes der in St. Emmeram entstandenen Handschriften seit der Amtsübernahme Baturichs im Jahr 817 ist indes die Durchsetzung einer bewussten Schriftreform zu vermuten. Auch die ausgedehnte Kenntnis tironischer Noten ist nur im Zusammenhang mit der königlichen Kanzlei zu erklären, zu der Baturich und sein engerer Kreis zweifellos intensive Kontakte pflegten, seit Ludwig der Deutsche als *rex Baioariorum* regelmäßig in Regensburg residierte, vgl. BISCHOFF, Die südostdeutschen Schreibschulen, S. 177 ff. Unter den Emmeramer Handschriften hervorzuheben ist besonders jene, die die *Ratio de catechizandis rudibus* enthält, einen Text, der zweifelsfrei Missionscharakter aufweist. Der 102 Blätter zählende Kodex befindet sich gegenwärtig in der Bayerischen Staatsbibliothek München (Clm 14410). Eine Edition der *Ratio* (Clm 14410, fol. 85v–92v) liegt vor in: HEER, Ein Karolingischer Missions-Katechismus, S. 77–88. Dem Text diene insbesondere die Schrift *De catechizandis rudibus* des heiligen Augustinus als Vorlage und ihm liegt das Motiv der Heidenbekehrung zugrunde, vgl. ebd., S. 9 f. Der Text unterteilt sich in sechs Katechesen, die von der „Vergänglichkeit der irdischen und de[m] ewigen Wert der himmlischen Güter“ und den christlichen Geboten handeln, entwickelt darüber hinaus den monotheistischen Gottesbegriff und wendet sich gegen ein offen praktiziertes Heidentum, vgl. ebd., S. 8 f. Im Verbund mit den anderen im Kodex enthaltenen Texten sollte die *Ratio* scheinbar zu einem vollständigen Taufunterricht dienen, vgl. ebd., S. 3. Dass die *Ratio* ursprünglich bereits für die Awarenmission bestimmt gewesen sein muss, hat Joseph Michael Heer eindeutig nachgewiesen, vgl. ebd., S. 23–30. Somit liegt die Annahme nahe, die Handschrift habe dem Kloster St. Emmeram auch für die Mission nach Böhmen gedient.

¹⁰⁵ Arbeo von FREISING, *Vita vel passio*, MGH SS rer. Germ., Bd. 13, S. 30.

¹⁰⁶ Ebd., S. 32.

¹⁰⁷ Ebd., S. 34. Die Datierung der Reise des heiligen Emmerams nach Baiern war lange Zeit

Auch wenn das ursprüngliche Vorhaben Emmerams scheiterte, so identifizierte sich später das nach ihm benannte Kloster sicher mit dem Gedanken an eine Missionierung im Osten und deren Fortsetzung. Denn schon einige Zeit, bevor in anderen Teilen Bayerns Klöster zur Slawenmission errichtet wurden, hatte das Kloster St. Emmeram in der Nähe der Grenze zu Böhmen sein Filialkloster Chammünster gegründet.¹⁰⁸ Die erste Nachricht zu Chammünster selbst stammt aus dem Jahr 819, der Zeit Bischof Baturichs;¹⁰⁹ dennoch hält man in der Forschung eine Gründung schon Mitte des 8. Jahrhunderts für möglich.¹¹⁰ So wird auch die Existenz einer nicht mehr auffindbaren Urkunde angenommen, in der Herzog Odilo um das Jahr 740 dem ersten Regensburger Bischof Gaubald einen Teil seines Chamer Besitzes zum Zweck der Errichtung einer Klosterzelle für die geistliche Fürsorge der dortigen Siedlungen geschenkt haben soll; ebenso wenig erhalten ist eine spätere Erneuerungsurkunde Herzog Tassilos III.¹¹¹ Über die einstige Schenkung und deren Erneuerung gibt lediglich die besagte Gerichtsurkunde vom 14. Dezember 819 Auskunft, in der Chammünster erstmals genannt wird. Darin wird aber weder Herzog Odilo namentlich noch das Jahr 740 explizit genannt, sondern nur, dass Tassilo die Grenzen der Mark Cham nach „*anterioris traditionem [...] pro sua suorumque anima parentum*“ wiederhergestellt habe,¹¹² wenn auch die Schlussfolgerung, zu den „*parent[es]*“ müsse sein Vater Odilo gezählt haben, logisch erscheint. Dem eigentlichen Urkundeninhalt zufolge kam Bischof Baturich in jenem Jahr von Regensburg „*ad Chambe, ubi cella ipsa constructa est super flumen, quod Regan dicitur [...], vt [...] cum illis vicinis haberet rationem, qui commarcam sancti Petri apostoli et beati Emmerammi martyris iniuste sibimet vsurpauerunt.*“¹¹³ Baturich setzte schließlich

äußerst umstritten. In der jüngeren Vergangenheit mehrten sich jedoch plausible Argumente für eine Datierung auf die beiden ersten Jahrzehnte des 8. Jahrhunderts. Egon Boshof legte den Tod Emmerams auf das Jahr 715, wonach der Heilige etwa im Jahr 712 in den Dienst Theodos II. eingetreten sein muss, da er laut seiner Vita „*per triennium*“ in Baiern tätig war, vgl. BOSHOFF, Agilolfingisches Herzogtum, S. 7 f.; ARBEO VON FREISING, Vita vel passio, MGH SS rer. Germ., Bd. 13, S. 37. Auch für Walter Pohl ist die Verlegung des Awareneinfalls an der Enns in das 7. Jahrhundert seitens der Forschung längst überholt und eine Datierung auf den Zeitraum um das Jahr 715 erscheint immer mehr als gesichert, vgl. POHL, Die Awaren, S. 308.

¹⁰⁸ MAI, Bemerkungen zur Taufe, S. 14.

¹⁰⁹ WIDEMANN, Die Traditionen des Hochstifts Regensburg, Nr. 16, S. 15 ff. Die Nennung der Klosterzelle erfolgt im Zusammenhang mit der Restitution der Mark Cham.

¹¹⁰ MAI, Bemerkungen zur Taufe, S. 14; vgl. auch HERRMANN, Zur frühmittelalterlichen Regensburger Mission, S. 177 f. Entsprechende Siedlungsgrundlagen, die ein Kloster benötigte, bestanden in der Further Senke im 8. Jahrhundert bereits. Ferner ist eine von Beginn an mit Missionsabsichten in Verbindung stehende Gründung durchaus naheliegend, wenn auch Kontakte mit der böhmischen Bevölkerung direkt für die Gründungszeit noch nicht zwingend anzunehmen sind, vgl. ebda. Ebenso hat Hans Dachs weniger für einen wirtschaftlichen, sondern vielmehr für einen politischen und kirchlichen Zweck plädiert, da eine Gründung in einem so wichtigen Grenzgebiet „in der städtelosen Frühzeit nur dem Gedanken entspringen [konnte], [...] einen kulturellen Stützpunkt zu schaffen [...]“, vgl. DACHS, Der Umfang der kolonialisatorischen Erschließung, S. 162 f. Für eine solche Intention spricht außerdem, dass die Further Senke im Frühmittelalter ein vielbefahrener und somit wichtiger Handelsweg war, auf dem bereits der Merowingerkönig Dagobert I. im 7. Jahrhundert nach Böhmen zog, vgl. hierzu: PIENDL, Das Landgericht Cham, S. 1.

¹¹¹ DINKLAGE, Cham im Frühmittelalter, S. 171 f.

¹¹² WIDEMANN, Die Traditionen des Hochstifts Regensburg, Nr. 16, S. 16.

¹¹³ Ebd., S. 15 f.

durch, dass die alten Grenzen wiederhergestellt wurden und die gesamte Gemarkung innerhalb der Regensburger Bistumsgrenzen erhalten blieb.¹¹⁴ Damit konnte nicht zuletzt auch der religiöse Stützpunkt für die Mission nach Böhmen in den darauffolgenden Jahren gesichert werden.

2. Die Taufe der 14 böhmischen *duces* im Jahr 845 und ihre Folgen

Auf politischer Ebene bestanden Kontakte und Auseinandersetzungen zwischen Böhmen und dem Frankenreich schon seit dem 7. Jahrhundert. Doch erst seit der Zeit Karls des Großen gelang es den Franken durch militärische Eingriffe trotz einiger Niederlagen immer mehr Einfluss auf Böhmen zu nehmen. Seitens der Forschung wird eine Teilnahme böhmischer *duces* auf der Synode von Frankfurt im Jahr 822 gar bereits als Beleg für eine Unterwerfung gesehen, nachdem sie sich Ende des 8. Jahrhunderts wohl noch widersetzt hatten, einen Tribut ans Reich zu zahlen.¹¹⁵ Im Zusammenhang mit der Intensivierung der Kontakte in der Folgezeit stand möglicherweise ein Versuch der Böhmen, die Lebensweise der Frankenkönige nachzuahmen, um weiteren Konflikten mit dem Reich zu entgehen, ohne dass diese Mitte des 9. Jahrhunderts bereits gänzlich in Böhmen angenommen worden war.¹¹⁶ Hierbei spielten natürlich auch Glaubensfragen eine große Rolle.

Ein markantes Ereignis, das erwiesenermaßen zum „Export“ des Christentums nach Böhmen beitrug, war die Taufe von 14 böhmischen *duces* vor Ludwig dem Deutschen in Regensburg im Jahr 845. Ein knapper Bericht zu jener Taufe findet sich in den *Annales Fuldenses*: „Hludowicus XIII ex ducibus Boemanorum cum hominibus suis christianam religionem desiderantes suscepit et in octavis theophaniae baptizari iussit.“¹¹⁷ Das Ereignis fand im Regensburger Baptisterium statt, das sich vermutlich an der Stelle der ehemaligen St. Johannskirche befunden hat, die im 14. Jahrhundert dem Neubau des Regensburger Doms weichen musste und etwas weiter westlich neu gebaut wurde.¹¹⁸ Der Taufbericht ist deshalb so entscheidend, weil er als „die erste Nachricht vom Missionserfolg der Regensburger Missionare in Böhmen“¹¹⁹ und oftmals als Kennzeichen des „Höhepunkt[s] der Missionstätigkeit“¹²⁰ gesehen wird. Eine hierfür notwendigerweise vor der Mitte des 9. Jahrhunderts schon vorhandene Berührung mit dem Christentum seitens der Böhmen scheint in Anbetracht der vorangegangenen Ausführungen nachvollziehbar. Problematisch ist lediglich die Beurteilung der Nachricht aus den *Annales Fuldenses*, die

¹¹⁴ Ebd., S. 16.

¹¹⁵ LUTOVSKÝ, Der Verlauf der Zentralisierungsprozesse, S. 99. Dass hier und im Folgenden nicht von Herzögen gesprochen, sondern der Quellenbegriff *duces* verwendet wird, hängt damit zusammen, dass – wie oben erwähnt – für die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts keinesfalls von einem festen Stammesherzogtum in Böhmen auszugehen ist, sondern eher von einer Reihe verschiedener Stämme, vermutlich jeweils in Form einer Vereinigung kleiner Gruppen, die auf kulturellen Gemeinsamkeiten gegründet waren. Daher ist unter *duces* wohl etwas wie „Stammesobere“ zu verstehen, vgl. hierzu auch: MAI, Bemerkungen zur Taufe, S. 11 f.

¹¹⁶ LUTOVSKÝ, Der Verlauf der Zentralisierungsprozesse, S. 99 f.

¹¹⁷ *Annales Fuldenses*, MGH SS rer. Germ., Bd. 7, S. 35. Mittels der Angabe „in octavis theophaniae“ lässt sich mit dem 13. Januar das exakte Datum der Taufe bestimmen.

¹¹⁸ Vgl. GAMBER, Die Taufspendung im Baptisterium, S. 44–47.

¹¹⁹ KADLEC, Auf dem Weg, S. 33.

¹²⁰ MAI, Bemerkungen zur Taufe, S. 13.

besonders bei einigen tschechischen Historikern unterschiedlich ausfiel. So war Josef Pekař der Ansicht, dass „ohne Kampf, [...] aus eigener Wahl und vielleicht alle Fürsten der böhmischen Stämme sich entschieden haben den christlichen Glauben anzunehmen.“¹²¹ Kamil Krofta bemerkte dagegen kritisch: „Schon die Ansicht, daß damals die Herzöge oder Fürsten aller damaligen Stämme die Taufe angenommen haben, widerspricht dem Bericht der Fuldaer Annalen, daß von den böhmischen Stämmen 14 getauft wurden, woraus fließt, daß nicht alle getauft wurden.“¹²² Jaroslav Kadlec war aufgrund der Aufstände nicht näher bekannter böhmischer *duces* und der erfolglosen Kämpfe Ludwigs des Deutschen in Böhmen im Jahr 846 gar fest davon überzeugt, dass die Regensburger Taufe keinen dauerhaften Erfolg gehabt habe und Böhmen bis zur Ankunft des späteren mährischen Erzbischofs Method, der spätestens um 880 den ersten bekannten böhmischen Fürsten Bořivoj I. in Mähren getauft hat, heidnisch geliebt sei.¹²³ Dieser Folgerung von Kadlec kann sich der Verfasser der vorliegenden Arbeit jedoch nicht anschließen. Denn folgt man der überzeugenden Annahme Franz Zagibas, das Christentum sei vermutlich spätestens um 800 nach Mähren gekommen und die Mission der bayerischen Bischöfe habe Böhmen etwa zur gleichen Zeit erreicht,¹²⁴ ist es nur schwer vorstellbar, dass der christliche Glaube in Böhmen – in dem Maß, in dem er vorhanden war – allein wegen zweier Konflikte in den Jahren 846 und 849, deren Urheber noch nicht einmal zu den 14 *duces* gehört haben müssen, für mehr als 30 Jahre völlig erschüttert worden sei. Dass heidnische Elemente bis zur Ankunft Methods in Böhmen vorhanden waren und bisher keine archäologischen Nachweise für Stein- oder Holzkirchen bis zum Ende des 9. Jahrhunderts existieren, schließt nicht aus, dass Teile Böhmens bzw.

¹²¹ Zit. nach der deutschen Übersetzung bei: KADLEC, Auf dem Weg, S. 33 f.

¹²² Zit. nach ebd., S. 34.

¹²³ Ebd. Die Fuldaer Annalen berichten zu 846, dass Ludwig „per Boemanos cum magna difficultate et grandi damno exercitus sui reversus est“, vgl. *Annales Fuldenses*, MGH SS rer. Germ., Bd. 7, S. 36. Von einem zweiten Konflikt im Jahr 849 ist die Rede, als die „Boemani more solito fidem mentientes contra Francos rebellare moliantur“, vgl. *Annales Fuldenses*, MGH SS rer. Germ., Bd. 7, S. 38. Die Annalen sprechen an dieser Stelle nur vom unbestimmten Gesamtbegriff der Böhmen und differenzieren sie nicht nach jenen Stämmen, die tatsächlich angegriffen haben, was mit einer gegenüber dem böhmischen Heidentum allgemein feindlichen Haltung zu werten sein könnte. Es ist jedenfalls kaum vorstellbar, dass „die 14 duces schon in so kurzer Frist die Treue gebrochen hätten“, vgl. STABER, Regensburg und Böhmen, S. 15. Eher ist anzunehmen, dass es sich bei den Angreifern um jene Stammesführer handelte, die sich nicht in Regensburg haben taufen lassen und sich als heidnische Gegenbewegung gegen die Einführung des Christentums und das Ostfränkische Reich allgemein wehren wollten, vgl. MAI, Regensburg als Ausgangspunkt, S. 6.

¹²⁴ ZAGIBA, Die christliche Mission, S. 25. Nach dem Untergang des Awarenreiches und in Folge der Absicht Karls des Großen, die dort angesiedelten Völker Ende des 8. Jahrhunderts zu christianisieren, wurden die Bistümer Salzburg, Passau und Regensburg wohl spätestens mit einem Missionsauftrag betraut, vgl. MAI, Bemerkungen zur Taufe, S. 13. Inwiefern man für diesen Zeitraum schon von einem Missionserfolg sprechen kann, ist nicht eindeutig zu fassen. Dass die Salzburger und Passauer Mission im 9. Jahrhundert zunächst erfolgreicher war, lag sicher nicht zuletzt daran, dass diese in Mähren auf ein festgefügtes Staatsgebilde traf, die Regensburger Missionare in Böhmen hingegen auf ein Konglomerat verschiedener Stämme, vgl. DERS., Regensburg als Ausgangspunkt, S. 5. In diesem Gesamtkontext ist ebenfalls das Kloster Chammünster – wie gezeigt ein nicht zu vernachlässigender Anhaltspunkt für einen religiösen Kontakt nach Böhmen spätestens zu Beginn des 9. Jahrhunderts – zu verorten.

einzelne Stämme bereits über einen längeren Zeitraum christliche Praktiken gepflegt hatten.

Nicht zuletzt das Fürstengrab bei Kolín,¹²⁵ ca. 60 Km östlich von Prag, das bereits auf die 860er Jahre datiert, ist ein Beleg für praktiziertes Christentum vor 880. Darin findet sich ein Kelch als Grabbeigabe, von dem angenommen wird, dass er mehr als Kultgegenstand diente als dass er die Funktion eines einfachen Trinkgefäßes erfüllte.¹²⁶ Da ein Zusammenhang mit der frühestens auf 870 zu datierenden Taufe des ersten böhmischen Fürsten Borivoj I. nicht bestehen kann, ist es gar denkbar, dass es sich bei dem Bestatteten um einen der 14 *duces* handelt, der 845 in Regensburg jenen Kelch als Geschenk zur Taufe erhalten haben könnte.¹²⁷ So aussagekräftig der Quellenbefund zur Taufe auch ist, so schleierhaft bleiben letztendlich die Anfänge der Kenntnis und Ausbreitung des Christentums in Böhmen, über die sichere Quellen fehlen. Einer der Gründe für die Annahme des christlichen Glaubens in Regensburg im Jahr 845 könnte jedenfalls gewesen sein, dass die böhmischen *duces* bei Ludwig dem Deutschen Schutz gegen das Großmährische Reich oder gegen den Expansionsdrang der Přemysliden gesucht haben.¹²⁸

III. Die Einbindung Böhmens in das Bistum Regensburg bis zum Jahr 973

Nachdem trotz überschaubarer Quellenlage deutlich geworden ist, dass das Christentum in Böhmen spätestens im 9. Jahrhundert Fuß fassen konnte, soll im Folgenden an Hand von Quellen sowohl aus böhmischer Sicht als auch aus der Perspektive von Schreibern des Reichs veranschaulicht werden, wie stark sich der Einfluss des Bistums Regensburg auf das Gebiet im Osten in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts noch entwickeln sollte.

Ein endgültiger Missionserfolg ist sicherlich seit dem Jahr 895 zu belegen, als sich der böhmische Herzog Spytihněv I. von Mähren abgewandt und gemeinsam mit Fürst Vitislav auf einer Versammlung in Regensburg König Arnulf von Kärnten die Treue geschworen hatte, wie es die *Annales Fuldenses* berichten: „Mediante mense Iulio habitum est urbe Radasbona generale conventum; ibi de Sclavania omnes duces Boemanorum, [...] quorum primores erant Spitzignewo, Witizla, ad regem venientes et honorifice ab eo recepti per manus, prout mos est, regiae potestati reconciliatos se subdiderunt.“¹²⁹

Dieser formalen Unterwerfung der Böhmen unter das Ostfränkische Reich könnte indes ein Vorbeugen gegenüber der Gefahr einer möglichen Versklavung durch das Großmährische Reich zugrunde gelegen haben.¹³⁰ Es ist kaum anzunehmen, dass Spytihněv I. nach seinem Treuebekenntnis der Ausübung von heidnischen Praktiken im eigenen Herzogtum noch einen großen Toleranzspielraum ließ. Dass es nicht lange gedauert haben kann, bis sich auch der kirchenrechtliche Status Böhmens änderte, zeigen die Aussagen in den Wenzelslegenden des 10. Jahrhunderts.¹³¹ Gum-

¹²⁵ Vgl. hierzu die Erläuterung in der vorliegenden Arbeit, S. 20, Anm. 91.

¹²⁶ MAI, Regensburg als Ausgangspunkt, S. 7.

¹²⁷ Ebda.

¹²⁸ Vgl. DERS., Bemerkungen zur Taufe, S. 17 f.

¹²⁹ *Annales Fuldenses*, MGH SS rer. Germ., Bd. 7, S. 126.

¹³⁰ Vgl. hierzu: HERRMANN, Bischof Tuto, S. 18.

¹³¹ Zur Intention der Verfasser der Wenzelslegenden und ihrer Glaubwürdigkeit vgl. die Einleitung der vorliegenden Arbeit, S. 11 ff.

pold von Mantua berichtet in seiner Wenzelsvita aus den 980er Jahren an einer Stelle, die das Vorhaben Wenzels, die Veitskirche in Prag zu errichten, beschreibt, Folgendes: „Nec mora, instat impiger facti, fervens autem propositi, missis Ratesponae sedi regiae legatariis, Tutonem episcopum, totius probitatis virum, cuius diocesi tota subcluditur Boemia, supplici rogatu, quo idem opus Deo sacrandum eius licentia et assensu fieret, implorat.“¹³²

Eine ähnliche Darstellung – ebenfalls aus den 980er Jahren – findet sich beim Prager Mönch Christian: „Gracia deinde divina cordi eius inspirante, templum Domino in honore beati Viti martyris condere meditans, [Wenceslaus] legatos allegat Ratisponsensem ad pontificem, in cuius, ut prediximus, tunc temporis diocesi constabat Bohemia [...]“¹³³

Diesen beiden Quellen liegt ohne Zweifel in Gestalt der sogenannten *Crescente fide Christiana* die älteste Wenzelslegende zugrunde, die Mitte der 970er Jahre im Kloster St. Emmeram entstanden ist. Auch darin scheint deutlich eine Abhängigkeit Böhmens vom Bistum Regensburg durch, wenn Wenzel sich an Bischof Tuto wendet: „Eo namque tempore cogitavit templum aedificare domino, et per nuncios sciscitavit urbis Radesbonae episcopum religiosum, nomine Tutum, dicens: [...] ego autem cum tua licentia similiter opto condere ecclesiam domino deo in honorem sancti Viti martyris Christi.“¹³⁴

Die in allen drei Quellen belegte Tatsache, dass Wenzel den Regensburger Bischof um Erlaubnis bat, die Veitskirche errichten zu dürfen, zeigt bereits das enge Verhältnis zwischen dem Bistum und dem Gebiet im Osten in dieser Zeit.¹³⁵ Gumpold und Christian benennen zudem die Zugehörigkeit Böhmens zum Bistum Regensburg direkt. Da Bischof Tuto im Jahr 930 und der heilige Wenzel spätestens 935 gestorben sind, muss die Abhängigkeit folglich seit dem ersten Viertel des 10. Jahrhunderts bestanden haben, vermutlich gar recht zeitnah nach der Unterwerfung Herzog Spytihněv I. im Jahr 895.

Die Rolle Bischof Tutos bei der Entwicklung der kirchlichen Beziehung zu Böhmen ist nicht zu unterschätzen. Er ist immerhin einer der wenigen Bischöfe, die in einer altslawischen Legende genannt werden.¹³⁶ Die *Crescente fide Christiana* wirkt alles andere als negativ, wenn sie in wohlwollender Manier von „multi[s] sacerdot[ibus] de provincia Bavariorum et de Svevia“ berichtet, die von Wenzels Ruf

¹³² Gumpold von MANTUA, Vita Vencezlavi, MGH SS, Bd. 4, S. 219.

¹³³ Christianus Monachus, Vita et passio, cap. 6, S. 60 ff.

¹³⁴ EMLER, Fontes rerum Bohemicarum, Bd. 1, S. 186.

¹³⁵ Wann genau Wenzel die Absicht hegte, die Kirche zu bauen, ist ungewiss. Zumindest aus den Prager Annalen ist jedoch bekannt, dass sie im Jahr 929 von Tuto geweiht wurde: „Consecratio ecclesie sancti Viti a Tutone episcopo Ratisponensi“, vgl. Annales Pragenses, MGH SS, Bd. 3, S. 119. Die *Annales Gradicensis* verlegen die Weihe zwar auf den 22. September 930, nennen in diesem Zusammenhang allerdings „Michael[...] Ratisbonensi[s] episcop[us]“ als Konsekrator, vgl. Annales Gradicensis, MGH SS, Bd. 17, S. 645. Da auf Bischof Tuto im Jahr 930 jedoch Bischof Isangrimm folgte und Michael erst im Jahr 941 – vgl. GAMS, Series episcoporum, S. 304 –, ist die Angabe in dieser Quelle höchst fragwürdig. Erwin Herrmann hielt es unterdessen für möglich, dass Michael höchstens als Stellvertreter Tutos in Prag anwesend war, vgl. HERRMANN, Bischof Tuto, S. 25. Da Tuto erst am 12. Oktober 930 starb, liegt das in den *Annales Gradicensis* angegebene Datum zumindest noch im Bereich des Möglichen; vgl. zum Tod Tutos etwa: REINDEL, Die bayerischen Luitpoldinger, S. 156.

¹³⁶ Vgl. HERRMANN, Bischof Tuto, S. 24 f.

hörten und „cum reliquiis sanctorum et libris“ zu diesem nach Böhmen strömten,¹³⁷ während Tuto die kirchliche Verwaltung Böhmens innehatte. Der Regensburger Bischof unterstützte wie kein anderer die Christianisierungstendenz der Přemysliden, half zugleich bei der Befestigung ihrer Herrschaft im böhmischen Raum und legte den Grundstein für die Motivation, ein eigenständiges Bistum Prag zu errichten.¹³⁸

Die scheinbar durchweg positive Anerkennung Regensburgs seitens der Quellen zur böhmischen Kirchengeschichte – auch in späterer Zeit – soll jedoch nicht zur Annahme verleiten, die Regensburger Bischöfe hätten über unbegrenzte Macht im neugewonnenen Gebiet verfügt. So nutzten die Böhmen beispielsweise die räumliche Distanz als Vorteil und zahlten zu keinem Zeitpunkt die an das Regensburger Bistum zu leistenden Abgaben, was sich daraus erschließt, dass erst nach der Gründung des Bistums Prag ein kirchlicher Zehnt eingeführt wurde.¹³⁹ Ferner war seit dem Ende des 9. Jahrhunderts nicht der Regensburger Bischof verantwortlicher Kirchenherr in Böhmen, sondern der Landesfürst. Die erste kirchenslawische Legende über den heiligen Wenzel kündigt davon entsprechend: „In allen Städten hat er in bester Weise Kirchen gegründet und Knechte Gottes aus allen Völkern in ihnen angestellt, die Tag und Nacht den Gottesdienst begingen, auf Anordnung Gottes und seines Knechtes Wenzeslaus.“¹⁴⁰

Zudem waren die zuvor genannten Autonomiebestrebungen hinsichtlich eines eigenen Bistums bereits zur Zeit Wenzels vorhanden. So ist mitunter ein bestimmter Abschnitt in der *Crescente fide Christiana* zu verstehen: „In tempore autem illo voluit ire Romam, ut papa eum indueret vestibus monasticis, et pro dei amore relinquere voluit principatum, et dare illud fratri suo.“¹⁴¹ Wenzel selbst wollte scheinbar seine Herrschaft niederlegen und ein monastisches Leben führen. Im Zusammenhang mit dem Bau der Veitskirche in Prag kann dieser Besuch beim Papst allerdings beinahe nur so gedeutet werden, dass Wenzel eine Neuregelung der kirchlichen Verhältnisse in Böhmen anstrebte, da er ausschließlich mit Rom und nicht mit Regensburg Rücksprache halten wollte.¹⁴² Nach der Ermordung Wenzels durch seinen Bruder Boleslav wurden seine möglichen Pläne jedoch vereitelt.¹⁴³ Wenn auch in den

¹³⁷ EMMLER, *Fontes rerum Bohemicarum*, Bd. 1, S. 185.

¹³⁸ HERRMANN, *Bischof Tuto*, S. 27 f.

¹³⁹ MAI, *Regensburg als Ausgangspunkt*, S. 8.

¹⁴⁰ Zit. nach der deutschen Übersetzung der tschechischen Vorlage bei: STABER, *Die Missionierung Böhmens*, S. 34; vgl. hierzu auch: HAUSBERGER, *Mission und frühes Christentum*, S. 6.

¹⁴¹ EMMLER, *Fontes rerum Bohemicarum*, Bd. 1, S. 185.

¹⁴² Vgl. hierzu: MAI, *Regensburg als Ausgangspunkt*, S. 8 f. Die Romreise fand im Übrigen erst nach der Weihe der Veitskirche statt, wie aus der Quelle ersichtlich wird.

¹⁴³ Wenzels exaktes Todesjahr ist umstritten. Die Quellen schwanken hierbei zwischen 929 und 935, vgl. ebd., S. 9. Eine heidnische Reaktion gegen den christlichen Herzog ist auszuschließen. Dafür war das Christentum – zumindest in der Oberschicht – doch schon zu sehr verankert. Wenzel hatte scheinbar Verbindungen zu Heinrich I. nach Sachsen und so lässt sich die Intention seines Bruders vielleicht so deuten, dass dieser – möglicherweise gemeinsam mit dem bayerischen Herzog Arnulf I., dessen Verhältnis zu Heinrich I. angespannt war – die sächsischen Tendenzen Wenzels verhindern wollte. Dafür spricht auch der Feldzug Heinrichs I. nach Böhmen in der Folgezeit. Dort traf er auf Arnulf I., der Boleslav wohl vor der Rache des Königs habe schützen wollen, vgl. HERRMANN, *Bischof Tuto*, S. 26. Herrmann hält aufgrund der Tatsache, dass Böhmen zwischen 935 und 950 weitgehend unabhängig war, gar eine „frühnationalistische“ und antideutsche Reaktion Boleslavs für denkbar, vgl. ebd., S. 27.

folgenden Jahrzehnten immer wieder Bestrebungen zu erkennen waren, diese Pläne zu verwirklichen, wurde die Gründung eines eigenständigen Prager Bistums nicht zuletzt durch die Barrieren des Staats- und Kirchenrechts noch hinausgezögert und erst im Jahr 973 umgesetzt.

Die Voraussetzungen für eine Bistumsgründung wurden nach dem politischen Umsturz und unter der Herrschaft Boleslavs I. nicht weniger kompliziert. Der böhmische Herzog hätte solch ein Vorhaben nicht allein durchführen können, da eine Zustimmung des Kaisers und des Papstes, die sich miteinander absprechen mussten, unabdingbar war.¹⁴⁴ Zwar besaßen die deutschen Bistümer im 10. Jahrhundert in Anlehnung an das Staatskirchenkonzept Karls des Großen den Status als zentrale Reichsinstitutionen, deren Bischöfe spätestens seit 938 ausnahmslos reichsunmittelbar waren, doch bedurfte es bei Bistumsgründungen der Zustimmung des Papstes und des bisherigen Bischofs als Jurisdiktionsinhaber.¹⁴⁵ Erst nach dem Vollzug der staatsrechtlichen Vorgänge der Kommendation, Investitur und Belehnung wurde der neue Bischof durch seinen Metropolitanen geweiht.¹⁴⁶ Diese staatsrechtlichen Bedingungen durften spätestens seit Mitte der 950er Jahre auch für Böhmen gelten haben, da eine Vasalität Herzogs Boleslav I. zum deutschen König aufgrund der Tatsache, dass jener bei der Ungarnabwehr 955 Heeresfolge leistete, zweifellos angenommen werden darf.¹⁴⁷ Boleslav I. war es schließlich auch, der mehr als drei Jahrzehnte nach Wenzels Tod die ersten Verhandlungen auf den Weg brachte. Einen ersten Hinweis darauf scheint ein Brief von Papst Johannes XIII. an den Herzog zu geben, der jedoch nur in der Chronik des Cosmas von Prag überliefert ist.¹⁴⁸ Dieser Brief stellt nach Cosmas eine Reaktion des Papstes auf die Bitten Boleslavs, ein eigenständiges Bistum in Prag errichten zu dürfen, dar. Jener antwortet dem Herzog Boleslav schließlich mit den Worten: „[...] scilicet ut nostro assensu in tuo principatu ad laudem et gloriam Dei ecclesie liceret fieri episcopatum.“¹⁴⁹ Mit dem Adressaten kann eigentlich nur Boleslav I. gemeint sein, da dieser spätestens im Jahr 972 – ebenso wie Johannes XIII. – gestorben ist. Cosmas von Prag lässt den Leser allerdings glauben, dass es sich hier um dessen Nachfolger Boleslav II. handelt. So schreibt er von Mlada, die „huius [...] germana soror [fuit]“¹⁵⁰ und Boleslav den Brief überbracht haben soll, nachdem sie längere Zeit in Rom verbracht hatte und der Papst zuvor „consecra[vera]t eam abbatissam mutato nomine Mariam.“¹⁵¹ Da die Reise und der Aufenthalt Mladas in Rom einen längeren Zeitraum in Anspruch neh-

¹⁴⁴ KADLEC, Auf dem Weg, S. 37. Dies gestaltete sich aufgrund der Rivalität zwischen Kaiser- und Papsttum bereits zu jener Zeit als äußerst schwierig, da der Papst – insbesondere Johannes XIII. in den 960er Jahren – „ein weiteres Glied im System der Reichschristianisierung und eine Vermehrung der deutschen Vorherrschaft im Osten unter Ausschluß des päpstlichen Einflusses“ nicht zulassen wollte, vgl. MAI, Regensburg als Ausgangspunkt, S. 9.

¹⁴⁵ MAYER, Die Errichtung des Bistums Prag, S. 27 f. Ein besonders charakteristisches Beispiel ist für die hier relevante Zeit besonders der Weg zur Gründung des Bistums Magdeburg unter Otto dem Großen hinsichtlich der Missionsarbeit in den slawischen Gebieten, vgl. hierzu: KADLEC, Auf dem Weg, S. 38 f.

¹⁴⁶ MAYER, Die Errichtung des Bistums Prag, S. 29.

¹⁴⁷ Ebd., S. 30.

¹⁴⁸ COSMAS VON PRAG, *Chronica Boemorum*, MGH SS rer. Germ. N. S., Bd. 2, liber I, cap. 22, S. 43 f.

¹⁴⁹ Ebd., S. 43.

¹⁵⁰ Ebd., S. 42. Boleslav I. war der Vater von Boleslav II. und Mlada.

¹⁵¹ Ebda.

men musste, kann Boleslav II. aufgrund dessen, dass er frühestens kaum unmittelbar vor dem Tod Johannes' XIII. erst zur Herrschaft in Böhmen gelangt war, nicht derjenige sein, der bereits lange Zeit um die Errichtung des Bistums gebeten hatte. Hierfür kommt folglich nur sein und Mladas Vater, Boleslav I., in Frage.¹⁵² Der Brief ist unterdessen nicht genauer zu datieren. Es kommt prinzipiell die gesamte Amtszeit Johannes' XIII. in Frage, also 965 bis 972.¹⁵³ Problematisch ist jedoch insgesamt, dass der Brief in der Forschung größtenteils für eine Fälschung gehalten wird, da weder die enthaltenen Begriffe vollständig zur liturgischen Sprache des 10. Jahrhunderts passen noch entspricht das Formular dem typischen kurialen Stil.¹⁵⁴ Dennoch gilt der historische Kern des Briefes, dass das Bistum auf Initiative eines böhmischen Herzogs und unter Beteiligung des Papstes entstanden sei, als zuverlässig.¹⁵⁵ Somit ist Boleslav I. sicherlich das Verdienst anzurechnen, diesen Prozess in die Wege geleitet zu haben. Die Umsetzung geschah letztendlich unter seinem Nachfolger Boleslav II. Selbst wenn man davon ausgeht, dass Papst Johannes XIII. aufgrund seiner Vorbehalte¹⁵⁶ eine Bistumsgründung nicht geduldet hätte, so ist die Zustimmung spätestens durch Benedikt VI., der 973 bereits im Amt war, zweifelsfrei erfolgt. In hohem Maß daran beteiligt war nicht zuletzt Bischof Wolfgang von Regensburg, der sich gegen den Willen seines Domklerus' durchsetzte und seine eigenen Ansprüche zurückstellte, indem er das Gebiet seines eigenen Bistums bewusst schmälerte. Wolfgangs Begründung für sein Vorgehen findet sich in seiner durch Otloh von St. Emmeram im 11. Jahrhundert verfassten Lebensbeschreibung: „Pretiosam igitur margaritam sub praedictae latentem provinciae terra conspicimus, quam ni venditarum comparatione rerum non acquirimus. Ideoque audite quae dico. Ecce ego me meaque omnia libenter impendo, ut ibi domus Domini per corroboratam scilicet ecclesiam stabiliatur.“¹⁵⁷

Diese selbstlose Bereitwilligkeit Wolfgangs, einen Teil seines Gebiets abzugeben, um die böhmische Kirche zu stärken, erscheint auf den ersten Blick ungewöhnlich. Doch wertet man diese passive Haltung im Sinne von „dulndend“, lässt sich erkennen, dass es sich um einen in der hagiographischen Literatur typischen Vorgang handelt, nämlich den „vielen Verdiensten [des Heiligen] ein weiteres, ein ganz besonderes hinzuzufügen.“¹⁵⁸

Auch Kaiser Otto II. befürwortete die Bistumsgründung, da er bereits zuvor schon eine Gesandtschaft zu Bischof Wolfgang schickte und darum bitten ließ, „ut acceptis pro parrochia praediis, in Poemia sibi liceret episcopatum efficere.“¹⁵⁹ Es war ihm wohl besonders daran gelegen, Böhmen dem bayerischen Einfluss zu ent-

¹⁵² Kadlec argumentiert indes mit dem Begriff „tua relativa“, wie Johannes XIII. Mlada gegenüber Boleslav nennt, und meint darin, die Bezeichnung „Tochter“ zu erkennen, vgl. KADLEC, Auf dem Weg, S. 40. Jedoch darf man nicht übersehen, dass *relativus/-a* in mittellateinischen Quellen nur einen allgemeinen Verwandtschaftsstatus angibt, ohne dabei den genauen Grad der Verwandtschaft zu bezeichnen. Insofern ist eine Argumentation für Boleslav I. nur über sein Todesjahr und die Zusammenhänge um Mladas Romaufenthalt zu führen.

¹⁵³ Kadlec argumentiert für 967 als frühestes Datum, vgl. ebd., S. 43.

¹⁵⁴ Vgl. etwa: BAUERREISS, Kirchengeschichte Bayerns, Bd. 2., S. 147; MAYER, Die Errichtung des Bistums Prag, S. 24 ff.; SPANGENBERG, Die Gründung des Bistums Prag, S. 763–766.

¹⁵⁵ MAYER, Die Errichtung des Bistums Prag, S. 27.

¹⁵⁶ Vgl. Anm. 144 in der vorliegenden Arbeit.

¹⁵⁷ Otloh von St. EMMERAM, Vita Sancti Wolkangi, MGH SS, Bd. 4, cap. 29, S. 538.

¹⁵⁸ ZIMMERMANN, Wolfgang von Regensburg, S. 66.

¹⁵⁹ Otloh von St. EMMERAM, Vita Sancti Wolkangi, MGH SS, Bd. 4, cap. 29, S. 538.

ziehen.¹⁶⁰ Somit stand der Gründung des Bistums Prag nichts mehr im Weg. Allerdings wurde dieses nicht dem kirchlichen Brauch bei Ausgliederungen entsprechend der Kirchenprovinz Salzburg zugeteilt, sondern dem Erzbistum Mainz, was zum einen mit der beabsichtigten Distanz zu Baiern, zum anderen aber auch mit der Entschädigung des Mainzer Erzbischofs zusammenhing, der durch die Errichtung des Erzbistums Magdeburg einige Jahre zuvor Einbußen im Osten erlitten hatte.¹⁶¹ Inwiefern man trotz der vorhandenen Quellenberichte die Gründung des Bistums tatsächlich mit dem für gewöhnlich angegebenen Jahr 973 zweifelsfrei verifizieren kann, bleibt letztlich offen, denn es fehlen die Urkunden von Papst und Kaiser oder Synodalprotokolle, in denen die Errichtung bestätigt wird.¹⁶² Abseits seiner ansonsten häufig strittigen Argumentation stellte Kadlec einst die berechnete Frage, wie eine Gründung im Jahr 973 zu erklären sei, wenn der erste Prager Bischof Dietmar erst 976 konsekriert wurde?¹⁶³ Im Katalog der Straßburger Bischöfe findet sich eine Aufzählung von Bischöfen, an deren Weihe der Straßburger Bischof Erkenbald beteiligt war. Entsprechend zur Zeit „ante Maium 976“ wird angegeben: „Dietmaru[s] Pragensis ecclesiae episcopum apud Bruchmagod [consecratus est].“¹⁶⁴ Selbst wenn man eine Gründung um 973 theoretisch annimmt, ist ein Bistum ohne Bischof – v. a. bei einer neuen Stiftung – besonders im 10. Jahrhundert in der Praxis kaum vorstellbar.¹⁶⁵ Ohne weitere beweiskräftige Quellen wird sich diese Frage in Zukunft kaum befriedigend beantworten lassen. Fest steht jedoch, dass die Gründung des Bistums Prag die kirchliche Autonomie Böhmens gefestigt und zur Unabhängigkeit vom Bistum Regensburg unbestreitbar beigetragen hat.

Resümee

Die Christianisierung des böhmischen Raums gehört sicherlich zu den größten Leistungen eines bayerischen Bistums im Mittelalter. Die Regensburger Missionare, denen in ihrem Ausbildungszentrum St. Emmeram beste Bedingungen für ein solches Unternehmen zuteil wurden, knüpften frühzeitig an die Tradition des heiligen Emmerams an und machten christliches Gedankengut mitunter bereits gegen Ende des 8. Jahrhunderts durch erste Kontakte in Böhmen bekannt. Der Prozess, der sich seitdem über 100 Jahre lang erstreckte, hatte zweifelsohne eine nachhaltige Wirkung.

Nach abgeschlossener Christianisierung blieb Böhmen für wohl immerhin mehr als 70 Jahre gar noch unter der Jurisdiktion der Regensburger Bischöfe, bis Wolfgang von Regensburg den Autonomiebestrebungen nachgab und in friedlichem Einvernehmen die Errichtung eines selbständigen Bistums Prag gewährte. Dass durch die Angliederung an das weit entfernte Erzbistum Mainz die kirchlichen Beziehungen Böhmens zu Regensburg geschwächt wurden, darf jedoch nicht den Schluss zulassen, dass sich diese Distanz auch auf der weltlichen Ebene vollzog. Im Gegenteil, die kirchenrechtliche Trennung hatte keinerlei negative Auswirkung auf den gemeinsamen Austausch innerhalb des Kulturraums von Regensburg und Böhmen. Während des gesamten Mittelalters hindurch war jener sehr ertrag- und erfolgreich, dies nicht

¹⁶⁰ Vgl. SCHWAIGER, Der heilige Bischof Wolfgang, S. 49.

¹⁶¹ Ebd., S. 50.

¹⁶² ZIMMERMANN, Wolfgang von Regensburg, S. 69 f.

¹⁶³ Vgl. KADLEC, Auf dem Weg, S. 44.

¹⁶⁴ *Catalogi Episcoporum Argentinensium*, MGH SS, Bd. 13, S. 323.

¹⁶⁵ KADLEC, Auf dem Weg, S. 44.

zuletzt durch den Umstand, dass die Regensburger Mönche und Bischöfe Böhmen einst den Eintritt in den westlichen Kulturkreis geebnet hatten.

Abschließend ist ein Postulat hinsichtlich weiterer Untersuchungen an die Forschung zu richten. So würde es sich anbieten, Vergleichsstudien über von Bistümern anderer Regionen ausgehende Missionsbewegungen in Richtung heidnischer Gebiete zu betreiben. Nachdem die Vorgänge in den altbayerischen Bistümern in der Vergangenheit insgesamt bereits des Öfteren beleuchtet worden sind, drängt sich die Frage auf, wie sich Missionsvorhaben in anderen Bistümern des Reiches im Vergleich zu Regensburg entwickelt haben. Hierbei ließe sich u. a. an das erwähnte Erzbistum Magdeburg hinsichtlich der Mission im Brandenburger Raum oder an die Bistümer Würzburg und Eichstätt bzw. das spätere Erzbistum Bamberg denken, das eine besondere Rolle bei der Slawenmission im 11. Jahrhundert einnahm. Aus methodischer Sicht wären schließlich zuletzt die strukturellen Voraussetzungen der einzelnen Bistümer zu untersuchen, in welchem Maß deren Missionsarbeit ein solch umfassender theologischer Bildungsapparat zugrunde lag, wie es im Bistum Regensburg der Fall war.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Gedruckte Quellen

- Annales Fuldenses sive Annales regni Francorum orientalis, hrsg. von Friedrich Kurze/Georg Heinrich Pertz (MGH SS rer. Germ., Bd. 7), Hannover 1891.
- Annales Gradicensens, hrsg. von Georg Heinrich Pertz (MGH SS, Bd. 17), Hannover 1861, S. 644–652.
- Annales Pragenses, hrsg. von Georg Heinrich Pertz (MGH SS, Bd. 3), Hannover 1839, S. 119–121.
- Annales Sancti Rudberti Salisburgenses, hrsg. von Georg Heinrich Pertz (MGH SS, Bd. 9), Hannover 1851, S. 758–810.
- Arbeo von Freising: Vita vel passio Haimhrammi episcopi et martyris Ratisbonensis, hrsg. von Bruno Krusch (MGH SS rer. Germ., Bd. 13), Hannover 1920, S. 1–99.
- Auctarium Garstense, hrsg. von Georg Heinrich Pertz (MGH SS, Bd. 9), Hannover 1851, S. 561–569.
- Catalogi Episcoporum Argentinensium, hrsg. von Georg Waitz (MGH SS, Bd. 13), Hannover 1881, S. 321–324.
- Christianus Monachus: Vita et passio Sancti Wenceslai et Sancte Ludmille ave eius, hrsg. von Jaroslav Ludvíkovský, Prag 1978.
- Cosmas von Prag: Chronica Boemorum, hrsg. von Bertold Bretholz (MGH SS rer. Germ. N. S., Bd. 2), Berlin 1923.
- Duchesne, Louis (Hrsg.): Le liber pontificalis. Texte, introduction et commentaire, Bd. 1 (Bibliothèque des Écoles Françaises d'Athènes et de Rome, Série 2, Bd. 3/1), Paris 1886.
- Einhard: Vita Karoli Magni, hrsg. von Oswald Holder-Egger (MGH SS rer. Germ., Bd. 25), Hannover/Leipzig 1911.
- Emmler, Josef (Hrsg.): Fontes rerum Bohemicarum, Bd. 1: Vitae Sanctorum et aliorum quorundam pietate insignium, Prag 1873, ND Hildesheim u. a. 2004.
- Gregor von Tours: Libri historiarum X, hrsg. von Bruno Krusch/Wilhelm Levison (MGH SS rer. Merov., Bd. 1/1), Hannover 1951.
- Gumpold von Mantua: Vita Vencezlavi ducis Bohemiae, hrsg. von Georg Heinrich Pertz (MGH SS, Bd. 4), Hannover 1841, S. 211–223.

- Litterae Gregorii II papae decretales, hrsg. von Georg Heinrich Pertz (MGH LL, Bd. 3), Hannover 1863, S. 451–454.
- Ludowici Germanici Diplomata, hrsg. von Paul Kehr (MGH DD LD), Berlin 1934, S. 1–284.
- Otloh von St. Emmeram: Vita Sancti Wolkangi episcopi, hrsg. von Georg Heinrich Pertz (MGH SS, Bd. 4), Hannover 1841, S. 521–542.
- Paulus Diaconus: Historia Langobardorum, hrsg. von Georg Waitz (MGH rer. Lang., Bd. 1), Hannover 1878, S. 12–187.
- Sancti Bonifatii et Lulli epistolae, hrsg. von Michael Tangl (MGH Epp. sel., Bd. 1), Berlin 1916.
- Widemann, Josef (Hrsg.): Die Traditionen des Hochstifts Regensburg und des Klosters St. Emmeram (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte, Neue Folge, Bd. 8), München 1943.
- Willibald von Mainz: Vitae Sancti Bonifatii archiepiscopi Moguntini, hrsg. von Wilhelm Levison (MGH SS rer. Germ., Bd. 57), Hannover/Leipzig 1905.

Literatur

- Bauerreiß, Romuald: Kirchengeschichte Bayerns, Bd. 2: Von den Ungarneinfällen bis zur Beilegung des Investiturstreits (1123), St. Ottilien 1950.
- Bischoff, Bernhard: Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit, Bd. 1: Die bayrischen Diözesen, Wiesbaden ²1960.
- Boshof, Egon: Agilolfingisches Herzogtum und angelsächsische Mission. Bonifatius und die bayerische Bistumsorganisation von 739, in: Erkens, Franz-Reiner (Hrsg.): Königtum, Kirche und Mission im Südosten des Reiches. Ausgewählte Aufsätze von Egon Boshof. Festgabe zum 75. Geburtstag (Veröffentlichungen des Instituts für Kulturraumforschung Ostbairerns und der Nachbarregionen der Universität Passau, Bd. 63), Passau 2012, S. 1–24.
- Bosl, Karl: Böhmen und seine Nachbarn. Gesellschaft, Politik und Kultur in Mitteleuropa (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 32), München/Wien 1976.
- Ders.: Probleme der Missionierung des böhmisch-mährischen Herrschaftsraumes, in: Hellmann, Manfred u. a. (Hrsg.): Cyrillo-Methodiana. Zur Frühgeschichte des Christentums bei den Slaven. 863–1963 (Slavistische Forschungen, Bd. 6), Köln/Graz 1964, S. 1–38.
- Dachs, Hans: Der Umfang der kolonialisatorischen Erschließung der Oberpfalz bis zum Ausgang der Agilolfingerzeit, in: VHVO 86 (1936), S. 159–178.
- Deutinger, Roman: Wie die Baiern Christen wurden, in: Fehr, Hubert/Heitmeier, Irmtraut (Hrsg.): Die Anfänge Bayerns. Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiovaria (Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte, Bd. 1), St. Ottilien ²2014, S. 613–632.
- Dietz, Karlheinz/Fischer, Thomas: Die Römer in Regensburg, Regensburg 1996.
- Dinklage, Karl: Cham im Frühmittelalter, in: VHVO 87 (1937), S. 162–184.
- Dresken-Weiland, Jutta: Sichtbare Zeugnisse des frühen Christentums in Regensburg. Eine Frau, Missionare und Reliquien, in: Hausberger, Karl/Unterburger, Klaus (Hrsg.): Domspitzen, Bischofshof und Heiligengräber. Zwei Jahrtausende Christentum in Regensburg, Regensburg 2014, S. 43–57.
- Dubielzig, Uwe: Regensburg. Spätantike, in: Bautier, Robert-Henri u. a. (Hrsg.): Lexikon des Mittelalters, Bd. 7, München/Zürich 1995, Sp. 563–564.
- Gamber, Klaus: Die Taufspendung im Baptisterium der Regensburger Kathedrale unter Herzog Tassilo III., in: Mai, Paul (Hrsg.): 850 Jahre Kollegiatstift zu den heiligen Johannes Baptist und Johannes Evangelist in Regensburg. 1127–1977, München/Zürich 1977, S. 37–52.

- Gams, Pius Bonifacius: *Series episcoporum ecclesiae catholicae, Regensburg 1873–1886*, ND Graz 1957.
- Hausberger, Karl: *Das Bistum Regensburg. Seine Geschichte*, Regensburg 2004.
- Ders.: Die kirchlichen Beziehungen zwischen Regensburg und Böhmen bis zur ersten Jahrtausendwende, in: Hausberger, Karl/Unterburger, Klaus (Hrsg.): *Domspatzen, Bischofshof und Heiligengräber. Zwei Jahrtausende Christentum in Regensburg*, Regensburg 2014, S. 75–84.
- Ders.: Mission und frühes Christentum. Die kirchlichen Beziehungen zwischen Regensburg und Böhmen bis zur Errichtung des Bistums Prag, in: Eiber, Ludwig/Luft, Robert (Hrsg.): *Bayern und Böhmen. Kontakt, Konflikt, Kultur. Vorträge der Tagung des Hauses der Bayerischen Geschichte und des Collegium Carolinum in Zwiessel vom 2. bis 4. Mai 2005* (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 111), München 2007, S. 1–12.
- Ders.: Unterwegs in lichten Höhen und unwirtlichen Niederungen. Ein Streifzug durch die Geschichte des Bistums Regensburg, in: Hausberger, Karl/Unterburger, Klaus (Hrsg.): *Domspatzen, Bischofshof und Heiligengräber. Zwei Jahrtausende Christentum in Regensburg*, Regensburg 2014, S. 9–22.
- Heer, Joseph Michael: *Ein Karolingischer Missions-Katechismus. Ratio de Cathecizandis Rudibus und die Tauf-Katechesen des Maxentius von Aquileia und eines Anonymus im Kodex Emmeram. XXXIII saec. IX* (Biblische und Patristische Forschungen, Bd. 1), Freiburg im Breisgau 1911.
- Heitmeier, Irmtraut: Die spätantiken Wurzeln der bairischen Noricum-Tradition. Überlegungen zur Genese des Herzogtums, in: Fehr, Hubert/Heitmeier, Irmtraut (Hrsg.): *Die Anfänge Bayerns. Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiuvaria* (Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte, Bd. 1), St. Ottilien 2014, S. 463–550.
- Herrmann, Erwin: Bischof Tuto von Regensburg (894–930), in: Schwaiger, Georg/Staber, Joseph (Hrsg.): *Regensburg und Böhmen. Festschrift zur Tausendjahrfeier des Regierungsantritts Bischof Wolfgangs von Regensburg und der Errichtung des Bistums Prag* (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 6), Regensburg 1972, S. 17–28.
- Ders.: Zur frühmittelalterlichen Regensburger Mission in Böhmen, in: *VHVO* 101 (1961), S. 175–187.
- Hilz, Anneliese: *Regensburg*, in: Körner, Hans-Michael/Schmid, Alois (Hrsg.): *Handbuch der Historischen Stätten*, Bd. 7: Bayern, Teilbd. 1: Altbayern und Schwaben (Kröners Taschenausgabe, Bd. 324), Stuttgart 2006, S. 679–702.
- Höbel, Lothar: *Böhmen. Eine Geschichte*, Wien/Leipzig 2012.
- Jirouřková, Lenka: Der heilige Wenzel und die Passio sancti Vencezlavi martyris des Gumpold von Mantua (um 983), in: Herbers, Klaus u. a. (Hrsg.): *Mirakelberichte des frühen und hohen Mittelalters* (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 43), Darmstadt 2005, S. 179–198.
- Kadlec, Jaroslav: Auf dem Weg zum Prager Bistum. Zur Vorgeschichte seiner Gründung, in: Zagiba, Franz (Hrsg.): *Geschichte der Ost- und Westkirche in ihren wechselseitigen Beziehungen. Acta Congressus historiae Slavicae Salisburgensis in memoriam SS. Cyrilli et Methodii anno 1963 celebrati* (Annales Instituti Slavici, Bd. 1/3), Wiesbaden 1967, S. 29–45.
- Kalivoda, Jan: Historiographie oder Legende? „Christianus monachus“ und sein Werk im Kontext der mitteleuropäischen Literatur des 10. Jahrhunderts, in: Holzhausen, Jens/Thome, Gabriele (Hrsg.): *Es hat sich viel ereignet, Gutes wie Böses. Lateinische Geschichtsschreibung der Spät- und Nachantike* (Beiträge zur Altertumskunde, Bd. 141), München/Leipzig 2001, S. 135–151.

- König, Daniel: Bekehrungsmotive. Untersuchungen zum Christianisierungsprozess im römischen Westreich und seinen romanisch-germanischen Nachfolgern. 4.–8. Jahrhundert (Historische Studien, Bd. 493), Husum 2008.
- Lutovský, Michal: Der Verlauf der Zentralisierungsprozesse im frühmittelalterlichen Böhmen, in: Sikora, Przemysław (Hrsg.): Zentralisierungsprozesse und Herrschaftsbildung im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa (Studien zur Archäologie Europas, Bd. 23), Bonn 2014, S. 93–125.
- Mai, Paul: Bemerkungen zur Taufe der 14 böhmischen duces im Jahr 845, in: BGBR 29 (1995), S. 11–18.
- Ders.: Regensburg als Ausgangspunkt der Christianisierung Böhmens. Bistum Regensburg und Bistum Prag, Kooperation und Konfrontation im Laufe der Jahrhunderte, in: ZBKG 65 (1996), S. 1–13.
- Mayer, Franz: Die Errichtung des Bistums Prag, in: Mai, Paul u.a. (Hrsg.): Millennium ecclesiae Pragensis. 973–1973 (Schriftenreihe des Regensburger Osteuropainstituts, Bd. 1), Regensburg 1973, S. 23–42.
- Naegle, August: Einführung des Christentums in Böhmen, Bd. 1 (Kirchengeschichte Böhmens, Bd. 1/1), Wien/Leipzig 1915.
- Ders.: Einführung des Christentums in Böhmen, Bd. 2 (Kirchengeschichte Böhmens, Bd. 1/2), Wien/Leipzig 1918.
- Nechutová, Jana: Die lateinische Literatur des Mittelalters in Böhmen (Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte, Reihe A: Slavistische Forschungen, Bd. 59), Köln u.a. 2007.
- Pekař, Josef: Die Wenzels- und Ludmila-Legenden und die Echtheit Christians, Prag 1906.
- Piendl, Max: Das Landgericht Cham (Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern, Reihe 1, Bd. 8), München 1955.
- Pohl, Walter: Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567–822 n. Chr., München³ 2015.
- Polívka, Miloslav: Bayern und Böhmen im Mittelalter, in: Brockhoff, Evamaria u.a. (Hrsg.): Bayern – Böhmen. 1500 Jahre Nachbarschaft. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2007. Zwiesel, 25. Mai bis 14. Oktober 2007 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur, Bd. 54), Augsburg 2007, S. 32–38.
- Reindel, Kurt: Die bayerischen Luitpoldinger. 893–989. Sammlung und Erläuterung der Quellen (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte, Neue Folge, Bd. 11), München 1953.
- Schätzler, Wilhelm: Das Kollegiatstift zur Alten Kapelle. Gestern und heute, in: BGBR 34 (2000), S. 7–10.
- Schmid, Alois: Die Herrschergräber in St. Emmeram zu Regensburg, in: DA 32 (1976), S. 333–369.
- Schmid, Peter: Regensburg – Stadt der Kaiser, Könige, Herzöge. Die Alte Kapelle als Pfalzkapelle, in: Hausberger, Karl/Unterburger, Klaus (Hrsg.): Domspitzen, Bischofshof und Heiligengräber. Zwei Jahrtausende Christentum in Regensburg, Regensburg 2014, S. 59–73.
- Schmidt, Manfred G.: Einführung in die lateinische Epigraphik, Darmstadt 2004.
- Schwaiger, Georg: Der heilige Bischof Wolfgang von Regensburg (972–994). Geschichte, Legende und Verehrung, in: Schwaiger, Georg/Staber, Joseph (Hrsg.): Regensburg und Böhmen. Festschrift zur Tausendjahrfeier des Regierungsantritts Bischof Wolfgangs von Regensburg und der Errichtung des Bistums Prag (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 6), Regensburg 1972, S. 39–60.

- Sommer, Petr: Böhmen als Kultlandschaft. Besonderheiten, Importe, Exporte, in: Hlaváček, Ivan/Patschovsky, Alexander (Hrsg.): Böhmen und seine Nachbarn in der Přemyslidenzeit (Vorträge und Forschungen, Bd. 74), Ostfildern 2011, S. 289–315.
- Ders.: Heidnische und christliche Normen im Konflikt. Die Vorstellungswelt der böhmischen Gesellschaft im frühen Mittelalter, in: Ruhe, Doris/Spieß, Karl-Heinz (Hrsg.): Prozesse der Normbildung und Normveränderung im mittelalterlichen Europa, Stuttgart 2000, S. 161–186.
- Spangenberg, Hans: Die Gründung des Bistums Prag, in: Historisches Jahrbuch 21 (1900), S. 758–775.
- Staber, Joseph: Die Missionierung Böhmens durch die Bischöfe und das Domkloster von Regensburg im 10. Jahrhundert, in: Schwaiger, Georg/Staber, Joseph (Hrsg.): Regensburg und Böhmen. Festschrift zur Tausendjahrfeier des Regierungsantritts Bischof Wolfgangs von Regensburg und der Errichtung des Bistums Prag (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 6), Regensburg 1972, S. 29–37.
- Ders.: Regensburg und Böhmen bis 870, in: Schwaiger, Georg/Staber, Joseph (Hrsg.): Regensburg und Böhmen. Festschrift zur Tausendjahrfeier des Regierungsantritts Bischof Wolfgangs von Regensburg und der Errichtung des Bistums Prag (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 6), Regensburg 1972, S. 11–16.
- Walser, Gerold: Römische Inschriftkunst. Römische Inschriften für den akademischen Unterricht und als Einführung in die lateinische Epigraphik, Stuttgart ²1993.
- Wolf, Peter: Bilder und Vorstellungen vom Mittelalter. Regensburger Stadtchroniken der frühen Neuzeit (Frühe Neuzeit, Bd. 49), Tübingen 1999.
- Zagiba, Franz: Die christliche Mission bei den Slawen, in: Scheidl, Karl (Hrsg.): Großmähren und die christliche Mission bei den Slawen. Ausstellung der tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften. 8. März bis 8. Mai 1966, Künstlerhaus - Wien 1, Wien 1966, S. 19–28.
- Zimmermann, Gerd: Wolfgang von Regensburg und die Gründung des Bistums Prag, in: Eickels, Christine van/Eickels, Klaus van (Hrsg.): Das Bistum Bamberg in der Welt des Mittelalters. Vorträge der Ringvorlesung des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg im Sommersemester 2007 (Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. Vorträge und Vorlesungen, Bd. 1), Bamberg 2007, S. 65–86.

800 Jahre Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Pfreimd

von

Camilla Weber

Vorgeschichte und Gründung der Pfarrei

Die heutige Stadt Pfreimd, gelegen an einer Altstraße von Magdeburg und Eger Richtung Süden, ist durch archäologische Grabungen bereits seit der Mitte des 7. Jahrhunderts belegt. Für das 10. und 11. Jahrhundert ist eine befestigte Burg nachweisbar, die 1130 auch urkundlich genannt wird; vermutlich besaß diese Burganlage auch schon einen kleinen Kirchenbau. Ob zu dieser Zeit bereits ein Kollegiatstift bestand, ist unklar.¹ Auf ein solches Kollegiatstift bezieht sich die mittelalterliche Urkunde, die als Gründungsdokument der selbständigen Pfarrei Pfreimd anzusehen ist, und mit der im Jahr 1216 ein langjähriger Streit zwischen der Gräfin Heilwiga, der Inhaberin der Herrschaft Pfreimd, und dem Pfarrer von Perschen beigelegt wurde.² Pfreimd war zu diesem Zeitpunkt Teil der nur wenige Kilometer südlich in einer Naabschleife gelegenen Urfparrei St. Peter und Paul in Perschen. Diese, seit 1122 urkundlich belegt, war ab 1160 dem Regensburger Domkapitel inkorporiert; erst im 15. Jahrhundert erfolgte die Verlegung des Pfarrsitzes nach Nabburg.³

Zwischen der „ecclesia Pprime“⁴ und der „mater ecclesia“⁵ in Perschen bestand schon seit geraumer Zeit ein Konkurrenzverhältnis. Der in Pfreimd von Perschen

¹ Vgl. Dieter BERND: Vohenstrauß. Pfliegamt Tännesberg-Treswitz, Amt Vohenstrauß, Pfliegamt Pleystein, Landgrafschaft Leuchtenberg, Herrschaft Waldthurn (Historischer Atlas von Bayern, Altbayern 39), München 1977, S. 22, S. 70 und S. 180–182; N. LOHWASSER und H. LOSERT: Frühmittelalterliche Siedlungsspuren unter dem ehemaligen Wasserschloss zu Pfreimd, in: Das archäologische Jahr in Bayern 2001, S. 125–128. Zum Ortsnamen „Pfreimd“ vgl. Albrecht GREULE und Wolfgang JANKA: Der Gewässer- und Siedlungsname Pfreimd, in: Acta onomastica 47 (2006) S. 206–215.

² Das Original der „Gründungsurkunde“ der Pfarrei Pfreimd befindet sich heute im Historischen Archiv des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, vgl. HA GNM, Geistliche Fürsten: Regensburg, Bischof und Domkapitel, Or. Perg. 1216 Juli 28 (Pergament, Größe ca. 21 cm × 21 cm, 17 Textzeilen, beide Siegel fehlen). Das Museum kaufte die Urkunde am 24. April 1863 von einem Nürnberger Anbieter (frdl. Auskunft von Archivdirektor Dr. Matthias Nuding an die Verfasserin). Eigentliche Provenienz ist das Archiv des Regensburger Domkapitels. Ein Abdruck der Urkunde findet sich bei Thomas RIED: Codex chronologico-diplomaticus episcopatus ratibonensis, Bd. 1, Regensburg 1816, S. 316–317. Vgl. auch: Geschichtlicher Kurzüberblick der Pfarrei Mariä Himmelfahrt, in: Katholische Kirchenstiftung Pfreimd (Hg.): 800 Jahre Pfarrei Pfreimd. Festschrift 2016, S. 13–15.

³ Vgl. Matrikel des Bistums Regensburg, Regensburg 1997, S. 412.

⁴ HA GNM, Urkunde vom 28.7.1216 (Anm. 2).

⁵ HA GNM, Urkunde vom 28.7.1216 (Anm. 2).

aus eingesetzte Priester sei demjenigen in Perschen „subjectus“⁶, also unterworfen, ein Umstand, den Gräfin Heilwiga heftig verneinte. Ihrer Meinung nach war Pfreimd als Kollegiatstift gegründet worden (eine These, die aus den Überresten von Gebäuden und aus der Form der Kirche abgeleitet wurde); Mitglieder eines Kollegiatstiftes könnten aber nicht durch einen Pfarrer eingesetzt werden. Die schon lange andauernde Kontroverse wurde nun am 28. Juli 1216 dahingehend beigelegt, dass der Pfarrer von Pfreimd künftig durch den Regensburger Diözesanbischof eingesetzt werden sollte. Anscheinend konnte sich diese Regelung aber nur schwer durchsetzen, da die Urkunde im Jahr 1242 erneut durch den Regensburger Bischof und 21 Zeugen beglaubigt werden musste.⁷

Die mittelalterliche Pfarrei Pfreimd

Um das Jahr 1280 ging das Präsentationsrecht auf die nunmehr selbständige Pfarrei Pfreimd an das Herzogtum Niederbayern über, ab 1332 an die Landgrafschaft Leuchtenberg. Ab 1366 war der Ort auch der Sitz der Landgrafen und erhielt 1372 die Stadtrechte. An der Wende zum 15. Jahrhundert gab es bereits eine Stadtmauer und die Vorstadt Freyung, was auf ein starkes Wachstum der Siedlung durch Zuzug schließen lässt. 1431 verlich König Sigismund dem Landgrafen Leopold von Leuchtenberg das Recht, mehrere Jahrmärkte abzuhalten – eine weitere Stärkung des Handelsstandortes Pfreimd. 1491 wurde es wieder als Stadt erwähnt und erhielt 1497 durch Landgraf Johann IV. von Leuchtenberg ein neues Stadtrechtsprivileg zugesprochen.⁸

Der bisher erste namentlich bekannte Pfarrer ist ein gewisser Jordan, Zeuge in einer Urkunde vom 28. Juli 1315, in der der Pfarrer von Perschen Klage gegen die Fischer von Nabburg erhob. Um 1350 amtierte ein Pfarrer namens Gottfried, 1390 Nikolaus, erst 1415 erscheint mit Johann Kaltenthaler der erste auch mit Nachnamen bekannte Pfarrherr.⁹ Neben der Pfarrkirche, über die kaum etwas bekannt ist, wurde im Jahr 1342 durch Landgraf Ulrich von Leuchtenberg auf dem Eixlberg die erste Kapelle zu Ehren der heiligen Barbara erbaut; diese Wallfahrt sollte sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer der bedeutendsten in der ganzen Diözese Regensburg entwickeln. Die Kirche in Saltendorf, später Filiale von Pfreimd, wurde um 1438 errichtet. Nach den Zerstörungen während der Hussitenkriege (1419–1436) richtete im Jahr 1481 ein großer Brand verheerende Schäden in der Stadt an; dabei wurde wohl auch die alte Kirche zerstört, da man mit einem in den Komplex des

⁶ HA GNM, Urkunde vom 28.7.1216 (Anm. 2).

⁷ Vgl. Abdruck der Urkunde bei RIED Codex (Anm. 2), S. 400–401.

⁸ Vgl. Matrikel Regensburg (Anm. 3), S. 514; Bernd VOHENSTRAUSS (Anm. 1), S. 180–182. Zur Geschichte der Stadt Pfreimd vgl. grundlegend Karl STIELER und Ludwig LEHNER: Geschichte der Stadt Pfreimd, Pfreimd 1980. Das nahe, aber auf der anderen Naabseite gelegene Nabburg gehörte zur Kurpfalz; zwischen beiden Orten existierte eine lange gepflegte und bis heute im kollektiven Bewußtsein der Einwohner lebendige Konkurrenz; vgl. Karl-Peter RAUSCHERT: Die Sache mit Pfreimd, in: Heimat Nabburg 34 (2014) S. 37–48.

⁹ Vgl. Abdruck der Urkunde bei RIED Codex (Anm. 2), S. 767; Matrikel Regensburg (Anm. 3), S. 514–515; Josef EIMER: Die Anfänge der Pfarrei Pfreimd. Heilwig und Bischof Konrad IV., in: Der Stadtturm 24 (2008) S. 25–34; DERS.: Die Anfänge der Pfarrei Pfreimd (Teil 2). Bischof Siegfried und Dompropst Eberhard, ebd. 26 (2010), S. 5–16. Der „Generalschematismus aller Geistlichen des Bistums Regensburg“ des Thomas Ries (BZAR, Manuskript) nennt bei der Rubrik „Priester aus Pfreimd“ ca. 60 Namen, bei denen „in Pfreimd“ rund 50 Personen.

landgräflichen Schlosses eingebundenen gotischen Neubau begann, der 1515 vollendet wurde. Als Pfarrer des 15. Jahrhunderts sind noch bekannt Leonhard Haberl (um 1487) und Johann Lausner (um 1493).¹⁰

Die Pfarrei von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg

Der Beginn des 16. Jahrhunderts ist für Pfreimd durch das älteste erhaltene Protokoll einer Generalvisitation in der Diözese Regensburg dokumentiert.¹¹ Die Stadt wird als bereits zweimal abgebrannt bezeichnet und müsse mit großem Aufwand wieder aufgebaut werden; dazu zählt sicher auch der bereits erwähnte Neubau der Pfarrkirche. Die pfarrlichen Verhältnisse waren verworren: am Apostelaltar in der Pfarrkirche zelebrierte ein Priester namens Ulrich Mayr, für die Katharinenmesse amtierte Johann Kopf; außerdem gab es einen Kaplan namens Albert als Priester der Barbarabruderschaft. Frühmesser am Nikolausaltar war Wolfgang Pruckner, der sich aber statt in Pfreimd in Hohenburg aufhielt. An seiner Stelle präsentierten Rat und Gemeinde der Stadt Pfreimd im selben Jahr „aus vorgefallenen Ursachen“¹² den Priester Michael Pett. Seit zwanzig Jahren, so beklagt das Protokoll, sei kein Pfarrer mehr ordentlich in sein Amt eingesetzt worden. In den kommenden Jahren herrschte bei den vermutlich schlecht dotierten Stellen ein reger Wechsel: 1517 resignierte der Frühmesser Hans Virling, an seiner Stelle wurde Ulrich Hilbrant präsentiert, ein Pfreimder Bürgerssohn, der bisher Kaplan in Cham gewesen war, 1526 gefolgt von Veit Pauer. 1521 verstarb der Inhaber des Barbara-Benefiziums an der Stadtpfarrkirche, Erhard Rawber. Die Landgrafen beriefen als Nachfolger den Priester Georg Silbermann, dem 1527 Stefan Zeynoldt nachfolgte. Eigentlicher Pfarrherr war zu dieser Zeit immer noch der bereits 1508 erwähnte Johann Kopf, wie das Protokoll der Bistumsvisitation von 1526 vermerkt.¹³ Er betreute neben der Pfarrkirche die Friedhofskirche und die Barbarakapelle auf dem „Ochslperg“¹⁴. Wenn der Schulmeister in den Messen kirchenmusikalisch tätig war, hatte ihm der Pfarrer als Gegenleistung ein Essen zu spendieren. Auch der bereits 1508 genannte Ulrich Mayr war immer noch in Pfreimd anwesend, er wird jedoch als alt und arm bezeichnet.¹⁵ Neben diesen Priestern gab es noch den „capellanus substitutus“¹⁶ Thomas Lutz, der 1529 nach dem Tod des Johann Kopf auf die Pfarrei investiert wurde, und den „coadiutor divinatorum“¹⁷ Johann Weckher. Wegen Altersschwäche wurde Lutz im November 1543 von Engelhard Hewring abgelöst. Um diese Zeit wandte sich die Nachbarstadt Nabburg der Reformation zu, und auch in Pfreimd scheinen gewisse

¹⁰ Helmut FRIEDL und Hans PAULUS: Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt Pfreimd. Kirchenführer, o. O. ³2014, S. 3.

¹¹ Vgl. Paul MAI und Marianne POPP: Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1508, in BGBR 18 (1984); zu Pfreimd S. 206, S. 209 und S. 216. Originalhandschrift in BZAR, OA Generalia 4412.

¹² Vgl. Präsentationsurkunde in BZAR, Pfarrakten Pfreimd 1. Für verschiedene wertvolle Lesehilfen danke ich meinem Kollegen Herrn Archivoberrat Dr. Stephan Acht sehr herzlich.

¹³ Vgl. Präsentationsurkunden in BZAR, Pfarrakten Pfreimd 1; Paul MAI: Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1526, in: BGBR 21 (1987), S. 31.

¹⁴ MAI Visitationsprotokoll 1526 (Anm. 13), S. 251.

¹⁵ MAI Visitationsprotokoll 1526 (Anm. 13), S. 251.

¹⁶ MAI Visitationsprotokoll 1526 (Anm. 13), S. 242.

¹⁷ MAI Visitationsprotokoll 1526 (Anm. 13), S. 254.

reformatatorische Tendenzen Anklang gefunden zu haben.¹⁸ Um 1545 kam mit Johann Gerunk aus Halle der erste evangelische Prediger nach Pfreimd, gefolgt 1554 von Leonhard Hirschbeck und 1558 von Jakob Haffner aus dem Bistum Augsburg, der im Jahr 1574 verstarb. Die Priester und Pfarrer der Landgrafschaft erhielten in dieser Zeit vom Landgrafen das Privileg, über ihren Besitz zu Lebzeiten oder per Testament frei zu verfügen.¹⁹ Zwischen 1574 und 1582 gelang es den Landgrafen nicht, die Pfarrstelle wieder zu besetzen, so dass zahlreiche Einwohner von Pfreimd die evangelischen Gottesdienste in Perschen, Nabburg oder Weiher besuchten. Erst im Januar 1582 trat mit Johann Ludwig Opilio ein neuer Pfarrer sein Amt an. Er verfasste 1588 eine Beschreibung der Rechte und Gewohnheiten der Pfarrei Pfreimd.²⁰ Darin sind die in der Landgrafschaft Leuchtenberg außer den jeweiligen Kirchenpatrozinien als Feiertage zu haltenden Tage des Kirchenjahres genannt, darunter neben den großen Feiertagen zahlreiche Heiligenfeste. Die Stolgebühr für eine Hochzeit betrug zwei Gulden, dazu Brot, Suppe und Bier; da die beiden Kapläne, der Lehrer und der Kantor „zu solcher schlechten Suppen auch geladen“²¹ wurden, musste der Pfarrer oft etwas zuschießen, damit alle satt werden konnten. Stolgebühren bei den Kindstauen wurden nach dem finanziellen Vermögen und dem guten Willen der Familien bezahlt.

1589 verließ Pfarrer Opilio Pfreimd, an seine Stelle trat Deusdedit Heinrius, der jedoch noch im selben Jahr von Johann Rudolf Dischinger abgelöst wurde.²² Seit 1588 betrieb Landgraf Georg Ludwig von Leuchtenberg bereits die Rekatholisierung seines Territoriums, so dass nach dem Abzug Opilios kein evangelischer Gottesdienst mehr gehalten werden konnte. Bis zur Abhaltung regelmäßiger katholischer Gottesdienste sollte aber noch mehr als ein Jahrzehnt vorübergehen.²³ Die

¹⁸ Vgl. BZAR, Vikariatsrechnung 1529 o. S. (Thomas Lutz bezahlt am 24. 8. 1529 die Gebühr für die Investitur); Pfarrakten Pfreimd 1 (Präsentationsurkunde 1543). RIES Generalschematismus (Anm. 9) nennt für 1546 zwei lutherische Pfarrer in Pfreimd, Johann Gerunk aus Halle und N. Myläus. STIELER Pfreimd (Anm. 8), S. 187–192, nennt weitere lutherische Geistliche, die bei Ries unter den katholischen Pfarrern geführt werden. Die im Jahr 1559 in Bayern durchgeführte Visitation betraf nur die bayerischen Landesteile der Diözese Regensburg, so dass zur leuchtenbergischen Herrschaft Pfreimd keine Angaben vorhanden sind; vgl. Paul MAI: Das Bistum Regensburg in der Bayerischen Visitation von 1559, in: BGBR 27 (1993) S. 26*. Die reformatorische Geschichte hat sich jedoch im kollektiven Bewusstsein der Stadt Pfreimd nicht festsetzen können. Die Bistumsbeschreibung von 1723 vermerkt: „Parochia Pfreimbdana nunquam mutavit religionem, sed mansit sola in palatinatu superiori constans in fide catholica tempore Lutheri et Suetiorum.“, Manfred HEIM (Hg.): Die Beschreibung des Bistums Regensburg von 1723/24 (BGBR Beiband 9), S. 747.

¹⁹ Vgl. Pergamenturkunde vom 26. 11. 1567 in Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 2455.

²⁰ Vgl. Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg, Abgabe BayHStA 2003, Pfreimd Nr. 9.

²¹ Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg, Abgabe BayHStA 2003, Pfreimd Nr. 9.

²² Vgl. Präsentationsurkunden in BZAR, Pfarrakten Pfreimd 1. Bei der 1589 durchgeführten Visitation des Bistums Regensburg wurde die Landgrafschaft Leuchtenberg nicht erfasst; zumindest ist kein einschlägiges Protokoll erhalten; vgl. Paul MAI: Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1589/90 (BGBR Beiband 12), Regensburg 2003, S. XVI.

²³ Vgl. Hubert AMODE: 200 Jahre Marianische Männerkongregation Pfreimd, in: Der Stadtturm 21 (2005), S. 7–9. Ein Verzeichnis „unkatholischer“ Untertanen in der Landgrafschaft Leuchtenberg aus dem Jahr 1660 nennt nur sehr wenige Personen, allerdings niemanden in

großzügige Spende von 10.000 Gulden durch zwei gebürtige Pfreimder war für den Landgrafen der Grundstock zur Gründung eines Franziskanerklosters ab 1593. Bereits 1594 konnte die Kirche geweiht werden, 1601 erfolgte die Weihe des Klosters und dessen Besetzung mit Franziskanern aus Straßburg.²⁴ Damit war endlich wieder eine geregelte Seelsorge für die Bevölkerung möglich, denn die rasch wechselnden Pfarrherren konnten oder wollten ihren Dienst nicht wirklich angemessen versehen. Das Jahr 1596 sah wiederum zwei Pfarrer kommen und gehen: der erst in diesem Jahr präsentierte Johann Beringer wurde von dem Augsburger Diözeanpriester Christoph German abgelöst. Am 20. April 1598 richtete Landgraf Georg Ludwig von Leuchtenberg an seinen Schwager, den Bischof von Regensburg, eine heftige Klageschrift gegen den Pfarrer: Eine verheiratete Bürgersfrau hatte gedroht, mit German durchzubrennen und Mann und Kinder sitzen zu lassen; daraufhin hatte der Landgraf mehrere Personen inhaftieren und den Pfarrer im Zimmer des Schlosskaplans unter Arrest stellen lassen. Außerdem habe der Pfarrer ein öffentlich bekanntes Verhältnis mit seiner jungen Köchin und Schulden bei verschiedenen Gläubigern; er habe den Bürgermeister, den Richter und andere ehrbare Bürger, die ihn zu Rede gestellt hatten, als Schelme und Diebe beschimpft und schließlich den Richter so heftig gewürgt, dass andere Anwesende einschreiten mussten. Landgraf Georg hielt ein hartes Durchgreifen für unbedingt erforderlich, damit bei der „kezerischen Nachbarschaft“²⁵ keine „Frolockhung“²⁶ entstehe, und bat um die Entsendung eines bischöflichen Kommissars zur Untersuchung des Falles. Ob dies erfolgte, erscheint fraglich, denn im Dezember 1598 hatte sich zwar die ehebrecherische Bürgerin, des leuchtenbergischen Territoriums verwiesen, in Schwarzenfeld niedergelassen, Pfarrer German hielt sich jedoch unbehelligt am bischöflichen Hof in Regensburg auf, was Stadt- und Pfarrgemeinde in Pfreimd sehr befremdete. 1599 ist German dann in Passau zu finden.²⁷

Doch auch die folgenden Jahre waren von häufigen Pfarrerwechseln geprägt. Die Aufstellung eines qualifizierten und auch gesunden Priesters, der die Gläubigen nach den Wirren der Reformation wieder dem katholischen Glauben zuführen konnte, erwies sich als schwierig, und der Landgraf sah seine dementsprechenden Bemühungen als aussichtslos an. Nur die Franziskaner boten hier eine Möglichkeit umfassenden

Pfreimd selbst. Bei Mangel an Dienstboten durften auch nichtkatholische Personen bei Katholiken in Dienst genommen werden, wenn sie einen anständigen Lebenswandel führten; vgl. Staatsarchiv Amberg, Landrichteramt Leuchtenberg 26.

²⁴ Vgl. Matrikel Regensburg (Anm. 3), S. 514–515; Josef BAUER: Das Franziskanerkloster Pfreimd als Ausdruck der katholischen Reform in der Frühen Neuzeit, in: Tobias APPL und Manfred KNEDLIK (Hg.): Oberpfälzer Klosterlandschaft (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Oberpfalz 2), Regensburg 2016, S. 266–275; Franziskanerkloster, in: Festschrift 800 Jahre Pfreimd 2016 S. 21. Bernardin LINS: Geschichte des Franziskanerklosters Pfreimd, in: VHVO 66 (1916). Pater Bernardin Lins, ein gebürtiger Pfreimder, betätigte sich mehrfach als Forscher zur Geschichte seiner Heimat und seines Ordens; vgl. PFARRER, in: Festschrift 800 Jahre Pfarrei Pfreimd 2016 S. 19 (mit Bild).

²⁵ BZAR, Pfarrakten Pfreimd 17.

²⁶ BZAR, Pfarrakten Pfreimd 17.

²⁷ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 17. Christoph German stammte aus Wertingen (Bistum Augsburg), studierte 1586 in Dillingen Theologie und wurde dann Domvikar in Augsburg. 1596 kam er als Pfarrer nach Pfreimd, wechselte aber bereits 1599 als Pfarrer an den Passauer Dom, wo er am 7. Februar 1616 starb; vgl. RIES Generalschematismus (Anm. 9) Band G S. 32; Sterbeeintrag der Passauer Dompfarrei St. Stephan, Bd. 001–06, S. 321 (ohne Altersangabe).

der Seelsorge an.²⁸ Zwischen 1600 und 1601 amtierte Johann Picall als Pfarrer und Dekan in Pfreimd, nach seinem „Abkommen“²⁹ wurde Michael Hopff präsentiert, der 1608 nach Konflikten mit dem Landgrafen die Stadt verließ. Ihm folgte Johann Widmann.³⁰ Ein Verzeichnis der Kommunikanten aus dem Jahr 1609 vermerkt, dass in diesem Jahr 516 Personen an Ostern zu Beichte und Kommunion gingen, jeweils zur Hälfte in die Pfarrkirche und in die Klosterkirche. 128 Personen verweigerten jedoch den Gang zur Beichte.³¹ Das Jahr 1612 brachte ein glanzvolles, aber auch kostspieliges Ereignis: von 20. auf 21. Juli übernachtete der neugewählte Kaiser Matthias auf dem Weg von Frankfurt nach Prag in Pfreimd. Auf Kosten des Landgrafen mussten 624 Kutschen samt Pferden untergebracht sowie 692 Diener und 334 Reitpferde versorgt werden. Das Kaiserpaar logierte im Schloss und reiste nach dem Besuch der Frühmesse in der Pfarrkirche wieder ab.³² Auch den Pfarrer Johann Widmann hielt es nicht lange in Pfreimd; er war „aus gewissen Ursachen sein bishero habende condition und pfarr aufzugeben willens“³³. Im Januar 1616 empfahl der Bischof von Regensburg als Nachfolger den Priester Adam Hackher. Da sich die Bürgerschaft über diesen arg beschwerte, berief Landgraf Wilhelm von Leuchtenberg bereits im Mai 1617 den Priester Dionys von Vorenberg, den er selbst aus Tirol mitgebracht hatte. Doch auch der konnte sich nicht halten, ebenso wenig wie Johann Winterholer (Pfarrer 1618–1620).³⁴ Ab 1618 begannen sich zudem allmählich die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges bemerkbar zu machen. Im August 1621 fielen mansfeldische Truppen ein und plünderten die Stadt; Anfang Juli 1632 übernachtete Wallenstein mit 40.000 Mann, nachdem kurz vorher bereits Kurfürst Maximilian mit 10.000 Soldaten durchgezogen war – Menschenmassen, für deren Versorgung die ortsansässige Bevölkerung zu sorgen hatte. Im Sommer 1636 kam es zu einer erneuten Plünderung Pfreimds, vor der sich viele Einwohner nach Nabburg flüchteten und erst nach Wochen in ihre Heimat zurückkehren konnten. Der Zustand der Gegend war desolat: teilweise waren die Dörfer so entvölkert, dass die

²⁸ STIELER Pfreimd (Anm. 8), S. 190–191. In der Matrikel des Bistums von 1600 ist das Franziskanerkloster bereits genannt. Das Präsentationsrecht auf die Pfarrei besaß weiterhin der Landgraf, dasjenige auf die Frühmesse jedoch die Stadt Pfreimd; außerdem gab es ein Benefizium; vgl. Manfred HEIM (Hg.): Die Matrikel des Bistums Regensburg von 1600 (BGBR Band 7), Regensburg 1993, S. 49.

²⁹ Präsentationsurkunde in BZAR, Pfarrakten Pfreimd 1.

³⁰ Vgl. Präsentationsurkunden in BZAR, Pfarrakten Pfreimd 1. Zu Johann Picall und Michael Hopff sind keine weiteren Lebensdaten bekannt. Johann Widmann stammte aus Gaimersheim (Diözese Eichstätt), 1616 wechselte er nach Deggendorf, wo er 1627 starb (vgl. BZAR, VA 2760; RIES Generalschematismus [Anm. 9] Bd. W S. 77).

³¹ Vgl. Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 10021. Zu dieser Zeit beschäftigte man sich auch mit der Frage der Glocken der Pfarrkirche bzw. der Nutzung des Kirchturms als Wachturm sowie der Frage nach einem Turm oder Dachreiter für die Klosterkirche. Die Beschaffung einer neuen Glocke hierfür in Regensburg wurde als zu teuer angesehen, man sollte sich daher nach Prag wenden; vgl. Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 5408.

³² Vgl. Helmut FRIEDL: Als die Majestäten in Pfreimd Logie hielten. Heiter-Amüsantes und Biographisches von der Krönungsreise und vom kaiserlichen Nachtlager von 1612 in Pfreimd, in: Der Stadtturm 28 (2012), S. 41–175.

³³ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 1; Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 5411.

³⁴ Vgl. Präsentationsurkunden in BZAR, Pfarrakten Pfreimd 1.

Priester von den Einkünften ihrer Pfarreien nicht mehr leben konnten.³⁵ Sicher war auch das Leben in der Stadt Pfreimd aus diesem Grund schwierig, die Pfarrer wechselten weiterhin im Abstand weniger Jahre und hatten neben Pfreimd zwischen 1650 und 1702 auch noch Weihern und Saltendorf zu versorgen.³⁶

Wiederaufbau und Konsolidierung im 17. und 18. Jahrhundert

Erst mit dem Amtsantritt von Jakob Schmidtpaur 1654 beruhigte sich das kirchliche Leben etwas. Er musste sich allerdings – nachdem am Maria Himmelfahrtstag 1653 ein schweres Gewitter gehaust hatte – um die stark beschädigte Pfarrkirche sorgen. Nachdem immer weitere Schäden zutage getreten waren, begann man mit Planungen für einen Neubau.³⁷ Die Einnahmen des Pfarrers hatten sich inzwischen stabilisiert, wie eine Pfarreibeschreibung des Jahres 1656 zeigt. Er erhielt jeweils an Walburgis und Michaelis Geldzahlungen, dazu verschiedene Naturalienleistungen. Neben der Pfarrkirche gehörten zur Pfarrei die Barbarakapelle auf dem Eixlberg, die Kirche St. Sigismund auf dem Friedhof, die Filialkirche Weihern und mehrere Benefizien wie die Georgsmesse im Schloss, die Annamesse in Wernberg und die Barbaramesse in Neudorf. Ein Inventar der Barbarakapelle aus dem Jahr 1660 zeigt, das trotz der Kriegseinwirkungen zumindest hier zahlreiche Besitztümer erhalten geblieben waren, so u. a. ein silberner und vergoldeter Kelch mit Patene, mehrere mit Blumen bestickte Kaseln in verschiedenen Farben, Alben, Altar- und Kelchtücher, Leuchter aus Zinn und Holz und zwei große Altarkissen mit großen roten Rosen.³⁸ Jakob Schmidtpaur konnte den Wiederaufbau der Pfarrkirche nicht lange vorantreiben; er verstarb 1664. Seine Nachfolge trat Kaspar Jocher an. Unter seiner Leitung erlebte die Pfarrei am 3. Mai 1665, dem Fest der Heiligen Philipp und Jakob, ein bedeutendes Ereignis: Bischof Adam Lorenz von Törring persönlich konsekrierte in der Franziskanerkirche zwei durch die Kriegsereignisse entheiligte Altäre neu. Die Matrikel des Gedeon Forster aus dem Jahr 1665 gibt denn auch genau diesen Zustand der Pfarrei Pfreimd mit damals 200 Kommunikanten wieder: In der Pfarrkirche gab es vier entweihete Altäre, im Schloss eine Kapelle mit einem Altar, in der Friedhofskirche und auf dem Eixlberg jeweils 3 entweihete Altäre, in der Klosterkirche dagegen 3 konsekrierte Altäre.³⁹

Der nach dem Tod des Kaspar Jocher im Frühjahr 1676 bestellte Priester Fortunat Meindl war gebürtiger Pfreimder und Sohn des dortigen Stadtrichters. Er hatte in

³⁵ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 29; Rauschert Sache (Anm. 8), S. 44–47; Ernst WIRNER: Wallensteins langer Marsch nach Pfreimd, in: Der Stadtturm 17 (2001) S. 87–110.

³⁶ Vgl. z. B. die Visitation der vakanten Pfarrei 1651, in Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 3415. Das Präsentationsrecht ging 1646 von den Leuchtenbergern auf die Wittelsbacher über, ab 1714 lag es beim Kurfürstentum Bayern, bis heute besitzt es der bayerische Staat; vgl. Matrikel Regensburg (Anm. 3), S. 514.

³⁷ Vgl. FRIEDL/PAULUS Kirchenführer (Anm. 10), S. 3.

³⁸ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 4 und 22. Ähnliche Angaben finden sich in einem Salbuch von 1652, das Geldeinnahmen aus Stadt und Umgebung für die Pfarrkirche auflistet, dazu Getreide und Zehent. Die Einnahmen der Barbarakapelle betragen jährlich ca. 300 Gulden, den Gegenwert von Opfergeld, Wachs, Flachs, Hennen und anderem Geflügel.

³⁹ Vgl. BZAR, Präsentationsurkunde in Pfarrakten Pfreimd 1; Vikariatsrechnung 1676 S. 79; Manfred HEIM (Hg.): Des Erzdechanten Gedeon Forster Matrikel des Bistums Regensburg vom Jahre 1665 (BGBR Beiband 3), Regensburg 1990, S. 101.

Rom studiert und das Lizentiat in Kirchenrecht erworben, hatte am 16. Februar 1676 seine Primiz gefeiert und war sofort danach zum Pfarrer von Pfreimd und zusätzlich von Weihern und Trausnitz bestellt worden.⁴⁰ In seiner Heimat verursachte Meindl heftige Konflikte: er war – anders als seine Vorgänger im Amte – mit dem „wol gepauten Pfarrhof“⁴¹ unzufrieden und wollte auf Kosten der Kirchenstiftung einen Weinkeller einbauen lassen, und sein persönliches Verhalten war nicht so gestaltet, dass „dardurch einig geistlicher Trost geschöpffet“⁴² werden konnte. Die Pfarrei weigerte sich daher, „ihme alles wider nach seinem Romanischen Kopf machen zu lassen“⁴³. Am 14. Juli 1683 wurde Meindl vor das Konsistorium in Regensburg zitiert und zu verschiedenen Vorwürfen befragt; da er sich in Widersprüche verwickelte, wurde er eine Woche in Gewahrsam genommen. Danach gab er zwar zu, mit seiner Haushälterin verkehrt zu haben, stritt aber ab, der Vater ihres ungeborenen Kindes zu sein. Dennoch wurde er seines Postens enthoben und mit Johann Jakob Heinrich Trauttner ein Nachfolger präsentiert.⁴⁴ Fortunat Meindl zog sich in sein Elternhaus zurück, wo er „nach ausgestandten etlichen tåg unerträglicher leibs schwachheit“⁴⁵ am 30. Januar 1684 verstarb; die Beisetzung sollte in der Friedhofskirche stattfinden. Da er in einem Privathaus und nicht im Amtsgebäude des Pfarrhofes verstorben war, gestaltete sich die übliche Inventarisierung des Nachlasses schwierig. Die Angehörigen verweigerten den bischöflichen Beauftragten zunächst den Zugang zum Haus, so dass erst am 1. März 1684 die Aufnahme der Verlassenschaft möglich war. An der Genauigkeit des Inventars und auch an der Gültigkeit des vorhandenen Testamentes herrschten Zweifel, da man dem Vater des Verstorbenen unterstellte, mit Hilfe des Nachlasses seine eigenen erheblichen Schulden reduzieren zu wollen.⁴⁶

Johann Jakob Heinrich Trauttner von Trautenheim sollte der erste Pfarrer mit einer längeren Amtszeit in Pfreimd werden – er amtierte vom 26. September 1683 bis zu seinem Tod am 14. April 1720.⁴⁷ Diese Kontinuität brachte der Pfarrei Aufschwung, wie er sich im bereits im April 1681 begonnenen und nun vorangetriebe-

⁴⁰ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 1; VA 1406; Konsistorialprotokoll Nr. 103, Jahrgang 1676 S. 85v (5. Juni 1676); Vikariatsrechnung 1676 S. 79; RIES Generalschematismus (Anm. 9), Bd. M S. 66. Die Matrikel der Pfarrei Pfreimd beginnen erst 1709, daher sind keine Kirchenbucheinträge zu ermitteln.

⁴¹ Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 7142.

⁴² Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 7142.

⁴³ Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 7142.

⁴⁴ Vgl. BZAR, Konsistorialprotokoll Nr. 109 (1683) o.S. (Sitzungen vom 14.7., 16.7. und 21.7. 1683); Vikariatsrechnung 1683 S. 10 und S. 83.

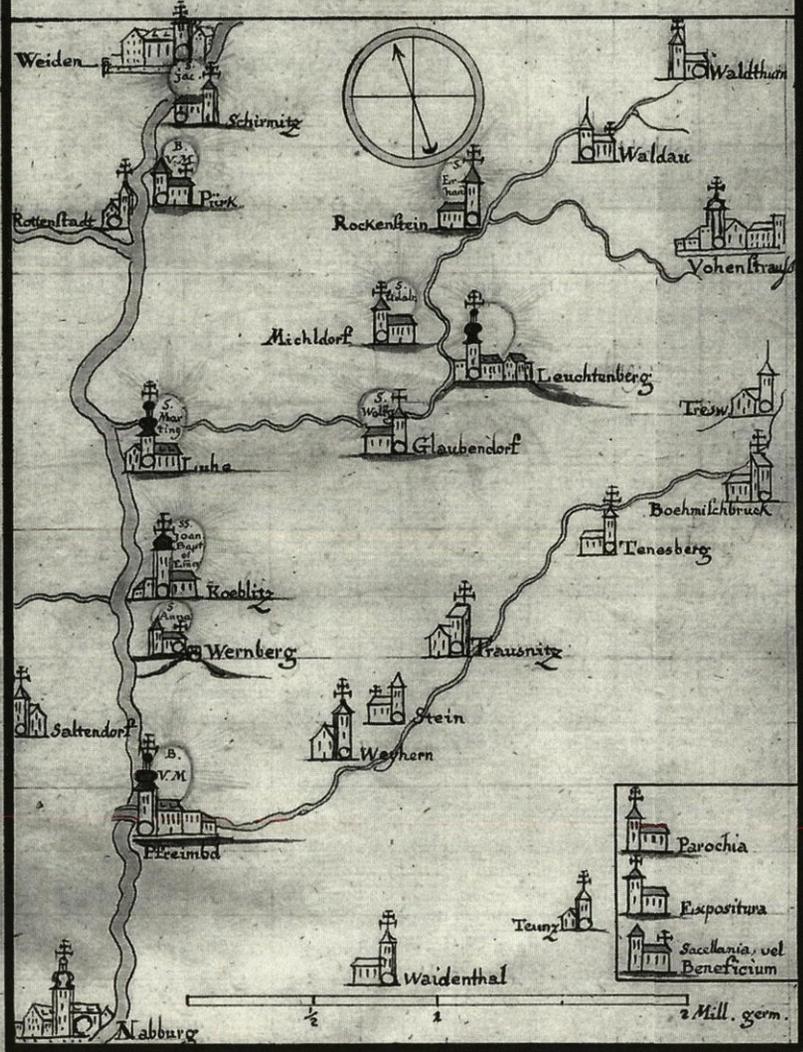
⁴⁵ BZAR, VA 1406.

⁴⁶ Vgl. BZAR, VA 1406. Das Inventar verzeichnet u. a. 52 Buchtitel. Im Testament wurden u. a. ein Stipendium für Schulkinder gestiftet und ein von Herzog Maximilian Philipp in Bayern erhaltener Pokal auf ewige Zeiten an die Pfarrkirche vermacht; dieser Pokal sollte bei Hochzeiten und zur Spendung des Johannisweins verwendet werden.

⁴⁷ Vgl. RIES Generalschematismus (Anm. 9), Bd. D/T S. 170; BZAR, VA 2514; Pfarrakten Pfreimd 1. Trautners Geburtsjahr ist unbekannt. Zuerst ist er 1681 in Neukirchen bei Heilig Blut fassbar, dann in Hohenfels. Gleichzeitig zur Pfarrstelle in Pfreimd erhielt er ein Kanonikat der Alten Kapelle in Regensburg, das er bis 1711 innehatte. Das Inventar der Verlassenschaft (BZAR, VA 2514) listet neben Möbeln, Geschirr, Wäsche, Kleidung, Bildern und Kücheninventar auch eine umfangreiche Bibliothek auf. Der Viehbestand umfasste drei Kühe und eine Kuh ohne Zähne, zwei Ochsen und ein Kalb, ein Ziegenpaar, eine Muttersau mit Ferkeln und fünf junge Schweine.

DECANATUS LEUCHTENBERG

*seu Mappa geographica exhibens Parochias, Exposituras, et Beneficia
 Capituli ruralis leuchtenbergensis iuxta Homannianam duplicata scala
 delin. per jos. Heckenstaller Registrat. Consil. Episc. Rat. N^o 1786*



nen Neubau der Pfarrkirche durch den Wessobrunner Baumeister Johann Schmuzer manifestierte. Die Konsekration der Kirche erfolgte im September 1685 durch den Regensburger Weihbischof Franz Weinhart, 1668–1689 wurden die Deckengemälde angebracht, um 1690 schließlich die Orgel aufgebaut.⁴⁸ In den Jahren 1700 bis 1702 ging man dann an den Neubau der Wallfahrtskirche auf dem Eixlberg. Zu deren Konsekration am 31. Juli 1711 reiste der bereits 76jährige Weihbischof Albert von Wartenberg an und hielt auch vorher und nachher die Firmung für zahlreiche Personen aus Pfreimd und Umgebung.⁴⁹ Einen ausführlichen Überblick über den Zustand der Pfarrei in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bietet die Bistumsbeschreibung von 1723–1724. Für die Pfarrei Pfreimd verfasste diese Pfarrer Johann Andreas Norbert Ott, der Nachfolger Trautners. Er stammte aus Eger, war 52 Jahre alt, hatte Philosophie in Waldsassen und Moraltheologie in Regensburg studiert und war vor seinem Amtsantritt in Pfreimd zwanzig Jahre Priester in Mähring im Stiftland gewesen.⁵⁰ Die Pfarrei Pfreimd umfasste damals 1078 Seelen; 1723 wurden 12 Trauungen gefeiert, 25 Kinder getauft und 23 Personen (davon acht Kinder) zu Grabe getragen. Die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt besaß sieben Altäre, die Friedhofskirche drei, das Patrozinium St. Sigismund wurde am 2. Mai gefeiert. In der Vorstadt bestand weiterhin die Klosterkirche der Franziskaner. Neben der Loretokapelle auf dem Eixlberg gab es eine Schlosskapelle zur Heiligsten Dreifaltigkeit, eine Heiliggeistkapelle im Schlossgarten außerhalb der Stadt und eine erst 1719 erbaute Kapelle zu Ehren des Heiligen Johann Nepomuk beim Stadttor. Die Wallfahrt auf den Eixlberg – „peregrinatio sacra et frequens per annum populi confluxus“⁵¹ – erfreute sich trotz des gefährlichen und beschwerlichen Naabübergangs großen Zuspruchs aus der Bevölkerung; neben dieser Wallfahrt gab es eucharistische Prozessionen und Bittgänge am Markustag (25. April) nach Wernberg und am Sonntag nach Johanni nach Nabburg. An allen Sonn- und Feiertagen wurden Gottesdienste mit Predigten abgehalten, wobei die Messen im Sommer um acht Uhr und im Winter um neun Uhr begannen und rund zwei Stunden dauerten. Das Rorate-Amt im Advent begann

⁴⁸ Zum Bau der Schmuzer-Kirche vgl. Geschichte der Stadtpfarrkirche Pfreimd (Der Stadtturm 7), Pfreimd 1991; FRIEDL/PAULUS Kirchenführer (Anm. 10), S. 4–21; Festschrift 2016 (Anm. 24), S. 16–17. Für die Kirchendiener reichte der Unterhalt kaum zum Leben. Für den Dienst auf dem Eixlberg erhielt der Organist pro Jahr 46 Gulden, der Kantor 40, der Schulmeister 30, der Kalkant nur 2 Gulden. Für St. Sigismund lag die Besoldung bei 14 bzw. 10 Gulden und 30 Kreuzer für den Kalkanten. 1699 erhielt der Kalkant der Pfarrkirche eine Gehaltserhöhung, da durch die Anschaffung eines neuen Werkes seine Arbeit an vier statt zwei Blasbälgen viel anstrengender geworden sei. Für Einbußen, die er wegen des Kirchenbaus und der noch nicht fertiggestellten Orgel hatte, bekam er keine finanzielle Entschädigung; vgl. Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 4551 und 4554.

⁴⁹ Vgl. Josef EIMER: Weihbischof Albert Ernst Graf von Wartenberg Konsekrator der Wallfahrtskirche auf dem Eixlberg zu Pfreimd, in: Der Stadtturm 27 (2011) S. 28–33; Claudia EISENHUT-SALLER: Die Wallfahrt und die Kirche zur hl. Barbara auf dem Eixlberg, ebd. S. 39–128; DIES.: Wallfahrtskirche St. Barbara auf dem Eixlberg, Pfarrei Pfreimd, Pfreimd 2011; Wallfahrtskirche St. Barbara auf dem Eixlberg, in: Festschrift 2016 (Anm. 24), S. 20; Hans PAULUS: Die Motivbilder der Loretokapelle auf dem Eixlberg – im Dezember 1971 gestohlen, seither verschollen, in: Der Stadtturm 23 (2007) S. 5–34.

⁵⁰ Vgl. HEIM Beschreibung (Anm. 18), S. 744–747 (Original in BZAR, OA-Gen 4382 S. 681–690). Parallel dazu vgl. eine Häuserbeschreibung von 1738 im Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 13701.

⁵¹ HEIM Beschreibung (Anm. 18), S. 745.

bereits um sechs Uhr. Die Christenlehre, also die Unterweisung der Jugend in religiösen Fragen, fand außerhalb der Gottesdienste am Sonntagnachmittag um ein Uhr statt. Die Sonntagspredigten und Katechesen wurden auf Anweisung der Landgrafen von Leuchtenberg seit 1628 von den Franziskanern gehalten, es sei denn, der jeweilige Pfarrherr wollte selbst sprechen. Auch die Schullehrer konnten Christenlehren abhalten, vor allem auf den Dörfern und in der Fastenzeit. Schulunterricht fand das ganze Jahr über statt, an den Werktagen von sieben bis zehn und zwölf bis drei Uhr. Einer der beiden Schulmeister war bereits seit 18 Jahren in Pfreimd tätig, der andere seit sechs, die Qualität des Unterrichts – „non adeo laudabili diligentia tam in instructione litterarum quam musicorum“⁵² – ließ jedoch zu wünschen übrig. Was Pfarrer Ott in seiner Beschreibung nicht erwähnt, ist die Tradition der Karfreitagsspiele, die in der Barockzeit an vielen Orten aufgeführt wurden. Am 3. August 1723 wurden diese Schauspiele durch einen bischöflichen Erlass streng verboten, so dass auch in Pfreimd bis 1729 keine entsprechenden Theaterstücke mehr aufgeführt wurden. 1730 setzte sich der Stadtschreiber gegen den Willen des Pfarrers und der Franziskaner über das Verbot hinweg und ließ wieder eine Komödie aufführen.⁵³

Am 5. August 1734 verstarb Pfarrer Johann Andreas Norbert Ott. Das Inventar des Nachlasses gibt Auskunft über die im Pfarrhaus vorhandenen Räume: im oberen Stock das Wohnzimmer des Pfarrers, ein Nebenzimmer und ein Flur mit Nebenkammer, im Erdgeschoss das Gesindezimmer und die Küche, ein Gewölbe und eine Kammer, dazu im Dachboden die Kaplansstube und im Keller ein weiteres Gewölbe. Die Nebengebäude umfassten einen Pferdestall (in dem zwei alte Pferde standen, von denen eines blind war), einen Kuhstall (mit je zwei alten Ochsen und Kühen, zwei jungen Ochsen und drei Kälbern), einen Schweinestall (mit fünf Schweinen), eine Schupfe und einen Stadel. Das Haus war jedoch im Jahr 1747 so baufällig und bis auf die Hauptmauer eingefallen, dass der Pfarrer ausziehen und zur Miete in einem Quartier mit schlechten Türen und Fenstern wohnen musste.⁵⁴ Die zweite

⁵² HEIM Beschreibung (Anm. 18), S. 746. 1698 besuchten rund 60 Kinder die Schule und lernten Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und Geigespielen. Die Qualität des Unterrichts ließ zu wünschen übrig; man wollte aber den altgedienten Schulmeistern nicht durch Anstellung junger Kollegen den Lebensunterhalt entziehen. Immerhin waren um 1700 rund ein Dutzend Pfreimder an verschiedenen Universitäten immatrikuliert; vgl. Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 4553.

⁵³ Am Karfreitag 1736 führten Bürger von Pfreimd trotz Verbot erneut ein Passionsspiel auf und mussten deshalb eine Geldstrafe bezahlen und einen Tag bei Wasser und Brot im Amtshaus verbringen. Trotz weiterer staatlicher Verbote (1753, 1757, 1783) wollten die Pfreimder immer wieder solche Spiele aufführen, so etwa 1763, mit der Versicherung, man werde keinen Mißbrauch betreiben. Vgl. zur gesamten Thematik BZAR, OA Generalia 1671 (mit Text eines vermutlich in Pfreimd aufgeführten Passionsspieles), 1672 und 2008; Joseph LIPF (hg.): Oberhirtliche Verordnungen und allgemeine Erlasse für das Bisthum Regensburg, vom Jahre 1250–1852, Regensburg 1853, S. 94–95 (Nr. 352); Barbara MÖCKERSHOFF: Barocke Passionsprozessionen und Passionsspiele, in: Erika und Adolf J. EICHENSEER (hg.): Oberpfälzer Ostern. Ein Hausbuch von Fasnacht bis Pfingsten, Regensburg 1996, S. 211–216; Manfred KNEDLIK: „... zum Trost und Nutzen der eingepfarrten Seelen“. Passionsspiele und Karfreitagsprozessionen in der mittleren Oberpfalz, in: Oberpfälzer Kulturbund (hg.): Industrie und Kultur. Glückauf in der Oberpfalz. Festschrift zum 34. Bayerischen Nordgautag in Maxhütte-Haidhof, Kallmünz 2002, S. 113–121.

⁵⁴ Vgl. BZAR, VA 1568; Pfarrrakten Pfreimd 3 (darin eine Aufstellung von 1798, was seit 1636 am Pfarrhof repariert wurde). In dieser Zeit – am 27. September 1729 – wurde Philipp

Hälfte des 18. Jahrhunderts verlief unter den Pfarrern Anton Reisenecker (1734–1758), Franz Ignaz Sebastian von Saur (1758–1774) und Josef Kugler⁵⁵ (1775–1800) in eher ruhigen Bahnen. Letzterer war für Pfarrei und Stadt eine bedeutende Persönlichkeit. 1734 geboren und ab 1748 bei den Jesuiten in Regensburg ausgebildet, trat er 1761 selbst in die Gesellschaft Jesu ein und lebte ab 1772 im Amberger Jesuitenkolleg, mit dessen Verwaltung er nach der Aufhebung des Ordens 1773 beauftragt wurde. Am 6. Februar 1775 erfolgte die Investitur in Pfreimd; zusätzlich wurde ihm von 1786 bis 1788 das Amt des Regens im Regensburger Priesterseminar⁵⁶ übertragen, das mit ihm in das ehemalige Jesuitenkolleg St. Paul übersiedelte. In diesen drei Jahren mussten die Franziskaner, die um 1779 mit zwanzig Patres vertreten waren, gemeinsam mit Provisoren die Pfarrseelsorge aufrechterhalten. Die Bildung des Klerus und der Jugend scheint Josef Kugler als Lebensaufgabe angesehen zu haben, denn nach seiner Rückkehr nach Pfreimd 1789 ging er dort an die Errichtung einer neuen Schule, der sogenannten Knabenrealschule, als Vorbereitung für einen Besuch des Gymnasiums und später der Universität. Die Abschaffung veralteter Bücher und die Anschaffung neuer Werke wurden dabei besonders gefördert. Dass der Lehrer an dieser Realschule ein Priester sein musste, hatte den Vorteil, dass dieser auch als Aushilfe in der Pfarrseelsorge tätig sein konnte.⁵⁷

Das 19. Jahrhundert

Josef Kugler starb am 22. Februar 1800 und wurde in der Pfarrkirche begraben, wenige Wochen später bezog der Priester Anton Rath den Pfreimder Pfarrhof. Doch der Beginn des 19. Jahrhunderts war von einer großen Katastrophe gekennzeichnet: am 17. Juli 1800 legte ein verheerender Brand innerhalb einer Stunde Stadt und

Josef Anton Kraus als Sohn des Stadtschreibers geboren. Er studierte in Straubing und Landshut, trat 1747 ins Kloster Metten ein und erhielt 1752 als Pater Lambert die Priesterweihe. 1754 wurde er Seminardirektor und Lehrer der Singknaben und schließlich 1770 Abt des Klosters Metten, wo er am 27. November 1790 starb. Auch als Abt beschäftigte sich Kraus vor allem mit der Musik: er verfasste Singspiele, Messen und zwölf Symphonien. Vgl. Alfons JAKOB und Hans PAULUS: Lambert Kraus. Abt, Komponist und Gelehrter der Abtei Metten, in: *Der Stadtturm* 17 (2001), S. 18–24.

⁵⁵ Vgl. BZAR Pfarrakten Pfreimd 1; VA 1178; RIES Generalschematismus (Anm. 9), Bd. C/G/K S. 181; Josef GRÖTSCH: Joseph Kugler. Ein Lebens- und Charakterbild, Kallmünz 1952. Die Matrikel 1782–1787 vermerkt nichts zum pfarrlichen Leben der Zeit; vgl. Manfred HEIM (Hg.): *Die Heckenstaller-Matrikel des Bistums Regensburg (1782–1787)* (BGBR Beiband 5), Regensburg 1992, S. 47 (Original in BZAR, OA-Gen 4383).

⁵⁶ Vgl. Scoti peregrini in St. Jakob. 800 Jahre irisch-schottische Kultur in Regensburg (BZAR/BZBR Kataloge und Schriften 21), Regensburg 2005, S. 188–189.

⁵⁷ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 15 und 28; Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 5550; Pfarrer, in: *Festschrift 2016* (Anm. 24), S. 18; GRÖTSCH Kugler (Anm. 55), S. 25–35; STIELER Pfreimd (Anm. 8), S. 167–171. Kuglers Nachfolger Anton Rath mutmaßte, sein Vorgänger habe nur deshalb einen Priester als Lehrer der Realschule bestellt, weil dieser als Seelsorgsaushilfe herangezogen werden und damit der pastorale Einfluss der Franziskaner zurückgedrängt werden konnte; vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 9. Das Gehalt der Kirchendiener bewegte sich jedoch weiter an der unteren Grenze, weshalb immer wieder Anträge auf Aufbesserungen gestellt wurden. Im Mai 1784 erhielt der Schulrektor (gleichzeitig Chorregent) 70 Gulden pro Jahr, der Schulmeister (und Kantor) nur 25 Gulden, vgl. Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg 5550. Zum Thema des Kantorendienstes 1699–1799 vgl. auch ebd., Landgrafschaft Leuchtenberg, Stadtrichteramt Pfreimd 16.

Pfarrhof in Schutt und Asche. Pfarrer Rath konnte die wichtigsten amtlichen Unterlagen wie die Kirchenbücher und ein Urbar von 1596 retten, verlor aber die meisten seiner privaten Habseligkeiten; er fand übergangsweise im Franziskanerkloster Zuflucht. Da das abgebrannte Haus ohnehin zu klein und auch feucht gewesen war, plante man zunächst den Wiederaufbau an anderer Stelle. Mit dem Ankauf des ehemaligen Stadtrichterhauses in der Freyung im Jahr 1804 konnte man dann ein bereits bestehendes Haus erwerben und als Pfarrhaus nutzen.⁵⁸ Am 7. September 1801 fand in Nabburg die Firmung für die Stadt und die ganze Umgebung durch Bischof Josef Konrad von Schroffenberg statt. Johann Josef Thomas Haas, Doktor beider Rechte und bischöflicher Kanzleidirektor, führte aus diesem Anlass eine Visitation in Pfreimd durch, deren Protokoll Aufschluss über den Zustand der Pfarrei am Vorabend der Säkularisation gibt.⁵⁹ Die Pfarrkirche besaß zu dieser Zeit sieben konsekrierte Altäre, kritisiert wurde die mangelnde Hygiene bei der Aufbewahrung der heiligen Öle; der Schlüssel zum Tabernakel wurde in der Sakristei aufbewahrt, so dass auch der Mesner (Johann Baptist Kraus, seit 30 Jahren im Amt) dazu Zugang hatte. Gepredigt wurde in den Sonntagsmessen außer in der Frühmesse um viertel nach sieben, nach dem Mittagessen fanden Katechesen und Vesper statt. Die Corpus-Christi-Bruderschaft veranstaltete einmal im Monat ein eigenes Gebet. Die Stolgebühren betragen für eine Beerdigung sieben Gulden, bei Kindern einen Gulden und 30 Kreuzer; für Trauungen wurden zwei Gulden Gebühr erhoben. Kritik übte der Visitor am Pfarrer: dieser sei weder in den Pfarrgeschäften noch in den Berufswissenschaften ausreichend bewandert.⁶⁰

Die Säkularisation hatte insofern eine Auswirkung auf Pfreimd, als das seit 200 Jahren bestehende Franziskanerkloster aufgelöst wurde; es konnte jedoch bereits nach knapp drei Jahrzehnten wiederbegründet werden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts – das genaue Datum ist nicht bekannt – gründete sich in Pfreimd ein Ortsverband der Marianischen Männerkongregation als Unterverband der MMC Amberg.⁶¹

⁵⁸ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 6; OA-Gen 1160; STIELER Pfreimd (Anm. 8), S. 223–228; Jugendheim, in: Festschrift 2016 (Anm. 24), S. 30.

⁵⁹ Vgl. BZAR, OA Gen 1160. Im Sommer 1801 mussten zahlreiche Gegenstände aus den Kirchenschätzen an den Staat abgetreten werden, so etwa ein Kreuz aus der Pfarrkirche, ein Ziborium und zwei Kelche aus der Klosterkirche, Monstranz und Kelch aus der Friedhofskirche und zahlreiche Wertgegenstände der Wallfahrtskirche auf dem Eixlberg; vgl. Staatsarchiv Amberg, Landgrafschaft Leuchtenberg, Stadtrichteramt Pfreimd 8. Zu Bischof Schroffenberg vgl. Johann GRUBER: Joseph Konrad Freiherr von Schroffenberg, letzter Fürstbischof von Regensburg (1790–1802/03). Das Bistum am Vorabend der Säkularisation, in: BGBR 37 (2003) S. 95–128.

⁶⁰ Anton Benedikt Rath, geboren 1768 in Stadtkemnath, war 1791 zum Priester geweiht worden. Nach einer Station in Neustadt an der Donau kam er 1800 nach Pfreimd, wo er am 22. September 1823 starb; vgl. BZAR, Matrikel Pfreimd Bd. 10 S. 19; Pfarrakten Pfreimd 10; RIES Generalschematismus (Anm. 9), Bd. R S. 17.

⁶¹ Zur Geschichte des Franziskanerklosters Pfreimd vgl. Anm. 24. Stadtpfarrer Anton Mertz berichtete 1910, in der Registratur des Pfarramtes gebe es kein Gründungsdokument, das Mitgliederverzeichnis reiche aber bis ca. 1815 zurück. Neuaufnahmen wurden immer am 25. März durchgeführt, die Mutterkongregation in Amberg übernahm die Auslagen für die Feier des Titularfestes „Mariä Verkündigung“ an diesem Tag. Vgl. BZAR, OA 661; AMODE Männerkongregation (Anm. 23), S. 5–14. Zur Geschichte der MMC Amberg vgl. Festschrift zum 300jährigen Jubiläum der Marianischen Männer- und Jünglingskongregation „Mariä Verkündigung“ Amberg, Amberg 1926.

Die Pfarreibeschreibung des Jahres 1835 zeigt u.a. die zahlreichen Gottesdienste, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgehalten wurden. Neben den regulären Feiern in der Pfarrkirche fanden über das Kirchenjahr verteilt 19 Gottesdienste auf dem Eixlberg statt, einige weitere trafen auf die Franziskanerkirche, zusätzlich waren 44 Jahrtage und 44 Jahrmessen abzuhalten. In der kleinen Kirche St. Johannes Nepomuk wurden nur auf Wunsch Gottesdienste gefeiert. Es existierten drei Bruderschaften (Corpus Christi- und Barbarabruderschaft sowie Marianische Männerkongregation) und je eine Knaben- und Mädchenschule. Die nicht sehr hohen Einnahmen der Pfarrei bestanden weitgehend aus den Zehnten und den Erträgen verpachteter Felder. Pfarrer war zu dieser Zeit der 1767 in Sulzbach geborene Josef Zimmermann, der in seinem Testament 12.000 Gulden für das Bürgerspital stiftete und einen öffentlichen Brunnen vor dem Pfarrhof hatte aufstellen lassen.⁶² Zimmermann musste sich auch mit dem Antrag der Gemeinde Oberpfreimd beschäftigen, die (nach mehreren vergeblichen Anläufen) eine Umpfarung ihres Ortes aus der Pfarrei Nabburg nach Pfreimd beantragten. Im Februar 1837 erschienen acht Vertreter der Gemeinde Oberpfreimd im Pfarramt Pfreimd und gaben folgendes zu Protokoll: Oberpfreimd liege 1,5 Stunden vom Pfarrort Nabburg entfernt, aber nur eine Viertelstunde von Pfreimd; die Einwohner müssten für jede pfarrliche Verrichtung (Taufe, Versegung, Leichenzug) entweder durch Pfreimd hindurch gehen oder einen langen Umweg nehmen. Gehe man stattdessen nach Pfreimd, wurden die doppelten Stolgebühren fällig: einmal an den Nabburger Pfarrer als den eigentlich zuständigen und einmal an den Pfreimder Geistlichen für die tatsächliche Verrichtung. Vor allem im Winter, bei schlechtem Wetter und Hochwasser sei der Weg schwierig und gefährlich, wodurch vor allem das Leben der neugeborenen Kinder auf dem Weg zur Taufe gefährdet werde. Aus diesen Gründen gingen bereits viele Oberpfreimder nicht mehr nach Nabburg. Die seelsorgerliche Betreuung lasse durch diese Hindernisse grundsätzlich zu wünschen übrig, da viele ihren eigentlichen Seelsorger kaum kannten. Die Kinder gingen ohnehin in Pfreimd zur Schule, so dass aus Sicht der Oberpfreimder alles für eine Umpfarung sprach, noch dazu, da schon der Ortsname Ober-Pfreimd für eine alte Zugehörigkeit zu Pfreimd spreche.⁶³ Die Pfarrei Nabburg war zu diesem Zeitpunkt vakant. Der dortige Pfarrprovisor sprach sich gegen die Veränderung aus, da die Oberpfreimder aufgrund ihres Reichtums und Stolzes unruhige Köpfe seien und außerdem ein gleicher Antrag schon 1817 abgelehnt worden sei. Bei einer Umpfarung bestehe die Gefahr, dass andere Ortschaften nachziehen würden, was wiederum den Bestand der Schule in Perschen und der zweiten Kooperatorenstelle in Nabburg gefährde. Die Unterstützung des Pfreimder Pfarrers für das Ansinnen sei „unnachbarlich“⁶⁴ und geschehe nur deshalb, weil dieser „die Wolle der Schäflein“⁶⁵ für sich haben wolle. Im November

⁶² Vgl. Pfarreibeschreibung 1835 in BZAR, Pfarrakten Pfreimd 22 und 47; Matrikel Pfreimd Bd. 10 S. 174 (mit Erwähnung der Stiftung des Nachlasses an das Spital); Staatsarchiv Amberg, Regierung der Oberpfalz, Kammer des Innern 7942 (Pfarrfession 1812) und 12134. Zu den Orgeln in der Pfarrkirche, der Eixlbergkirche und der Friedhofskirche und die prekären Arbeitsbedingungen des eigentlich hochqualifizierten Berufs des Orgelbauers um die Mitte des 19. Jahrhunderts vgl. Hubert AMODE: Streit um eine Orgelreparatur. Interessanter Briefwechsel aus den Jahren 1846 bis 1848, in: Der Stadtturm 8 (1992) S. 45–53.

⁶³ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 51.

⁶⁴ BZAR, Pfarrakten Pfreimd 51.

⁶⁵ BZAR, Pfarrakten Pfreimd 51.

1837 war wieder ein Pfarrer in Nabburg installiert worden. Er protestierte gegen die Abtrennung, da er die Pfarrei ohne jede Klausel und ohne Abstriche übertragen bekommen habe. Schließlich konnte die Umpfarrung erst im Jahr 1856 endgültig durchgesetzt werden.

Josef Zimmermann resignierte 1850 auf die Pfarrei Pfreimd, blieb aber dort ansässig und starb am 4. Dezember 1861. Die Beerdigung hielt der Nachfolger Johann Georg Siegert ab. Er stammte aus dem nahen Luhe und war 1830 zum Priester geweiht worden. Aufgrund schwacher Gesundheit musste er in der Seelsorge häufig von den Franziskanern vertreten werden und starb am 31. September 1887 nach zehnjähriger schwerer Krankheit. In seinem Testament bestimmte er die erhebliche Summe von 1 000 Gulden zur Finanzierung von Krankenschwestern in Pfreimd; das gesamte übrige Vermögen ging wie bei seinem Vorgänger an die Spitalstiftung.⁶⁶ 1857 konnte gemeinsam mit anderen aus der Pfarrei Pfreimd stammenden Geistlichen die Niederlassung der Armen Schulschwestern errichtet werden, die sich um Kindergarten und Volksschule kümmerten.⁶⁷ Einer dieser Priester war der 1816 auf der Bruckmühle geborene Bartholomäus Enders. Nach dem Besuch der Schule in seiner Heimat, die er stets als Jahrgangsbester absolviert hatte, und dem Gymnasialstudium in Regensburg ging er 1835 nach Rom und studierte sieben Jahre lang am dortigen Collegium Germanicum. Am 1. November 1841 wurde er in Rom zum Priester geweiht und kehrte 1842 als Doktor der Philosophie und Theologie nach Regensburg zurück. Nach verschiedenen seelsorgerlichen Stationen wurde er 1873 vom Regensburger Bischof Ignatius von Senestréy, der mit ihm in Rom studiert hatte, in der Hochzeit des Kulturkampfes und des Priestermangels als Regens an das Priesterseminar berufen, das gerade eben in die Räume des ehemaligen Schottenklosters St. Jakob transferiert worden war.⁶⁸ Bartholomäus Enders fungierte auch als Zelebrant bei einem bedeutenden kirchlichen Ereignis dieser Jahre, nämlich der Katholikenversammlung in Pfreimd am Ostermontag, den 10. April 1871. Bereits am Vorabend waren die Häuser mit Blumen, Girlanden und Fahnen geschmückt worden;

⁶⁶ Vgl. BZAR, PA 3570; Matrikel Pfreimd Bd. 10 S. 319; Pfarrer, in: Festschrift 2016 (Anm. 24), S. 18 (mit Bild). Dank einer anderen frommen Stiftung konnte in den Jahren 1854 bis 1857 ein Kalvarienberg errichtet werden; vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 48; Helmut FRIEDL: Zur Geschichte des Pfreimder Kalvarienberg-Kreuzweges. Vor 150 Jahren stiftete Anna Luber aus Nessating den heutigen Kalvarienberg, in: Der Stadtturm 20 (2004) S. 60–65; Hans PAULUS: Der neu renovierte Kalvarienberg in Pfreimd, ebd. 23 (2007) S. 61–67.

⁶⁷ Vgl. Matrikel Regensburg (Anm. 3), S. 514. 1859 wurde mit Paul Zeilbeck (1811–1877) zudem ein Eremit auf den Eixlberg berufen. Dieser hatte um 1835 als Franziskaner in Rom gelebt und war 1839 als Klausner zugelassen worden; 1842 betrieb er die Wiedererrichtung der 1804 verbotenen Eremitenverbüderung und wurde 1844 deren erster Altvater. Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 45; Josef EIMER: Paul Zeilbeck: Eremit + Neugründer + Altvater, in: Der Stadtturm 28 (2012) S. 8–27. Der Sterbeeintrag (2.6.1877) findet sich in BZAR, Matrikel Pfreimd Bd. 10 S. 272.

⁶⁸ Vgl. BZAR, PA 632 (mit gedruckter Biographie); R. Dr. Bartholomäus Enders, Päpstlicher Hausprälat, bischöfl. geistl. Rath und Regens des Klerikalseminars in Regensburg, in: Kalender für katholische Christen auf das Jahr 1897, Sulzbach 57 (1897), S. 130–136; Pfarrer, in: Festschrift 2016 (Anm. 24), S. 18. Zu den Mühlen in Pfreimd vgl. Hubert AMODE: Es klappt die Mühle... Die Mühlen im Stadtbereich Pfreimd, in: Der Stadtturm 23 (2007), S. 81–86. Zur Geschichte des Priesterseminars im 19. Jahrhundert vgl. Karl HAUSBERGER: Das säkularisierte Regensburger Schottenkloster St. Jakob als Heimstätte des Priesterseminars seit 1872, in: BGR 40 (2006) S. 261–284.

am Tag selbst begann die Versammlung mit dem Eintreffen mehrerer Festzüge aus benachbarten Pfarreien. Um acht Uhr formierte sich eine Prozession auf den Eixlberg, wo an einem Altar im Freien vor rund 8000 Menschen eine Festpredigt durch einen Jesuitenpater gehalten wurde. Da es danach zu Beginn der heiligen Messe heftig zu regnen begann, wurde der Gottesdienst in die Kirche verlegt, während die meisten Besucher fluchtartig den Rückweg nach Pfreimd antraten. Nachmittags zwischen halb drei und sechs Uhr fand dann nochmals in der Pfarrkirche eine Versammlung von rund 4000 Männern statt, bei der u.a. auch Bartholomäus Enders das Wort ergriff.⁶⁹

Ein weiterer bedeutender Priester aus Pfreimd war der 1831 geborene Johann Nepomuk Mühlbauer, der 1844 als einer der ersten Alumnen in das neugegründete Bischöfliche Knabenseminar im erst 1830 wiedererrichteten Kloster Metten eintrat und 1849 dem ersten Abiturjahrgang des dortigen Gymnasiums angehörte. 1856 wurde er zum Priester geweiht und hielt seine Primiz in Pfreimd. 1861 erhielt er den Posten eines Redakteurs des „Regensburger Morgenblattes“, der im Verlag Friedrich Pustet gedruckten Zeitung des politischen Katholizismus in Regensburg und Umgebung, wobei es ihm gelang, die Auflage des Blattes erheblich zu steigern. Von 1861 bis 1906 wirkte er zudem als Präses des Katholischen Gesellenvereins (Kolpingverein) und erbaute das Erhardihaus, den Vorgängerbau des heutigen Kolpinghauses, der 1944 zerstört wurde. Im Jahr 1897 verfasste Mühlbauer eine Festschrift zum 400jährigen Jubiläum der Stadt Pfreimd, sowie 1901 den „Versuch einer Geschichte der Stadt Pfreimd“, die ebenfalls im Hause Pustet gedruckt wurden. Den Erlös aus diesen Publikationen stiftete der Verfasser für zwei Glasfenster und mehrere Altarleuchter in der Pfreimder Pfarrkirche. 1901 wurde ihm schließlich die Ehrenbürgerwürde seiner Heimatstadt verliehen. Er starb 1914 als Kanonikus der Alten Kapelle in Regensburg.⁷⁰

Das 20. Jahrhundert

Kurz vor dem 1. Weltkrieg erhielt die Pfarrkirche Pfreimd einen neuen Hochaltar; Bischof Antonius von Henle reiste persönlich zur Altarweihe und zur Firmung an. Auch die Beschaffung einer neuen Orgel war im Gange.⁷¹ Der Krieg brachte auch für die Pfarrei Pfreimd den Verlust zahlreicher Mitglieder, allein in der Stadt waren 53 Tote zu beklagen. Für die Zurückgekehrten wurde am 16. Februar 1919 eine Ehren-

⁶⁹ Vgl. Franz von KLIMSTEIN: Der Katholikentag von 19. März 1871 in Amberg und die Katholikenversammlung vom 10. April 1871 in Pfreimd, in: Katholikentage im Bistum Regensburg 1849–2014 (BZAR/BZBR Kataloge und Schriften 34), Regensburg 2014, S. 115–124 (zu Pfreimd S. 123–124). 1870 war auf dem II. Vatikanischen Konzil das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit verkündet worden, im gleichen Jahr hatten italienische Truppen den Kirchenstaat besetzt und damit die weltliche Herrschaft des Papstes beendet. Die Predigt auf der Pfreimder Katholikenversammlung hatte denn auch die Zerstörung der geistlichen Macht des Papsttums durch die Angriffe auf dessen weltliche Macht zum Thema.

⁷⁰ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 30; Werner CHROBAK: Johann Nepomuk Mühlbauer (1831–1914). Redakteur, Kolpingpräses und Stiftskanonikus, in: Lebensbilder aus der Geschichte des Bistums Regensburg (BGBR 23/24), Regensburg 1989, S. 742–750.

⁷¹ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 31; Staatsarchiv Amberg, Regierung der Oberpfalz, Kammer des Innern 7937; Josef EIMER: Bischof Henle weiht den Hochaltar der Stadtpfarrkirche Pfreimd vor 100 Jahren. 27. August 1911, in: Die Arnika 43 (2011), S. 25–26. Im Nachlass Henles im BZAR (Nr. 113) ist leider kein Manuskript der Predigt zu diesem Tag erhalten.

feier mit Gottesdienst, Ansprache auf dem Stadtplatz und Mittagessen in den vier großen Pfreimder Gasthäusern abgehalten.⁷² Pfarrer war zu dieser Zeit zwar ein Regensburger Diözesanpriester, aber dennoch ein „Zugereister“: Anton Mertz war 1857 in Vechta im Bistum Münster zur Welt gekommen. Im Zuge des Kulturkampfes zwischen der katholischen Kirche und dem Königreich Preußen, das die Kontrolle über die Priesterausbildung an sich gezogen hatte, war er im Jahr 1876 noch als Theologiestudent nach Regensburg gekommen – in einer Zeit, in der Bartholomäus Enders als Regens im Priesterseminar fungierte. Die Priesterweihe erfolgte 1881, ebenso die Primiz in der Seminarkirche Obermünster, da der Neupriester ja nicht in seine Heimat zurückkehren konnte. Nach mehreren Seelsorgestationen erhielt Mertz im Dezember 1905 die Pfarrei Pfreimd als neuen Wirkungsort zugewiesen und erfreute sich schnell großer Beliebtheit, so dass sein 70. Geburtstag 1927 gebührend begangen wurde. Im gleichen Jahr resignierte er auf die Pfarrei und zog sich als Benefiziat nach Amberg zurück, wo er 1929 verstarb.⁷³ Ihm folgte Ignaz Bäumler: „Die ganze Stadt war festlich geschmückt, als der neuernannte Stadtpfarrer von sämtlichen Vereinen und Behörden sowie von der Schuljugend im Pfarrhof abgeholt und mit Musik zur Kirche geleitet wurde, wo die eindrucksvollen Zeremonien sich vollzogen. Nach dem Festgottesdienste empfing unser neuer Seelsorger die herzlichsten Wünsche der Stadtgemeinde und der Gemeinde Iffelsdorf.“⁷⁴

Für die Pfarrkirche wollte man nun auch ein neues, passendes Geläute beschaffen, denn es waren nur noch zwei alte Glocken von 1550 und 1614 vorhanden, nachdem zwei weitere Glocken 1914 eingeschmolzen worden waren. Die beiden als Ersatz neu gegossenen waren völlig missglückt und ebenfalls im Krieg abgegeben worden. Nun lag ein Angebot der Firma Hamm in Regensburg vor, ein neues Geläute günstig zu erwerben; dieses passte aber tonal nicht zur Glocke von 1614, und den Neuguss eines passenden Geläutes konnte sich die Pfarrei nicht leisten: „Und so wird die Pfarrkirche auf eine Reihe von Jahren ihr Jammergeläute haben müssen.“⁷⁵ Der Erwerb der vier Glocken von Hamm mit den Darstellungen der Dreifaltigkeit, der Muttergottes, des heiligen Paulus und des Evangelisten Johannes wurde daher obrigkeitlich genehmigt; die alten, denkmalgeschützten Glocken durften jedoch nicht eingeschmolzen oder beseitigt werden. Da alle Versuche scheiterten, sie an eine andere Kirche zu verkaufen, und auch wegen des negativen Gutachtens des Glockensachverständigen Peter Griesbacher, erteilte die Denkmalschutzbehörde schließlich im Jahr 1932 die Erlaubnis zum Einschmelzen nach vorheriger Anfertigung von Fotografien und Abgüssen.⁷⁶

Die Zeit des Nationalsozialismus war dem kirchlichen Leben nicht wohlgesonnen. Dennoch konnten in der Amtszeit von Pfarrer Ignaz Bäumler zunächst noch einige

⁷² Vgl. Helmut FRIEDL: Schüsse, die den Krieg bedeuten – vor 100 Jahren begann der 1. Weltkrieg. Die Kriegsheimkehrer-Feiern in Pfreimd, in: Der Stadtturm 30 (2014) S. 5–32.

⁷³ Vgl. BZAR, OA Emigranten B 187; Regensburger Sonntagsblatt 27. 2. 1927 S. 11.

⁷⁴ Regensburger Sonntagsblatt 4. 12. 1927 S. 6. Im gleichen Jahr fand eine Wallfahrt der katholischen Arbeitervereine statt: „Über 300 Mitglieder des Bezirksverbandes Weiden der katholischen Arbeitervereine fanden sich am Sonntag, den 12. September, zu einer Franziskuswallfahrt in der hiesigen Franziskanerkirche ein. Am Nachmittag war weltliche Versammlung im „Wilden Mann“, wo der große Arbeiterbischof Ketteler in Arbeitsrat Schwarz einen trefflichen Gedächtnisredner fand.“, ebd. 25. 9. 1927 S. 12.

⁷⁵ BZAR, Pfarrakten Pfreimd 31.

⁷⁶ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 31. Peter Griesbacher war Kanonikus bzw. Dekan am Kollegiatstift St. Johann in Regensburg und bekannter Komponist; vgl. Rafael KÖHLER: Stifts-

kirchliche Ereignisse gebührend gefeiert werden, so etwa eine Fahnenweihe des katholischen Jungmädchenvereins im Jahr 1933: „Unter zahlreicher Anteilnahme der Schwesternvereine von Schwandorf, Nabburg und Oberviechtach hielt der katholische Jungmädchenverein Pfreimd am 21. Mai [1933] seine Bannerweihe ab. H. H. Stadtpfarrer Bäumler vollzog den Weiheakt und würdigte Sinn und Ziel der echt christlichen und zugleich kerndeutschen Jungmädchenbewegung der „Weißen Rosen“. Unter den Klängen der Stadtkapelle, unter Sang und Klang der Vereinsgitarren zog dann der große Festzug, an dem auch der hiesige Stadtrat mit dem Bürgermeister an der Spitze teilnahm, durch die festlich geschmückte Stadt zum Festsaal. In seinen altdeutschen Tänzen und Reigen, in Sprechchor und Schauspiel legten die „Weißen Rosen“ Zeugnis ab von dem Geist, der ihre Bewegung beseelt. Rund 200 auswärtige Mitglieder der Schwesternvereine hatten sich zu der eindrucksvollen Feier eingefunden.“⁷⁷ Nur wenige Wochen später wurde eine Volksmission durchgeführt, die jedoch mit einem Unfall zu Ende ging: „In der Pfingstwoche erhielt Pfreimd die große Gnade einer Mission durch vier Redemptoristenpatres: P. Haider, P. Schaumberger, P. Scherzl und P. Pfeilstetter. Im Laufe der Woche wurde die Kirche bei den Predigten immer voller. Viele Gleichgültige wurden aufgerüttelt; nur wenige blieben der Mission fern. Besonders vertieft wurde die Wirkung der Mission durch den plötzlichen Tod der mehr als 94jährigen Mutter des H. H. Stadtpfarrers, die infolge eines Unfalls während der Schlußfeier starb.“⁷⁸

Nach dem Ende des 2. Weltkriegs begann sich das Leben – das weltliche wie das kirchliche – auch in Pfreimd allmählich zu normalisieren. Im Jahr 1952 wurde die Filiale Saltendorf mit Döllnitz und Friedersdorf aus der Pfarrei Weihern nach Pfreimd umgepfarrt. Die im Ursprung gotische und später barockisierte Saltendorfer Kirche war erst in den Jahren 1951 und 1952 renoviert und erweitert worden. Aufgrund starker Schäden am Turm musste die Kirche 1961 zeitweise wegen Einsturzgefahr ganz geschlossen werden, bis der Turm abgetragen und neu errichtet werden konnte.⁷⁹ Im April 1952 fand in Pfreimd erneut eine Volksmission statt⁸⁰, 1953 und 1954 konnte man unter dem neuen Pfarrer Albert Sertl die Weihe von jeweils einer neuen Glocke (Marienglocke mit Ton F und einem Gewicht von 17 Zentnern, und eine Gefallenenglocke auf dem Ton Es mit 23 Zentnern) für die Pfarrkirche durchführen. 1954 begann man mit einer Innenrenovierung der Kirche, die seit 1910 nicht mehr entstaubt und gesäubert worden war. Nur zwei Jahre später nahm man auch die Renovierung der Wallfahrtskirche auf dem Eixlberg in Angriff, die seit 1870

dekan Peter Griesbacher. Kirchenmusik zwischen „Choral und Wagner“, in: St. Johann in Regensburg (BZAR/BZBR Kataloge und Schriften 5), Regensburg 1990, S. 253–260.

⁷⁷ Regensburger Sonntagsblatt 18.6.1933 S. 6. Ignaz Bäumler (geboren 1866 und zum Priester geweiht 1893), amtierte von 1927 bis 1935 als Pfarrer in Pfreimd, dann als Hausgeistlicher der Schulschwestern in Neunburg vorm Wald und Benefiziat in Amberg. 1940 kehrte er nach Pfreimd zurück, wo er 13. April 1944 starb, vgl. BZAR, Personalakt 121.

⁷⁸ Regensburger Sonntagsblatt 9.7.1933 S. 12; vgl. auch BZAR Pfarrakten Pfreimd 1946–1982 Nr. 39. Der Regensburger Anzeiger vom 13. Juni 1933 vermeldet auf S. 8 unter der Rubrik „Bayerische Landesnachrichten“: „Im gottbegnadeten Alter von 94 Jahren 5 Monaten ist Frau Anna Bäumler, Schuhmachermeisterswitwe, infolge eines Unfalls verschieden. Die Beerdigung ist morgen Mittwoch in Neunaigen.“

⁷⁹ BZAR Pfarrakten Pfreimd 1946–1982 Nr. 9.

⁸⁰ BZAR Pfarrakten Pfreimd 1946–1982 Nr. 39. Kein Bericht im Bistumsblatt bis Mitte Juni 1952.



keine solche Maßnahme erhalten hatte.⁸¹ Das kirchliche Leben erlebte einen gewaltigen Aufschwung, der sich u.a. im Zulauf zu einer weiteren Volksmission vom 25. Juni bis 8. Juli 1962 und in der Errichtung einer Rosenkranzbruderschaft am 16. Mai 1963 niederschlug.⁸² 1965 konnte eine Außenrenovierung der Kirche durchgeführt werden, wobei neben dem Außenputz vor allem das Dach und die Turmuhr

⁸¹ BZAR Pfarrakten Pfreimd 1946–1982 Nr. 8 und Nr. 10. Die Finanzierung gelang weitgehend über Spenden, denn in „unserer Diözese ist es üblich Inneninstandsetzungen dem Schönheitsinn und der Gebfreudigkeit der Pfarrangehörigen zu überlassen; Zuschüsse aus Diözesanmitteln kommen darum nicht in Frage.“ (ebd.). Albert Sertl (geboren 1907) übernahm im Frühjahr 1953 die Pfarrei Pfreimd. Als ehemaliger Domspatz und Musikpräfekt im Knabenseminar Straubing spielte er selbst seit seiner Jugend Orgel und widmete sich an allen Seelsorgestellen mit besonderem Interesse der Pflege der Kirchenmusik. 1965 auf Anregung seiner Pfarrkinder zum Bischöflich Geistlichen Rat ernannt und 1966 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet und auch zum Ehrenbürger der Stadt Pfreimd gemacht, blieb Albert Sertl nach seiner Pensionierung 1968 in Pfreimd, wo er nach längerer Krankheit am 18. Oktober 1975 starb und am 21. Oktober beerdigt wurde; vgl. BZAR, Personalakt 4887.

⁸² „Die Teilnahme der Bevölkerung war sehr gut. Die Frauen dürften bis über 90 % mitgemacht haben, während die Männerwelt mit etwa 80 % sich beteiligt hat. Die Vorträge waren in der 2. Woche immer verbunden mit dem eucharistischen Opfer, bei dem die Gläubigen sehr häufig zum Opfermahl gingen. Besonderer Wert wurde von den H. H. Patres des Franziskanerordens auf die liturgische Gestaltung der Meßfeier gelegt, was nun fortgesetzt werden soll.“, BZAR Pfarrakten Pfreimd 1946–1982 Nr. 39. Im Regensburger Bistumsblatt ist bis Mitte August 1962 kein Bericht über diese Volksmission enthalten. Die Rosenkranzbruderschaft feierte ihr Hauptfest am ersten Sonntag im Oktober, vgl. BZAR Pfarrakten Pfreimd 1946–1982 Nr. 38. Grunddaten zu den weiteren, älteren Bruderschaften in Pfreimd vgl. Festschrift 2016 (Anm. 24), S. 31–34. Hier ist die Rosenkranzbruderschaft allerdings nicht genannt.

erneuert wurden; diese Maßnahmen konnte die Kirchenstiftung u. a. durch den Verkauf von kleinen Grundstücken für den gleichzeitig laufenden Kasernenbau finanzieren.⁸³ Den Höhepunkt dieser Jahre bildete 1966 das 750jährige Bestehen der selbständigen Pfarrei Pfreimd. Man feierte mit einem feierlichen Triduum vom 13. bis 15. August, dem Patrozinium der Stadtpfarrkirche. Es fanden Gottesdienste, Kirchenzüge und Lichterprozessionen statt, an denen zahlreiche Gläubige aus der Stadt und dem gesamten Umland teilnahmen. Da Bischof Rudolf Graber und auch der Weihbischof verhindert waren, übernahm Missionsbischof Edgar Häring aus dem Kapuzinerorden das Pontifikalamt am Mariä Himmelfahrtstag. Aus Rom erreichte die Pfarrei sogar ein Telegramm Papst Paul VI. mit Glück- und Segenswünschen zum Jubiläum. Dieses bildete den letzten Höhepunkt in der Amtszeit von Stadtpfarrer Albert Sertl, der zum 1. September 1968 auf die Pfarrei Pfreimd resignierte. Als sein Nachfolger wurde Pater Clementin Schmalzl aus dem Franziskanerkloster angewiesen. Im Jahr 1973 feierte Pfreimd unter der Schirmherrschaft des bayerischen Ministerpräsidenten Alfons Goppel ein ganzes Jahr lang das 600jährige Jubiläum der Stadterhebung. An diesem Festjahr beteiligte sich natürlich auch die Pfarrei, so z. B. durch das Läuten der Glocken von Pfarr- und Klosterkirche zum Jahreswechsel 1972/73, Gottesdienste, Konzerte und eine große Fronleichnamsprozession. Die Festwoche fand wiederum rund um das Patrozinium am 15. August statt. Dieses Mal reiste der Bischof selbst zum Festgottesdienst an.⁸⁴

Seit der Gegenreformation in der Landgrafschaft Leuchtenberg war in Pfreimd kein evangelischer Gottesdienst mehr abgehalten worden. Durch den Zuzug nach dem Krieg und auch den Aufbau des Garnisonsstandortes ab 1965 machte sich jedoch allmählich immer mehr die Notwendigkeit evangelischer Seelsorge am Ort bemerkbar. 1948 wurde erstmals wieder ein Gottesdienst in Pfreimd abgehalten; dazu gewährte die katholische Pfarrei den Lutheranern Gastrecht in der Friedhofskirche, bis 1971 mit dem Bau einer eigenen evangelischen Kirche begonnen werden konnte. 1972 erfolgte schließlich die Einweihung der Pauluskirche.⁸⁵ Für die katholische Pfarrkirche stellte sich in den 1970er Jahren die Beschaffung einer neuen Orgel als Hauptaufgabe heraus, nachdem Domorganist Eberhard Kraus 1974 festgestellt hatte, dass die von 1910 stammende Orgel der Firma Binder und Siemann stark verschmutzt und vom Holzwurm befallen war, so dass ein Großteil der Register nicht mehr funktionsfähig war. Eine Reparatur hätte nur kurzfristig Abhilfe schaffen können; Kraus befürwortete daher einen Neubau im alten barocken Gehäuse unter Verwendung brauchbaren Pfeifenmaterials der alten Orgel. 1977 wurde endlich die Genehmigung zum Erwerb eines neuen Instruments der Firma Kloss in Kelheim erteilt. Weihbischof Karl Flügel weihte die Orgel am 16. Dezember 1978 im Rahmen eines Pontifikalgottesdienstes; am Abend stellte Domorganist Kraus den Pfreimdern das nach seiner Disposition errichtete Instrument in einem Konzert vor. Zur Vor-

⁸³ Vgl. BZAR Pfarrakten Pfreimd 1946–1982 Nr. 8. Bei der Erneuerung des Bodenpflasters in der Pfarrkirche im Jahr 1970 wurde die kunsthistorisch bedeutende Grabplatte des Landgrafen Ludwig Heinrich von Leuchtenberg († 1567) verdeckt, was zu Nachfragen des Denkmalamtes führte (ebd.).

⁸⁴ Vgl. BZAR, Pfarrakten Pfreimd 1946–1982 Nr. 1; Amtsblatt für die Diözese Regensburg 23. 9. 1968 S. 109–110; Regensburger Bistumsblatt 28. 8. 1966 S. 18; 600-Jahrfeier der Stadterhebung Pfreimd durch Ulrich II. Landgraf von Leuchtenberg 1373–1973 [Festschrift], Pfreimd 1973 (mit Programm des Festjahres).

⁸⁵ Vgl. STIELER Pfreimd (Anm. 8), S. 249–250.

bereitung des 300jährigen Baujubiläums der Pfarrkirche im Jahr 1982 wurde zunächst die Außenfassade einer Renovierung unterzogen; für den Festgottesdienst am 15. August 1982 konnte Weihbischof Karl Flügel gewonnen werden. Nach dem Gottesdienst besichtigte man auch die Wallfahrtskirche auf dem Eixlberg, nachmittags fand ein Festakt in der Mehrzweckhalle der Volksschule statt.⁸⁶

Dieser positiven Entwicklung des kirchlichen Lebens folgte ab der Mitte der 1980er Jahre jedoch ein Jahrzehnt der Krisen, manifest geworden zunächst 1987 durch die Aufhebung des Klosters der Armen Schulschwestern, dann 1994 durch den Abzug der Mällersdorfer Schwestern. Am 1. September folgte der traurige Höhepunkt: die Aufhebung des mit kurzer Unterbrechung seit 1601 bestehenden Franziskanerklosters in der Freyung. Die Pfarrseelsorge übernahmen ab 1995 Patres der indischen Vinzenzkongregation, die in den Klostergebäuden unterkamen, während das ehemalige klösterliche Brauhaus zum Kindergarten umgebaut wurde.⁸⁷

Das 800jährige Jubiläum der Selbständigkeit der Pfarrei Pfreimd wurde im Jahr 2016 nicht nur mit einem Triduum, sondern mit einem ganzen Festjahr begangen. Einmal pro Monat fand ein Gottesdienst mit einem eigenen Festprediger statt, darunter Diözesanbischof Rudolf Voderholzer zum Patrozinium und Weihbischof Josef Graf zum Abschluss des Festjahres. Daneben gab es Andachten und Wallfahrten sowie Vorträge und Konzerte.⁸⁸ Das gegenwärtige Leben der Pfarrei in all seinen Facetten ist durch die Festschrift zum 800jährigen Jubiläum gut dokumentiert. Viele historisch begründete Aktivitäten haben sich bis heute erhalten, so die Wallfahrt auf den Eixlberg und auf den Miesberg bei Schwarzenfeld oder die Karfreitagsprozession, aber auch kirchliche Vereinigungen wie die Marianische Männerkongregation oder die Barbara-Bruderschaft, von der immerhin die Feier des Hauptfestes auf dem Eixlberg immer noch Bestand hat. Aus der Existenz der 1720 errichteten franziskanischen „Bruderschaft von der unbefleckten Empfängnis Mariens“ hat sich auch nach dem Abzug der Franziskaner die marianische Festwoche der „Oktav“ erhalten. Kirchenverwaltung und Pfarrgemeinderat, Ministranten und verschiedene Kirchenmusikgruppen, Frauenbund und Kolpingsfamilie, die Pfarrjugend und die in Kooperation zwischen Stadt und Pfarrei getragene Bücherei zeugen vom vielfältigen und lebhaften kirchlichen Leben in der gesamten Pfarrei – eine gute Ausgangsbasis für viele weitere Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Pfreimd.⁸⁹

⁸⁶ BZAR Pfarrakten Pfreimd 1946–1982 Nr. 8; Regensburger Bistumsblatt 29. August 1982 S. 28.

⁸⁷ Vgl. Matrikel Regensburg (Anm. 3), S. 514; Aquilas ROHNER: 400 Jahre Franziskanerkirche in Pfreimd. 1593–1993, Pfreimd 1993; Alfred HAMMER: Das Kloster in Pfreimd. Ende einer Ära – ein neuer Abschnitt beginnt, in: Der Stadtturm 17 (2001), S. 136–146; DERS.: Das Kloster in Pfreimd (1. Fortsetzung), ebd. 18 (2002), S. 63–75; DERS.: Das Kloster in Pfreimd. Abschluss einer gelungenen Generalsanierung (2. Fortsetzung), ebd. 24 (2008) S. 35–48.

⁸⁸ Vgl. das Programm in der Festschrift 2016 (Anm. 24), S. 4–5.

⁸⁹ Vgl. Festschrift 2016 (Anm. 24), S. 38–62.

Clemens Brentano und Johann Michael Sailer

Zum 175. Todestag von Brentano am 28. Juli 2017

von

Konrad Baumgartner

Das Anliegen

„... So sind tausend formelle Dinge, lieber Nepomuk, die mir an allen Ecken störend sind, wenn ich mich der katholischen Kirche nähere. Was weiß der Papst von dem innern Zustand der Christenheit? Hat er wohl einen Begriff von dem deutschen Geiste Sailers, Fenebergs und deiner Freunde? Was ist ein Statthalter Christi, der seinen Herrn nicht zu verstehen imstande ist, wo er am lebendigsten erscheint? ... Grüße alle Freunde. Bitte Sailer um Verzeihung, teile ihm meinen Zustand mit, er soll für mich beten ...“ So schreibt Clemens Brentano im Februar 1816 an Johann Nepomuk Ringseis.¹

In diesen wenigen Zeilen leuchtet auf, dass Clemens Brentano schon damals, aber dann zeitlebens ein suchender und ringender katholischer Christ war, der in orientierenden, aus tiefer Frömmigkeit lebenden Mitchristen seiner Zeit durch Begegnung und Briefkontakt, nicht zuletzt aber durch ihr Vorbild im Glauben und ihre Fürbitte um Gott und die Kirche gerungen hat. Solche Persönlichkeiten waren in besonderer Weise Johann Michael Sailer² und seine Freunde, später dann Luise Hensel und vor allem Anna Katharina Emmerich.

Die folgende Darstellung möchte ein wenig diesen Spuren nachgehen und deutlich machen, wie sehr Begegnungen und Briefkontakte für die Reifung einer christlichen Persönlichkeit von Bedeutung sind – auch heute. Die literarische Persönlichkeit von Brentano kann und soll dabei nicht ausdrücklich dargestellt und gewürdigt werden.³

¹ Abgedruckt in: Hubert SCHIEL, Johann Michael Sailer. Leben und Briefe, Bd. 1: Leben und Persönlichkeit in Selbstzeugnissen, Gesprächen und Erinnerungen der Zeitgenossen Regensburg 1948 (= Schiel I), 517. – Johann Nepomuk Ringseis, geb. am 16.5.1785 in Schwarzhofen in der Oberpfalz, gest. am 22.5.1880 in München, war seit 1805 Student der Medizin in Landshut, kam durch studentische Kreise mehr und mehr in eine ungläubige Haltung hinein, aus der ihn Vorlesungen von Sailer, besonders aber der persönliche Umgang mit ihm wieder befreiten. Ab 1817 war er in München Ordinarius am dortigen Spital, dann Reisebegleiter von Kronprinz bzw. König Ludwig I. und schließlich Reformator des Medizinwesens und nach der von ihm veranlassten Verlegung der Universität von Landshut nach München dort Professor.

² Vgl. Georg SCHWAIGER, Johann Michael Sailer. Der bayerische Kirchenvater, München und Zürich 1982; Konrad BAUMGARTNER (Hg.), Johann Michael Sailer. Leben und Werk, Kevelaer 2011.

³ Vgl. Clemens Brentano. Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Anne von BOHNENKAMP-RENKEN, Konrad FEILCHENFELDT, Jürgen BEHRENS, Wolfgang FRÜHWALD (= Frankfurter Brentano-Ausgabe FBA), Stuttgart 1975 ff.

Lebensweg

Der am 9. September 1778 – er selbst schreibt gerne „am 8. September“ – in Ehrenbreitstein (dem heutigen Koblenz) geborene und katholisch getaufte Clemens Brentano entstammte als zweiter Sohn der Familie des Kaufmanns Peter Anton Brentano und dessen (zweiter) Ehefrau Maximiliane von La Roche, die eine große Schar von insgesamt 15 Kindern aus dieser und aus weiteren zwei Ehen umfasste, unter ihnen: Bettina, die spätere Ehefrau des Dichters Achim von Arnim, Georg, Christian, Sophie, Ludovica, Kunigunde, welche die Ehefrau des Rechtsgelehrten Friedrich Carl von Savigny wurde, sowie Magdalene. Mit diesen und mit Antonie Brentano, der Frau des Senators, Schöffen und Handelsmannes Franz Brentano, dem Halb-Bruder von Clemens, in Frankfurt und auf Gut Winkel⁴ am Rhein, pflegte Sailer persönliche und auch briefliche Kontakte. Das erste Mal sind sich Sailer und Brentano Mitte November 1808 durch Vermittlung von Ringseis in Landshut begegnet.⁵

Es war ein bewegtes Leben, das Clemens von einer Profession zur anderen, von einem Wohn- und Aufenthaltsort zum anderen führte: nach einer abgebrochenen kaufmännischen Lehre in Langensalza in den Jahren 1795/96 studierte er ab Mai 1797 in Halle Bergwissenschaften und schon ein Jahr später, ab Juni 1798, Medizin in Jena.

Dort beschäftigte ihn freilich weniger das Studium als die Begegnung mit Vertretern der Weimarer Klassik wie Christoph Martin Wieland, Johann Gottfried von Herder und Johann Wolfgang von Goethe, sowie der Frühromantik wie Friedrich Schlegel, Johann Gottlieb Fichte und Ludwig Tieck. Im Juni/Juli 1798 lernte er dort die Dichterin Sophie Mereau kennen. Von ihnen allen ließ sich Clemens zu eigenen ersten literarischen Werken anregen.

Im Jahre 1801 finden wir Clemens Brentano in Göttingen als immatrikulierten Studenten der Philosophie. Er lernt dort Ludwig Achim von Arnim kennen, dem er freundschaftlich verbunden ist und mit dem er bis 1811 immer wieder die Wohnung teilt.

Nach seiner Heirat mit der Schriftstellerin Sophie Mereau 1803 zieht Clemens nach Heidelberg, wo er zusammen mit Arnim literarisch tätig wird: mit der Herausgabe der „Zeitung für Einsiedler“ und besonders der berühmten Volksliedsammlung „Des Knaben Wunderhorn“. 1806 stößt Joseph Görres zu ihnen: die „Heidelberger Romantik“ blüht auf. Ende 1809 bis 1811 finden wir Clemens Brentano in Berlin und Prag. Die Ehe mit Sophie endet tragisch: die beiden ersten Kinder sterben bald nach der Geburt, nach einer Fehlgeburt stirbt Sophie bei der Geburt des dritten

⁴ Vgl. dazu Stefanie KELLNER, Die Aura bewahren. Das Brentano-Haus in Winkel am Rhein, in: *Monumente. Magazin für Denkmalkultur in Deutschland*. Bonn 26/5 (2016) 66–74 (mit ausgezeichneten Farbbildern vom Inneren und Äußeren des Hauses). „Bei Franz und dessen Frau Antonie traf sich (seit 1804) die große Familie, um sich im Rheingau zu erholen ... Das Haus am Rhein war (darüber hinaus) eine Art Sommersalon und kulturell-geistiges Zentrum der Romantik“ (69; 71).

⁵ Vgl. Konrad FEILCHENFELDT, *Brentano Chronik. Daten zu Leben und Werk*, München und Wien 1978, 64.

⁶ Sailer hat es, wie er im März/April 1811 an Friedrich Karl von Savigny schreibt, „dem Grafen Holstein, der seine Bücher verkauft, abgekauft, und mich erquickte manch altes deutsches Lied.“ So Hubert SCHIEL (Hg.), *Johann Michael Sailer. Leben und Briefe*. Bd. 2: Briefe, Regensburg 1952 (= Schiel II), 362.

Kindes am 31. Oktober 1806. Die zweite Ehe, die Brentano schon wenige Monate danach mit Auguste Bußmann eingeht, verläuft spannungsgeladen.

Nach einem Aufenthalt in Kassel kommt Brentano 1808 erstmals nach Bayern, wo er Sailer kennen- und schätzen lernt. Während seines Aufenthaltes in Landshut wird Clemens erneut schriftstellerisch tätig und nimmt Kontakt auf zum Maler Philipp Otto Runge, der leider alsbald stirbt. Nach neuen Zerwürfnissen mit Auguste wird die Ehe 1812 geschieden, nachdem Brentano im Februar 1809 zwei Selbstmordversuche begangen und er zeitweise sich bei dem Exbenediktiner Candidus Huber in Stallwang bei Landshut unter dem Namen Bennone vor Auguste versteckt gehalten hatte.⁷

Brentano und Sailer in Landshut

Von der Universität und der theologischen Fakultät, ja auch von Sailer, hatte Brentano zunächst keine sehr schmeichelhafte Meinung. Am 14. November 1808 schreibt er an Achim von Arnim: „Hier ist die Universität nichts als eine Gesellschaft katholischer Pfarrer. Sie kommen abends alle zusammen bei einem guten Mann und modernen Mystiker, dem Religionsschriftsteller Sailer, und spielen Schach, oft zu zehnt. Wenn man sie einzeln fragt, warum sie Schach spielten immer und ewig und nie miteinander diskutierten, so sagt jeder einzelne, dieser oder jener wüsste gar nichts zu sprechen, und was man spreche, werde wieder allen bekannt, und so spiele man lieber Schach.“⁸

Aus dieser Zeit stammt freilich auch ein Urteil von Johann Nepomuk Ringseis über Brentano, das Johann Baptist Diel wiedergibt: „Clemens war damals ganz ungläubig, höchstens gläubig an Goethe ... In den Studentenzirkeln wurde häufiger (als in den Zirkeln bei Savigny) über religiöse Fragen gesprochen. Clemens disputierte dann heftig und spielte den katholischen Freunden gegenüber stets den Widersacher ... Unter den damaligen Verhältnissen arbeitete er sich immer tiefer in ein unklares Schwanken hinein und wurde mehr und mehr, zwar nicht dem Christentume, aber der katholischen Kirche entfremdet. Sailer, der ausgezeichnete Seelenkenner, durchschaute bald, dass durch Diskutieren bei Clemens nichts zu erreichen sei. Franz Brentano hatte sich an den Hausfreund der Familie gewendet, mit der

⁷ Vgl. SCHIEL II, 588. – Huber lebte dort als Insektensammler und Botaniker. Das Volk nannte ihn das „Holz“- oder „Käferherrle“, da er in einer 150 Exemplaren umfassenden „Holzbibliothek“ in aus allen Holzarten gefertigten Büchern jeweils Blatt, Blüte und zugehörige Insekten aufbewahrte. Huber sollte auf Anraten Savignys Hausgeistlicher werden auf dem von Franz Brentano, dem Bruder von Clemens, im Sommer 1808 erworbenen Gut Bukowan in Böhmen, das Christian Brentano verwaltete. Clemens Brentano hielt sich in den Jahren 1810 und 1811 mehrmals auf dem Gut auf und von dort aus in Prag. – Huber starb bereits am 17. 6. 1813 auf Schloss Stallwang. Das Gut Bukowan ging 1816 in den Besitz von Karl Philipp von Schwarzenberg über.

⁸ SCHIEL I, 404. – Eduard Schenk wusste wohl um solche kritischen Stimmen. So notierte er in diesen Jahren 1808/09: „Jeden Abend versammelte sich bei ihm (Sailer) ein Kreis von Professoren, die, wenn auch in wissenschaftlichen Anliegen unter sich geschieden, doch in der Hauptsache eines Sinnes mit Sailer waren. Das Schachspiel diente hier als äußerer Vereinigungspunkt; politische und konfessionelle Streitfragen blieben vom Gespräche ausgeschlossen, aber die heiterste Laune, bei Sailer immer anmutig und witzig, bei dem sonst sehr ernsten (Kollegen) Zimmer öfters barock, belebte den kleinen Zirkel, dem kein fremder Zeuge angemerkt hätte, dass er zum Teil aus literarischen Gegnern, zum Teil aus mannigfach geprüften und selbst verfolgten Männern bestand.“ SCHIEL I, 411.

Bitte, jetzt, da in Landshut die Gelegenheit günstig sei, auf Clemens einzuwirken und ihn zum Glauben zurückzuführen. Aber Sailer erwiderte: „Lasst ihn und drängt ihn nicht; der kommt doch noch zurück.“⁹

Sailer sollte Recht behalten, wie im Folgenden deutlich wird. Er setzte auf die alte Wahrheit: „*Verba movent, exempla trahunt.*“ Denn Sailer wirkte in der Tat, wie Eduard Schenk bezeugt, „nicht bloß als Lehrer und Schriftsteller auf seine Zeitgenossen, sondern auch im geselligen Umgang. Vielen der edelsten Familien in und außer Bayern war er mehr als Freund, er war ihnen ein erhebender, ratender und tröstender Genius, in der Ferne wie in der Nähe. Mehrere derselben, die am Rhein (gemeint ist vor allem die Familie Brentano, K. B.), in Schwaben, Sachsen (gemeint ist vor allem die Familie Stolberg-Wernigerode, K. B.) und in der Schweiz (z. B. die Familie Lavater, K. B.) wohnten, besuchte er abwechselnd während der Oster- und Herbstferien, und seine Anwesenheit war immer ein Fest; alle nahen Freunde kamen dort zusammen, um sich an seinem Umgang zu erquicken.“¹⁰

So schreibt auch Clemens Brentano bald vom „herrlichen Sailer“, und seine Schwester Bettina bezeugt vor dem Weggang von Arnim und Savigny aus Landshut: „Der einzige Mensch, den wir ungern hier lassen, ist Sailer.“¹¹ Ähnlich schreibt Savigny an Clemens Brentano: „Der Abschied von Sailer wird mir sehr wehe tun.“¹²

Sailer als Wegweiser

Wohl zu Beginn des Jahres 1815 hatte sich Brentano in einem Brief über seinen inneren Zustand an Sailer gewandt.¹³ Am 21. März 1815 schickte Sailer aus Landshut über Friedrich Karl von Savigny jenen berühmten Antwortbrief an Brentano, in dem, datiert mit dem 16. März 1815, eine von diesem, wie Sailer schreibt, „sehr erwartete Antwort, die bald und sicher bestellt sein will“, enthalten ist.¹⁴

Der an den „Lieben, teuren Clemens“ adressierte Brief ist von Sailer „liebend und sinnend und sorgend, in mich verwandelt“ geschrieben worden. Die darin gegebenen Antworten an Brentano beruhen auf der Zuversicht, dass dieser „zu jener Gemütsstimmung und Überzeugung, kommen kann, dass Dir Gott, Gott in Christus, der Geist Christi alles ist“, dass er „zur festen, seligen Überzeugung kommen kann, dass Dir Sünde und Sündenstrafen vergeben, nachgelassen ist“, dass er „zu jener Gemütsstimmung und Überzeugung kommen“ kann, dass für ihn die katholische Lehre, die Mitfeier des Gottesdienstes und ein bewusstes Christsein in Hingabe, Leidensmut und Zuversicht im Sterben zur Mitte seines Lebens werden können: als Gaben Gottes und als beseligende Wirklichkeit.

Und Sailer zeigt auch konkrete Schritte auf, wie Brentano dorthin gelangen kann: für die geistliche Schriftlesung empfiehlt Sailer bei der Apostelgeschichte zu beginnen und später dann die Briefe an die Epheser, Philipper und Kolosser zu lesen. Brentano hatte Sailer offenbar auch angefragt, ob er eine schriftliche Beichte per

⁹ SCHIEL I, 404 f.

¹⁰ SCHIEL I, 410.

¹¹ SCHIEL I 424 f.

¹² SCHIEL I, 426.

¹³ Nach der ersten Biographie von Brentano von Johann Baptist DIEL, ergänzt und herausgegeben von Wilhelm KREITEN (Clemens Brentano. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen, Bd. 2: 1814–1842, Freiburg im Breisgau 1878, 22).

¹⁴ SCHIEL II, 403; 404–408.

Brief bei ihm ablegen und Sailer ihm brieflich die Absolution erteilen könne; diesen Weg lehnt Sailer ab: es ist nicht Sitte in der katholischen Kirche, ja es wird von strengen Auslegern als unerlaubt angesehen. Wichtiger aber ist Sailer: „durch so etwas wäre dir auch nicht geholfen, denn dein innerer Mensch bedarf eines längeren Zusammenlebens, bedarf des lebendigen Wortes von Mund zu Ohr und Herz – tote Buchstaben helfen hierin wenig.“ Schließlich ermutigt Sailer Brentano: „Lass Dich führen treu zu sein im Kampfe wider das, was Dich jetzt von Gott ferne hält ... Sei treu im Kleinen, spricht Christus, und es wird Dir Größeres anvertraut werden, und sei treu im Größeren, und es wird Dir das Größte anvertraut werden!“

Entscheidende Begegnungen

In dieser tiefen Glaubens- und Lebenskrise wird für Brentano die Begegnung mit der protestantischen Pastorentochter Luise Hensel¹⁵, die am 10. Oktober 1816 ihren Anfang nimmt, von existentieller Bedeutung: er erhofft sich, dass sie die Mittlerin für ihn wird hin zu Gott – und zugleich, dass sie Gefährtin seiner Liebe würde. Nach der Zurückweisung des letzteren Ansinnens durch Luise bemühte sich Brentano sie zur Konversion zur katholischen Kirche zu bewegen, die schließlich 1818 erfolgte. Zuvor aber legte Brentano bei Probst Taube in der Hedwigs-Kirche in Berlin am 27. Februar 1817 die angestrebte Lebensbeichte ab, „doch die Rückkehr zur Kirche ist nur ein äußerer Abschluss seiner Kämpfe um Versöhnung mit Gott. In seinem Inneren gehen sie weiter, bis er in Dülmen endlich den Anschluss an die Gemeinschaft der Gläubigen findet.“¹⁶

Um das Jahr 1817 bezeugt Johann Nepomuk Ringseis, dass Sailer wesentlich zur Bekehrung¹⁷ von Clemens Brentano beigetragen hat: durch den genannten Brief, aber auch durch die persönlichen Begegnungen mit ihm, nicht zuletzt bei den gemeinsamen Reisen, besonders bei der Herbstreise von 1818. Diese Reise begannen Sailer und Christian Brentano zusammen am 1. September, sie hatte mehrere Anlässe. Darüber notiert Clemens Brentano in den Tagen vom 22. bis 24. Oktober 1818 in Dülmen: „Im September 1818 eingeladen, mit J. M. Sailer nach langer Trennung auf dessen Reise zu dem Graf Friedrich Leopold von Stolberg in Westfalen zusammenzutreffen, begab sich der Schreiber dieser Blätter nach Sondermühlen zu letzterem, der ihn nach Münster an (Bernhard) Overberg empfahl, und dieser führte ihn durch einen Brief an den Arzt der A(nna) K(atharina) Emmerich¹⁸ bei derselben ein. Sie erlaubte es ihm, bis zu Sailers Ankunft täglich mehrere Stunden bei ihr zuzubringen ... Am 22. Oktober 1818 kam Sailer zu ihr ... Sein Zusammenkommen mit der Kranken war sehr rührend und innig, zwei von Jesu Liebe brennende Herzen, auf den verschiedensten Wegen von der Gnade geführt, begegneten sich bei dem Kreuze, mit welchem das eine sichtbar bezeichnet war. Freitag den 23. Oktober war Sailer den ganzen Tag meist allein bei ihr, er überzeugte sich von den Blutungen ihres Hauptes, ihrer Hände und Füße, und sie fand den mannigfachsten Trost in

¹⁵ Vgl. Hermann CARDAUNS, Brentano und Luise Hensel, in: Hochland 13/2 (1916) 398–424; Hubert SCHIEL, Clemens Brentano und Luise Hensel. Mit bisher ungedruckten Briefen, Aschaffenburg 1956. Schiel macht auch darauf aufmerksam, dass man die Bedeutung Hensels für die Bekehrung Brentanos nicht überschätzen dürfe. Vgl. SCHIEL II, 622.

¹⁶ Werner HOFFMANN, Clemens Brentano. Leben und Werk, Bern und München 1966, 315.

¹⁷ Vgl. SCHIEL I, 533.

¹⁸ Es gibt beide Schreibweisen: Emmerich und Emmerick.

Bezug auf ihre inneren Erfahrungen bei ihm ... Sie beichtete ihm ... Samstag den 24. reichte er ihr das heilige Sakrament und reiste weiter zu Stolberg. Auf der Heimreise blieb er im Anfang des Novembers abermals einen Tag bei ihr. Er war ihr bis zu ihrem Tode ein Freund, hat für sie gebetet und in ernstesten Angelegenheiten ihr Gebet verlangt.“¹⁹

Über die Begegnung mit Sailer schreibt Brentano am 23. Oktober 1818 an Luise Hensel in überschwänglicher Begeisterung: „Gestern ist der große, fromme, lustige, mutwillige, zärtliche, hüpfende, fliegende, betende, alles umarmende alte Gottes-Knabe Sailer und Christian bei mir angekommen. Sailer küsste und knetete mich, wie einen alten, bekannten Teig, der ihm unter den Fingern aufgegangen; wir waren sehr lustig und vertraut. Christian grüßt Dich herzlich; er ist Sailers Reise-Verstand, und sie disputieren immer geistlich, sie sind kindisch, vertraut und lustig miteinander. Sailer hält viel auf ihn. Gott wird helfen, dass auch ich meinen Weg und meine Hacke in seinem Weinberge finde. Ach, es fehlt unendlich an Priestern und Begeisterten in der Kirche; aber es rührt sich vieles, denn neben der Not steht der Engel ...“²⁰

Eben an diesem Tag reiste Sailer dann mit Clemens und Christian Brentano weiter nach Sondermühlen zu Stolberg, wo Sailer bis zum 4. November allein blieb. „Die Tage der Anwesenheit Sailers in Sondermühlen waren alle Festtage; aber zur Annahme des Kölner Erzbistums konnte der edle Graf den sanften Freund durch keinen Sturm der Gefühle und durch keinen Strom der Beredsamkeit bestimmen“, schreibt Joseph Hubert Reinkens.²¹ Sailer wollte auf dieser Reise eben auch Klarheit gewinnen über das Angebot der preußischen Regierung, zunächst Professor in Bonn und später Erzbischof von Köln zu werden. Darüber sprach er in einer persönlichen Unterredung mit Karl August von Hardenberg und Karl vom Stein zum Altenstein. Inzwischen war freilich bereits die Ernennung zum Domkapitular in Regensburg an Sailer ergangen, so dass er schon zuvor bei seinem Aufenthalt in Winkel am Rhein, im Haus von Franz und Antonie Brentano, im Beisein von Friedrich Savigny, die Entscheidung getroffen hatte.²²

Auf der Rückreise vollzog Sailer am 6. und 7. November 1818 auf Anraten der Brentanos und von Johannes Bostel, dem Jenaer Studienfreund, eine andere, im Licht der Vorsehung als schicksalhaft zu bezeichnende Begegnung, nämlich in Holtwick bei Bocholt mit der Familie Diepenbrock, besonders mit Melchior und Apollonia.²³

In dem von dem Fabrikanten und Stadtrat Hermann Joseph Dietz, einem Freund von Clemens Brentano, in Koblenz gegründeten Bürgerhospital wurden bis zum Eintreffen der Barmherzigen Schwestern Apollonia Diepenbrock, Luise Hensel und Caroline Settegast als Pflegerinnen tätig. Clemens Brentano beschrieb diese Initiative

¹⁹ SCHIEL I, 563.

²⁰ SCHIEL I, 564.

²¹ Joseph Hubert REINKENS, Melchior von Diepenbrock. Ein Zeit- und Lebensbild, Leipzig 1881, 22.

²² Vgl. Alexander LOICHINGER, Sailer, Diepenbrock, Christian und Clemens Brentano, in: Münchener Theologische Zeitschrift 52 (2001) 304–322. Sailer „wollte das preußische Angebot nur annehmen, wenn Rom ihn dazu ausdrücklich aufforderte. Das war als Vorsichtsmaßnahme gedacht. Denn tatsächlich lehnte Rom Sailer als Kölner Bischofskandidaten ab.“ (hier 306).

²³ Vgl. Wolfgang FRÜHWALD, Das Spätwerk Clemens Brentanos (1815–1842). Romantik im Zeitalter der Metternich'schen Restauration, Tübingen 1977, 35 f.: „Die Freundschaft mit der ‘Appel’ beginnt schon 1818.“

der damals anhebenden katholischen Sozialbewegung eingehend.²⁴ Das Hospital diente Apollonia später als Anregung für die Einrichtung des von ihr geleiteten Josefheimes in Regensburg und für ihre caritative Tätigkeit in der Stadt.²⁵

Über den Verlauf und die Bedeutung dieser genannten Herbststrie 1818 schreibt Sailer selbst in einem Brief an Friedrich Karl von Savigny sehr ausführlich.²⁶ Zunächst dankt er Savigny „für alle Beweise Deiner Freundschaft, die Du mir in Rödelheim, Winkel und Aachen gegeben hast. Deine Gegenwart war mir in jenen Tagen des schweren Kampfes und gleich schweren Entschlusses ein Geschenk der Providenz, war mir Licht und Stab, wofür ich Gott nicht genug danken kann. Das klare, innige, feste Wesen, das in Dir lebet, hat mich gehalten und getragen.“

Sailers und Brentanos Haltung zu Anna Katharina Emmerich

Dann berichtet Sailer über mehrere Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten, besonders auch mit Anna Katharina Emmerich, die ihm „ihr ganzes Gewissen aufschloss“. Bezeichnend ist, wie Sailer von ihr als der stigmatisierten Mystikerin berichtet: „Was die Geschichte ihrer Wundmale betrifft, so sind sie da; an Betrug ist nicht zu denken: wie sie geworden sind, weiß sie nicht. Aber das ist merkwürdig: von den frühesten Jahren an hatte sie einen Trieb, Gott zu bitten, er möchte ihr das Leiden Christi recht eindrücklich machen, aber N.B. nur in das Gemüte ... Sie dachte nie an sinnliche Zeichen des Leidens Christi und bat noch weniger darum. Sie prunke auch gar nicht damit, möchte ungesehen, bloß im stillen Gebete leben ... Sie hat keine größere Plage, als die ihr die vielen Besuche machen. Von ihren Visionen redet sie nichts; denn davon müsste ich selber mehr unterrichtet sein, um etwas Zuverlässiges mitteilen zu können ... Der Anblick der Emmerich hat wirklich etwas auffallend Mildes und Wohlmachendes.“

Sailer betont damit den Vorrang der gläubigen Haltung vor dem Sensationellen, der geistlichen Leidensmystik vor der körperlichen Ausprägung, der stillen Demut gegenüber der von außen herangetragenen Schaufrömmigkeit. „Nicht ihre Stigmata und Visionen hebt er (Sailer) als anziehend hervor, sondern ihren natürlichen Glauben, den sie sich trotz ihres jahrelangen, aussichtslosen Leidens und der bedrückenden Dülmener Lebensumstände bewahrt hat“, urteilt Alexander Loichinger.²⁷

In dieser Einschätzung unterscheiden sich aber Sailer und Clemens Brentano: „Diesen Zugang zur wahren religiösen Gestalt der Emmerich konnte Sailer an Clemens Brentano nicht weitervermitteln. Er, der Ruhelose, der gerade unter dem Einfluss Luise Hensels in Berlin seine Lebensbeichte abgelegt hatte, glaubte in Dülmen seine eigentliche Lebensbestimmung gefunden zu haben in der Aufzeichnung der Visionen der Emmerich, deren Bearbeitung ihn bis zu seinem Lebensende beanspruchte.“²⁸

²⁴ Clemens BRENTANO, *Die Barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege*, Coblenz 1831.

²⁵ Vgl. Sigrid PLANK, Apollonia Diepenbrock (1799–1880), in: Georg SCHWAIGER (Hg.), *Lebensbilder aus der Geschichte des Bistums Regensburg*, Regensburg 1990, 644–656.

²⁶ SCHIEL II, 444–446.

²⁷ LOICHINGER, Sailer, Diepenbrock, Christian und Clemens Brentano (s. Anm. 22), 306.

²⁸ Ebd. – Vgl. Clemens Brentano, *Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi*, Sulzbach 1833.

Kontakte zur Familie Diepenbrock

Während Sailer und Christian Brentano noch am 8. November die Rückreise in Richtung Landshut antraten, blieb Clemens Brentano noch eine Woche in Holtwick, wodurch sich die Freundschaft mit der Familie Diepenbrock vertiefte. Clemens war es dann auch, der den Weg von Melchior zu Sailer – von Christian vermittelt – nach Regensburg bereitete, sodass Diepenbrock bereits im April 1819, nach enttäuschenden Aufenthalten in den Priesterseminarien von Mainz und Münster, dorthin kam.²⁹ Nach beendetem Studium dort sollte Diepenbrock nach dem Willen seines Vaters im familiären Umfeld zuhause pastorale Dienste übernehmen, doch Sailer wünschte sich Melchior weiterhin bei sich, auch wenn er ihm die Entscheidung darüber freistellte. So reisten Sailer und Diepenbrock zusammen mit Clemens Brentano im August 1823 von Regensburg ab, am 7. Oktober kehrten sie dorthin wieder zurück. Am 27. Dezember empfing Diepenbrock als einziger Kandidat in persönlich-vertrautem Rahmen die Priesterweihe, um danach bewusst als „Schreiber“ Sailers tätig zu werden.

Wendepunkte im Leben von Brentano

Clemens Brentano aber war seit 17. November 1818 mit kurzen Unterbrechungen insgesamt sechs Jahre bis zu ihrem Tod am 9. Februar 1824 in Dülmen am Krankenzimmer von Anna Katharina Emmerich, um in 40 Foliobänden ihre Visionen aufzuzeichnen, freilich vermischt mit eigenen Anmerkungen und dichterischen Passagen.³⁰ Aus den ersten Monaten stammt die Notiz von Josef Hubert Reinkens: „In der Reihe der Bewunderer ... standen vor allem die Romantiker und Konvertiten ... Chorführer der Enthusiasten wurden aber die Brüder Christian und Clemens Brentano. Der erstere machte den Anfang mit seinem Besuche in Dülmen und bestürmte dann unter vielen seinen Bruder Clemens ... und den geistvollen Professor Johann Michael Sailer, zu der ‚begnadigten Nonne‘ zu wallfahren ...“³¹

Nach dem Tod von Anna Katharina Emmerich fand Clemens Brentano bei Hermann Joseph Dietz eine vorübergehende Heimat. Die Begegnung mit Emmerich aber war für ihn zum Wendepunkt seines Lebens geworden hin zu einem bewusst katholischen Leben.

Clemens Brentano blieb in Kontakt mit Sailer, teilweise auch über Diepenbrock, wie er z. B. am 4. Februar 1822 aus Dülmen an seinen Bruder Christian schreibt: „Sailer tröstet ihn (Diepenbrock) täglich.“³² Am 27. August 1823 war Clemens zu Besuch in Regensburg, Sailer kam am 28. August nach Frankfurt: „er wohnt in Rödelheim (bei Georg Brentano) und geht später nach Winkel (am Rhein zu Franz und Antonie Brentano)“.³³ Über diese Reise schreibt Marianne Willemer an Goethe: „Sailer, neu erwählter Bischof von Regensburg, hielt sich einige Zeit hier und am Rhein auf; welch ein liebenswürdiges Naturell, ein wandelndes Herz mit einer

²⁹ Vgl. Alexander LOICHTINGER, *Melchior Diepenbrock. Seine Jugend und sein Wirken im Bistum Regensburg (1798–1845)*, Regensburg 1988.

³⁰ Vgl. Joseph ADAM, *Clemens Brentanos Emmerich-Erlebnis. Bindung und Abenteuer*, Freiburg 1956.

³¹ SCHIEL I, 564.

³² SCHIEL I, 623.

³³ SCHIEL I, 643. – Brief von Johann Friedrich Böhmer an Johann Friedrich Schlösser, Frankfurt, 29. August 1823.

Bischofsmütze! Clemens Brentano war auch hier und beschießt die sündhafte Welt mit schwerem Frömmigkeitskaliber; bei seinem Geiste und scharfem Witz ist er übel daran, sie reißen seinen himmlischen Schwingen immer wieder die Federn aus.“³⁴

In einem Brief an Luise Hensel vom 6. August 1824 aus Bonn bemerkt Clemens Brentano, dass für das Bild der Theologie im Wandgemälde der Aula in der Universität auch die Darstellung Sailers als Pendant zu Schleiermachers vorgeschlagen war.³⁵ Und an Joseph Görres vermerkt Clemens Brentano am 29. Juli 1825: „... Alles Genie, alle Kunst und Wissenschaft wird jämmerlich und geckich im Altern, denn ihre Aufgabe bleibt endlich, selbst Goethe nimmt ein lahmes End. Nur die kirchlichen, frommen, heiligen Seelen, z. B. Sailer, Overberg werden stets vollkommener und lieblicher im Alter.“³⁶ Brentano legte Joseph Widmer in Luzern den Plan nahe, angesichts der immer wieder auftauchenden negativen Äußerungen über Sailer in der Öffentlichkeit „eine Schilderung von Sailers Geist und mächtigem Verdienst in seiner Zeit nebst deren Charakteristik auszuarbeiten; gewiss ein sehr wichtiges Werk für die deutsche Kirchengeschichte.“³⁷

Am 20. August 1827 trifft Sailer aus Regensburg in Frankfurt ein; bis zur Weiterreise am 24. August zusammen mit Clemens Brentano nach Mainz verbleibt er bei Franz Brentano. Die Reisegesellschaft umfasst Sailer, seine Nichte Therese Seitz, Melchior von Diepenbrock, Clemens Brentano und Johann Karl Passavant³⁸. Am 26. August fahren sie zusammen per Schiff weiter nach Koblenz; da machen sie bei Hermann Joseph Dietz Quartier. Wiederum per Schiff geht es am 28. August weiter nach Köln. Am 29. August trennt sich Passavant in Wesel von der Reisegesellschaft, die in Bocholt bei Familie Bostel für acht Tage bleibt. Schließlich tritt Clemens Brentano zusammen mit Sailer am 9. September die Rückreise an; tags darauf gelangen die Reisenden von Düsseldorf nach Köln. Sailer macht Besuch bei Erzbischof Ferdinand August Graf von Spiegel. Am 12. September kehren Clemens Brentano und Sailer nach Koblenz zurück; tags darauf reist Sailer weiter nach Winkel.³⁹ Dort ist er bei den Brentanos zu Gast. – Im September/Oktober 1828 kommt Clemens Brentano von einer Reise in die Schweiz zusammen mit Joseph Widmer aus Luzern zu Bischof Sailer nach Barbing zurück, wo sie drei Wochen bleiben und sich auch mit Diepenbrock treffen.⁴⁰

Auch im November 1827 finden wir Sailer in Winkel am Rhein zu Gast bei den Brentanos.⁴¹ Clemens Brentano gibt an Sailer und Diepenbrock auch literarische

³⁴ SCHIEL I, 645. Brief (etwa 20.) September 1823.

³⁵ SCHIEL I, 649 f. Darüber konnte man sich aber nicht einigen. Das Wandgemälde ist inzwischen zerstört worden.

³⁶ SCHIEL I, 657.

³⁷ SCHIEL I, 659.

³⁸ Johann Karl Passavant, geb. am 22.4.1790 in Frankfurt/Main, gest. am 14.4.1857 ebd. Passavant studierte in Heidelberg und Tübingen Medizin und war nach dem Erwerb der Doktorwürde in Wiener Spitälern tätig. Eigentlich wollte er nun noch Theologie studieren, doch entsprechend dem Willen seines Vaters wurde er 1816 praktischer Arzt in Frankfurt. Von Sailer wurde er in seinem geistlichen Leben nachhaltig gefördert, schloss sich aber nach seiner Heirat wieder der reformierten Gemeinde an. 1816 konnte er seine Ideen Papst Pius VII. vortragen: er stellte sich eine Zukunftskirche vor, die auf der Grundlage von gereinigten Dogmen entstehen könnte.

³⁹ FEILCHENFELDT, Brentano Chronik (s. Anm. 5), 138 f.

⁴⁰ Ebd. 140.

⁴¹ SCHIEL I, 678 f.

Empfehlungen: so schickt er den neusten Roman von Manzoni „Promessi sposi“, den die beiden begeistert lesen.⁴² Brentano schildert in einem Brief an seinen Bruder Franz auch den Besuch von König Ludwig I. am Grab von Sailer und überliefert seine bewegenden Worte.⁴³ Schließlich berät er sich mit Savigny in einem Brief vom 5. Januar 1833 von Regensburg aus über mögliche Inhalte einer Sailer-Biographie.⁴⁴ Doch noch in diesem Jahr kommt es zur zunehmenden Verstimmung zwischen Diepenbrock und Brentano. Schließlich verlässt Brentano Regensburg, behält aber Kontakt zu Apollonia.⁴⁵ Melchior Diepenbrock versuchte noch einmal eine Brücke zu dem tief Verletzten zu schlagen: er bemühte sich eingehend, Clemens die nötige Dispens für seine Priesterweihe zu vermitteln – ein vergebliches Unternehmen sowohl hinsichtlich der geschiedenen Ehe von Brentano wie auch im Blick auf seinen Seelenzustand. Brentano geht nach München⁴⁶, schließt Freundschaft mit dem Kreis katholischer Spätromantiker um Joseph Görres – und beginnt eine enge Beziehung zur Künstlerin Emilie Linder. Während eines Aufenthaltes bei seinem Bruder Christian in Aschaffenburg stirbt Clemens Brentano dort am 28. Juli 1842; sein Grab befindet sich auf dem dortigen Altstadtfriedhof.

Fernwirkungen

In der Rückblende auf die letzte Zeit von Clemens Brentano in Regensburg⁴⁷ von Ende Juni bis um den 10. Oktober 1832 kommt die abschließende Bearbeitung und Veröffentlichung des ersten der Erbauungsbücher in den Blick, das aus dem Zusammensein mit Anna Katharina Emmerich entstanden ist: „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi“ mit einem voran gestellten Lebensbericht der stigmatisierten Ordensfrau. Es war vor allem dieses Buch, das zusammen mit Bildern⁴⁸ der leidenden, aber glaubenstarken Frau die katholische Frömmigkeit der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts weltweit prägen sollten: zunächst vor allem in Süddeutschland, dann aber auch in den romanischen Ländern und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Es sind besonders die mystischen Erfahrungen, welche die Menschen bewegen und beeindrucken. Dieser Hang zum Mystizis-

⁴² SCHIEL I, 688.

⁴³ „Hier ruht der größte Bischof von Deutschland.“ – „Mir ist ein Schutzgeist gestorben.“ SCHIEL I, 724.

⁴⁴ SCHIEL I, 727.

⁴⁵ „In den ersten Jahren nach dem Tod der Emmerick hat Brentano nochmals versucht in einem engen und vertrauten Zusammenleben mit Apollonia seinem Leben Halt zu geben, doch auch dieser Versuch ist gescheitert, ehe er noch eigentlich begonnen hatte.“ FRÜHWALD, Das Spätwerk Clemens Brentanos (s. Anm. 23), 36.

⁴⁶ Vgl. Hans GRASSL, Münchner Romantik, in: Herbert SCHINDLER (Hg.), Bayern für Liebhaber. Romantik, München 1973, 133–155.

⁴⁷ Vgl. Wilhelm HÖCK, O Stern und Blume. Clemens Brentano in München und Regensburg, in: Herbert SCHINDLER (Hg.), Bayern für Liebhaber. Romantik, München 1973, 120–132.

⁴⁸ Z.B. von Maria und Julia Gräfin Schmiesing-Kressenbrock, Eduard Steinle, Zodel, Gabriel von Max, Anna Maria von Oer und Heinrich Holtmann. – Auch von dem Garser Redemptoristen Frater Max Schmalzl (1850–1930) gibt es ein sehr ansprechendes Bild von Anna Katharina Emmerick. Karl Schmöger dürfte es inspiriert haben. Es ist als Titelbild des Buches im Immaculata-Verlag verwendet. Vgl. Monika SCHWARZENBERGER-WURSTER, Frater Max Schmalzl. Katholische Bildprogrammatische in der christlichen Kunst des späten 19. Jahrhunderts, Regensburg 2010.

mus ist eine der eigenartigsten Erscheinungen im Katholizismus des 19. Jahrhunderts.

Die Aufzeichnungen von Clemens Brentano wurden von Abt Daniel Bonifaz Haneberg, dem späteren Bischof von Speyer, an den Redemptoristen Karl Erhard Schmöger⁴⁹ übergeben. Auch von Apollonia Diepenbrock bezog dieser Materialien über Brentano, besonders seine Briefe an Emilie Linder; von ihr wurde für ihn auch die Bekanntschaft zu Luise Hensel hin vermittelt.⁵⁰ 1858 legte Schmöger den ersten Band mit den Visionen von Anna Katharina Emmerich vor, die er aus den Tagebüchern von Clemens Brentano zusammenstellte. Und er verfasste ihre Biographie, die 1867/70 in zwei Bänden erschienen ist. Schmögers Ziel war es, ihre heiligmäßige Lebensführung vor Augen zu führen, ja ihre göttliche Auserwählung; sie habe ihr Leiden stellvertretend für die ganze Kirche auf sich genommen in einer Zeit der Irrlehren und des vorherrschenden Atheismus. Alle späteren Lebensbeschreibungen beziehen sich auf dieses Werk.

Zu eben dieser Zeit wird aus Altötting, dem bedeutenden bayerischen Wallfahrtsort und zeitweiligen Sitz der Redemptoristen, ein anderes mystisches Phänomen bekannt, das Schmöger anzieht – und das er in den Dienst der Ordensinteressen einbezieht: die Geschichte der „Höheren Leitung“ mit der Seherin Louise Beck (1822–1879).⁵¹ Zwar wird in den Akten von „Schmögers tiefer Kenntnis in der mystischen Theologie“ berichtet und „in der Tat hatte Schmöger sich im Laufe seines Lebens eine Fülle von Kenntnissen im Gebiet der Mystik angeeignet ... Freilich ist bei ihm der Begriff der Mystik zu sehr auf außergewöhnliche Erscheinungen verengt.“⁵²

Das Miterleben der mystischen Erlebnisse in Altötting bewog nun Schmöger⁵³ dazu, dass er den Regensburger Bischof Ignatius Senestrey dazu gewann, den einst von Clemens Maria Hofbauer negativ beurteilten Johann Michael Sailer in Rom postum auf den Index bringen zu lassen, um die Kanonisierung des Redemptoristen zu erreichen. Senestrey selbst war seinerseits in Gewissensnöten, deren Lösung ihm die „Höhere Leitung“ verhiess.⁵⁴ Mit anderen Problemen wandten sich nicht wenige der kirchlichen Oberen, besonders auch der Bischöfe, an die „Höhere Leitung“.

Die Ära Sailer und die Hochschätzung seiner Person und Theologie waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts vorerst an ein Ende gekommen. Wenn auch die Vorwürfe gegen ihn in Rom nicht verfangen, im Bistum Regensburg blieb das Gedächtnis an

⁴⁹ Karl Erhard Schmöger, geb. am 24.2.1819 zu Ehingen, gest. am 14.8.1883 in Gars am Inn. Nach dem Studium in Tübingen, wo er die „Christliche Mystik“ des Joseph Görres und die Werke Brentanos über Anna Katharina Emmerich kennen lernte, wurde er am 29.8.1842 zum Priester geweiht, trat nach verschiedenen Aufgaben in der Seelsorge im Juli 1850 in Altötting in den Orden der Redemptoristen ein und wurde im Orden Lehrer für Theologie und Philosophie. 1865 übernahm er das Rektorat in Gars, 1868 wurde er Provinzial der Oberdeutschen Provinz. Nach der Aufhebung des Ordens durch Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 gestattete die bayerische Regierung einigen Ordensangehörigen den Verbleib in der Seelsorge, allerdings als Weltpriester. Schmöger war zu diesem Wechsel nicht bereit. Er blieb in Gars und starb dort nach längerem Leiden.

⁵⁰ So FRÜHWALD, Das Spätwerk Clemens Brentanos (s. Anm. 23), 38. „Von Hensel erhoffte sich Schmoeger weitere Auskünfte über Brentano und die Emmerick.“ Ebd.

⁵¹ Vgl. Otto WEISS, Die Macht der Seherin von Altötting. Geisterglaube im Katholizismus des 19. Jahrhunderts. Kevelaer 2015.

⁵² Ebd. 156.

⁵³ „Im Orden gilt er als Tyrann.“ Ebd. 279.

⁵⁴ Ebd. 229–257.



ihn verdunkelt, bis in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts eine Sailer-Renaissance einsetzte, die 1982 auch von römischer Seite ein neues, überwältigend anderes Bild von diesem Theologen und Bischof zeichnete: Papst Johannes Paul II. würdigte ihn als „Kirchenlehrer von Deutschland, ja, von ganz Europa“.⁵⁵ Eben dieser Papst hat am 3. Oktober 2004 Anna Katharina Emmerick seliggesprochen.

Johann Michael Sailer aber hat mit seinem verstehenden Urteil über die Gläubigkeit ihrer Persönlichkeit behutsam den Weg für ihre Verehrung bereitet, und Clemens Brentano ist durch ihr Vorbild und durch die Begegnung mit ihr und Sailer neu und tiefer zum christlichen Glauben gekommen.

⁵⁵ Schreiben an Bischof Rudolf Graber zum 20. Mai 1982.

Die Familie Brentano (Frankfurter Linie) und Johann Michael Sailer

von

Konrad Baumgartner

„Sailer ist undenkbar ohne seine Schüler, er ist undenkbar ohne seine Freunde, und seine Schüler wurden wieder seine Freunde.“ Darin sieht der Altmeister der Sailer-Forschung und „Aventinus des 20. Jahrhunderts“, Georg Schwaiger, „vielleicht eines der tiefsten Geheimnisse dieses religiösen Erziehers.“¹

Dieses treffende Wort gilt nicht zuletzt auch von der Familie Brentano², besonders von Clemens, aber auch von anderen Mitgliedern der Frankfurter Linie der Familie. Letzteren sollen die folgenden Ausführungen gelten: über ihre persönlichen Begegnungen mit Sailer, die gemeinsamen Reisen und Aufenthalte sowie über ihre brieflichen Kontakte, die sie miteinander verbunden haben. Die Darstellung folgt der Genealogie der Familie; sie ist vorrangig orientiert an Publikationen zu Sailer, besonders am Werk von Hubert Schiel.³ Zu bedenken ist allerdings, dass viele der Briefe teilweise verschollen sind, teilweise aber von den Empfängern selbst vernichtet wurden – Sailer hat anderen nicht selten dazu geraten, und er selbst hat es oft so gehalten.

¹ Georg SCHWAIGER, Johann Michael Sailer (1751–1832), in: Heinrich FRIES/Georg SCHWAIGER (Hg.), *Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert*. Band I, München 1975, 55–74. – Hier zitiert nach: Konrad BAUMGARTNER, Johann Michael Sailer. Geistliche Texte, München/ Zürich 1981, 141–175, 147. – Vgl. Konrad BAUMGARTNER, Ein Aventinus des 20. Jahrhunderts. Laudatio bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde in Katholischer Theologie durch die Universität Regensburg an Herrn Universitätsprofessor Prälat Dr. Georg Schwaiger am 5. Februar 2002, in: *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* 36 (2002) 459–468.

² Vgl. Konrad FEILCHENFELDT u. a. (Hg.), *Die Brentano: Eine europäische Familie*. Berlin 1992; Bernd HEIDENREICH (Hg.), *Geist und Macht: Die Brentanos*. Wiesbaden 2000; Brigitte Schad (Hg.), *Die Aschaffener Brentanos*. Aschaffenburg 1984. – Vgl. Hubert SCHIEL, Bischof Sailers Beziehungen zum katholischen Frankfurt, in: *Jahrbuch der Katholiken von Groß-Frankfurt* 1933, 17 ff.

³ Hubert SCHIEL, Johann Michael Sailer. Leben und Briefe, Bd. I: Leben und Persönlichkeit, Regensburg 1948 (= SCHIEL I); Bd. II: Briefe, Regensburg 1952 (= SCHIEL II). – Für eine weitergehende Darstellung müssten der Brentano-Nachlass im Archiv des Freien Deutschen Hochstiftes Frankfurt und die Briefe der Familienmitglieder nach Bezügen zu Sailer durchforstet werden. Vgl. Clemens Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe*. Historisch-kritische Ausgabe, veranstaltet vom Freien Deutschen Reichsstift, hg. von Jürgen BEHRENS, Wolfgang FRÜHWALD, Detlev LÜDERS u. a., Stuttgart 1975 ff, bes. die Bände 33 bis 36 (Briefe).

Mitglieder der Familie Brentano in ihrem Bezug zu Sailer

1. Franz Brentano (1765–1844) und seine Familie

Franz Dominicus Josef Maria Brentano war der zweite Sohn von Peter Anton Brentano und seiner ersten Ehefrau Paula Maria Josefa Walburga Brentano-Gnosso (1744–1780). Der Vater galt zu seiner Zeit als einer der bedeutendsten Handelsherren in Frankfurt am Main, war Geheimer Rat und Resident bei der Freien Reichsstadt und lebte in späteren Jahren am Hof des Kurfürsten in Koblenz. Nach dem Tod seiner zweiten Ehefrau Maximiliane, genannt La Roche (1756–1793), – sie war eine Freundin von Johann Wolfgang von Goethe –, übergab Peter seine Geschäfte an die beiden Söhne Franz und Georg, einem Sohn aus zweiter Ehe (wie auch Clemens Brentano dieser Ehe entstammte). Er selbst zog sich ganz nach Koblenz zurück, wo er ein drittes Mal heiratete.

Franz wurde nach dem Tod des Vaters das Oberhaupt der Familie. Der Ehe mit Antonia von Birckenstock⁴ (1780–1869) entstammten sechs Kinder: Mathilde, die schon im Alter von einem Jahr verstarb; Georg Franz Melchior, Maximiliane, Josepha, Franziska (genannt Fanny) und Karl Joseph.

Es war somit eine muntere Kinderschar, der Sailer in den verschiedenen Besitzungen der Familie begegnete: in der vierflügeligen Anlage „Zum Goldenen Kopf“, dem eigentlichen Handelshaus in der Frankfurter Innenstadt, wo die Familienangehörigen meist zur Winterszeit lebten; im „Petrihaus“ in Rödelheim mit dem großen Landschaftspark, den Georg Brentano (1775–1851) erbaut und seiner Lieblingsnichte Maximiliane zugeeignet hatte, oder im Aschaffenburg-Haus; in dem seit 1837 Christian Brentano mit Frau Emilie wohnte und in dem Clemens Brentano am 28. Juli 1838 starb, oder auch in dem nach Plänen von Friedrich Schinkel neu errichteten Haus an der Neuen Mainzer Straße. Im Februar 1845 kam dann als weitere Besetzung das Schloss Wasserlos hinzu.

Zum zentralen Treffpunkt und Ort der Begegnung aber entwickelte sich das Brentano-Haus in (Oestrich-) Winkel⁵, das Franz Brentano 1804 als Sommersitz für sich und seine Frau Antonie erworben hatte. Seit 1806 wurde es während des Sommers bezogen, später dann ganzjährig bewohnt. Die idyllische Lage am Rhein und das günstige Klima zogen bald viele aus der Großfamilie, aber auch Freunde und Bekannte aus Nah und Fern zum gastlichen Aufenthalt dort an. Ja, das Haus entwickelte sich zum Zentrum der Begegnung vieler bekannter Persönlichkeiten aus Kunst, Politik und Wissenschaft, so z.B. Achim von Arnim, der Brüder Grimm, Karl Freiherr von Stein, Friedrich Karl von Savigny – und Johann Wolfgang von Goethe. Dieser wohnte im Frühherbst 1814 auf Einladung von Antonie Brentano acht Tage hier und machte von da aus Ausflüge in die Umgebung. In seinem Reisebericht und in tagebuchartigen Aufzeichnungen hielt er seine Eindrücke fest.

So wurde das Haus am Rhein zu einem kulturell-geistigen Zentrum der Romantik. Auch Sailer war hier in Winkel mehrmals und gerne zu Gast. In der Übersicht zu

⁴ Vgl. Franz Carl HARTMANN, Franz und Antonia Brentano. Die Frankfurter Freunde Ludwig van Beethovens, Frankfurt 1982, 2. Auflage 1987.

⁵ Vgl. Stefanie KELLNER, Die Aura bewahren. Das Brentano-Haus in Winkel am Rhein, in: Monumente. Magazin für Denkmalkultur in Deutschland 26 (2016) H. 5, 68–74. – Das kulturhistorische Denkmal ersten Ranges ist heute in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt. Zweimal im Monat, jeweils samstags, bietet Angela Brentano öffentliche Führungen an (Kontakt: Am Lindenplatz 2, 65375 Oestrich-Winkel, 20 km südwestlich von Wiesbaden). Vgl. Wilhelm Storck, Das Brentanohaus in Winkel, Neuwied 1985.

„Sailers Reisen“, die Hubert Schiel erstellt hat, waren es vor allem zwei große Reisen, die Sailer an den Rhein und damit zu den Brentanos in Frankfurt, Koblenz und Winkel geführt haben: die Sommer- bzw. Herbstreisen des Jahres 1818 und des Jahres 1827.⁶ Sailer fühlte sich in Winkel stets sehr wohl, wie eine Äußerung an Savigny vom 1. Dezember 1818 bezeugt: „Am 11. November kamen wir nach Winkel, wo wir die Toni samt ihren Töchtern zu unsrer großen Freude noch fanden, unter großem Jubel frühstückten ...“⁷

Über den Besuch von Goethe aber schrieb die „Winkler Hausfrau“ Antonie, wie sie sich selbst gerne nannte, Folgendes nieder: „Das war aber die Zeit, wo schon seine Vergötterung angefangen hatte, und er war im Gange sehr stolz und geizig mit Worten. Jeden Morgen zog er da seinen flanellenen Schlafrock an, legte die Hände auf den Rücken und wanderte den langen Bogengang, der fast an den Rhein reicht, auf und ab. Während dieser Gänge war er nicht gern gestört und gab keine Antwort, wenn er gefragt wurde.“⁸

Dagegen schrieb Antonie in einem Brief an Sailer am 12. Februar 1819 nach dessen Besuch: „Die Erinnerung davon weilt mir unauslöschlich und wie ein heller Punkt im Herzen und in der Seele ... Wo fange ich nun an mit allem Dank und Gruß, der mir für Sailer zugerufen wird, wo höre ich auf? Der alten Großmutter erzwang auf ihrem herben Krankenlager Ihr Schnepfenbrief allein ein Lächeln, Claudine winkt mit ihrem mütterlichen Auge, George und die Kinder rufen Sie nach Rödelheim, Franz ist mir untreu um Ihretwillen, er, und sein Ebenbild Max, die häusliche Josephine und Schwärzlein Fanny, die wollen nur beten, lesen und hören von Sailer; Meline seufzt: ‚Ach, wenn er nur wiederkäme!‘ Marianne Willemer⁹ fragt: ‚Wem soll ich nur beichten? O, warum nicht ihm?‘ Mein Kölner Liebling fragt, ob der liebe wahre Tröster nicht wieder einmal in seine Nähe komme ... Ich aber verstumme; denn mein Herz ist voll von einer seltenen, tief empfundenen Rührung, wenn ich an Sie denke, was Sie mir gesagt haben und sagen würden; aber wie Sie es sagen, sagt es niemand.“¹⁰ Und Clemens Brentano schrieb am 23. Oktober 1818 an Luise Hensel¹¹: „Gestern ist der große, fromme, lustige, mutwillige, zärtliche, hüpfende, flie-

⁶ SCHIEL II, 614. Demnach weilte Sailer 1818 in Frankfurt-Rödelheim vom 7. bis 18. 9. 1818, in Winkel vom 18. 9. bis 5. 10. 1818 und in Koblenz am 6. 10. 1818. – Im Jahre 1827: in Aschaffenburg am 19. 8., in Frankfurt-Rödelheim vom 20. bis 24. 8., in Koblenz vom 26. bis 28. 8. sowie vom 12. auf 13. 9. und in Winkel vom 14. bis 23. 9. – Dazu kommen noch Kurzaufenthalte, z. B. in Winkel im Sommer 1821 (SCHIEL II, 467), im August 1823 (SCHIEL I, 643) und im Sommer 1829 (Schiel II, 528).

⁷ Vgl. SCHIEL II, 446. – Im April 1819 hat Sailer an Savigny „durch unsere liebe Hauswirtin Toni Blüten für Deine lieben Kinder senden lassen.“ SCHIEL II, 451. – Im August 1820 ersucht er über Savigny „meine Hauswirtin in Winkel um eine Herberge.“ Vgl. SCHIEL II, 460. Und er lässt Briefe von Savigny an ihn über „die Hauswirtin in Winkel, sobald sie aus Paris zurück sein wird“, adressieren. Antonie hielt sich 1821 längere Zeit „mit ihren gesunden Töchtern und dem kranken Karl“ dort auf, während Georgs Kinder in Schlangenbad waren. Vgl. SCHIEL II, 468 und 471.

⁸ Zitiert nach Stefanie Kellner, Die Aura bewahren (s. Anm. 5) 70.

⁹ Sie war die dritte Frau von Johann Jakob von Willemer, einem Frankfurter Bankier. Marianne, Goethes Suleika, war ebenfalls mit Sailer befreundet.

¹⁰ SCHIEL I, 573 f.

¹¹ Luise Hensel, geb. am 30. 3. 1798 in Linum/Brandenburg, gest. am 18. 12. 1876 in Paderborn, die als religiöse Dichterin bekannt wurde, war zeitweise mit Clemens Brentano in Liebe verbunden. Die Freundschaft zwischen beiden ging über Jahre hin. Hensel hat wohl auch zur Wiederfindung des Glaubens von Brentano mit beigetragen. Sie hatte auch Kontakte zu Anna Katharina Emmerich und zu Apollonia Diepenbrock.

gende, betende, alles umarmende alte Gottes-Knabe Sailer und Christian bei mir angekommen. Sailer küsste und knetete mich, wie einen alten bekannten Teig, der ihm unter den Fingern aufgegangen; wir waren sehr lustig und vertraut.“¹²

Während Franz Brentano und seine Kinder in den Briefen an und von Sailer immer wieder ausdrücklich erwähnt werden, kennen wir keinen Briefwechsel zwischen ihm und Sailer. Immerhin wissen wir aus einer anderen Quelle¹³, dass sich Franz Brentano schon um das Jahr 1808/09 an Sailer, den „Hausfreund der Familie“, mit der Bitte gewandt hatte, dass er sich um Clemens, der zu eben der Zeit in Landshut weilte, bemühen solle, weil sich dieser „zwar nicht dem Christentume, aber der katholischen Kirche entfremdet“ habe. Denn, wie Freiherr Heinrich von Andlaw¹⁴ bezeugt, „besuchte Clemens Brentano nebst anderen ausgezeichneten Reisenden häufig seinen Sailer.“¹⁵ Während also kaum ein Briefwechsel mit Franz Brentano erhalten ist, so war die Korrespondenz zwischen seiner Frau Antonie und Sailer, aber auch zwischen ihm und einzelnen Kindern der Familie umso intensiver.

Die „Hausfrau von Winkel“, *Antonie Brentano*, wurde am 28. Mai 1780 in Wien als Tochter des österreichischen Staatsmannes aus rheinischem Geschlecht Johann Melchior Reichsritter von Birkenstock und dessen Frau Josefa von Hay als eines von vier Kindern geboren. Die Familie lebte ab 1782 längere Zeit in Frankfurt am Main. Vielleicht entstand damals schon der Kontakt zur Familie Brentano. Mit acht Jahren verlor Antonie bei einer Epidemie ihre Mutter; sie verbrachte dann sieben Jahre an der Ursulinen-Klosterschule zu Pressburg. Mit 18 Jahren heiratete sie am 23. Juli 1798 den 33-jährigen Franz Brentano im Stephansdom zu Wien. Kurze Zeit danach zog das Ehepaar nach Frankfurt. Schon im August 1809 aber eilte Antonie nach Wien zurück, um ihren kranken Vater zu pflegen, der am 30. Oktober desselben Jahres verstarb. Nun blieb Antonie für drei Jahre in Wien: als Alleinerbin musste sie sich um die Katalogisierung und den Verkauf der weitläufigen Bibliothek und der Kunstsammlung¹⁶ ihres Vaters kümmern. Ein Teil kam schließlich nach Frankfurt, der andere an die Albertina in Wien.

In diesen Jahren hatte Antonie nur wenig Kontakt zu ihrem Mann in Frankfurt, der als Kaufmann, Senator und Schöffe sicher viel außer Haus war. Ab 1812 war Antonie, von so mancher Abwesenheit durch Reisen und Kuraufenthalte abgesehen, die Hausherrin in Winkel. Ehe sie in hohem Alter am 12. Mai 1869 in Frankfurt starb, hat sie eine Unzahl von Kontakten, persönlichen Begegnungen und Freundschaften gepflegt, so mit Görres, Freiherr von Stein, Goethe und Beethoven. Letzteren lernte sie Ende Mai 1810 durch ihre Schwägerin Bettina von Arnim kennen; bis zu seinem Tod am 26. März 1827 verband die beiden eine tiefe Freundschaft – Antonie sprach von einer „Wahlverwandschaft“. In Wien notierte sie in einem Brief an Bettina am 11. März 1811, Beethoven sei ihr „einer der liebsten Menschen gewor-

¹² SCHIEL I, 564.

¹³ Johann Baptist Diel, vgl. SCHIEL I, 405.

¹⁴ Heinrich Bernhard von Andlaw (1802–1871) war bei Sailer Student in Landshut und rühmt diesen in einem Brief an Benjamin Herder in Freiburg: „Ich war so glücklich, nicht nur ihn zu kennen, während 1 ½ Jahren dessen nächster Tischgenosse zu sein, sondern auch Worte ewiger Weisheit aus dem Munde des gefeierten Meisters selbst zu vernehmen.“ Vgl. SCHIEL I, 547. Andlaw war badischer Politiker und Katholikenführer.

¹⁵ Geschrieben zwischen 1817 und 1819. Vgl. SCHIEL I, 550.

¹⁶ Das wertvollste Bild aus der Gemäldesammlung, *Die Beweinung Christi* von Anthonis van Dyck, vermachte Antonie dem Frankfurter Dom.

den“, der sie „beinahe täglich besuche“ und von dem sie das Manuskript des Liedes *An die Geliebte* erhielt – manche deuten dies als Hinweis, dass Antonie Beethovens Geliebte war.

Am 22. Februar 1819 schrieb Antonie an Sailer um Vermittlung eines Schul- und Erziehungsplatzes in Landshut für den Neffen von Beethoven: „Einziger, feuriger 11 bis 12jähriger Sohn unbemittelter Eltern, dessen Vater tot, dessen Mutter öffentlich als Diebin und tief gesunkenes Wesen voll Intrigen und den gemeinsten Lebensverkettungen ihrer Mutterrechte durch die Gerichte entsetzt, ist dieser, mir als sehr talentvoller, von großen Anlagen und mit Leichtigkeit zum Lernen mir geschildeter Knabe, bei einem unbeschreiblichen Leichtsinn, seit seines Vaters Tode, der vor drei Jahren erfolgte, der Fürsorge seines Oheims, Vaters Bruder anheim gestellt.“¹⁷ Da der Onkel, „dieser vortreffliche Mann, dessen Name ... als Mensch noch größer ist als als Künstler ... bei seinem weichen Herzen, glühendem Gemüte, fehlervoller Gehör“ der Aufgabe nicht gewachsen sei, so hat ihm „der Himmel Landshut eingegeben ... (durch mich) Sie, den er schon lange im Geiste verehrt“, anzufragen, „ob Heil dort für den Knaben sei.“ Doch, wie Beethoven selbst am 18. Februar 1820 notiert, wurde durch die Intervention der staatlichen Obervormundschaft der Plan zunichte, obwohl Sailer sich zur Aufnahme des jungen Mannes bereit erklärt hatte und mächtige Fürsprecher dieses Vorhaben unterstützten.¹⁸

Sailer war für Antonie auch Ratgeber in theologischen und spirituellen Fragen und ihr Seelenführer. So gab er zur Frage der gemischten Ehen zwischen Katholiken und Protestanten eine ausführliche, grundsätzliche, aber doch differenzierte, die besondere Konfessionslage in Deutschland und die faktische Situation berücksichtigende Antwort.¹⁹

2. Die Kinder von Peter Brentano aus zweiter Ehe

Die nachfolgend mit ihren Lebensdaten und ihrem Bezug zu Sailer vorgestellten Persönlichkeiten der Familie Brentano sind Kinder von *Peter Anton Brentano* aus zweiter Ehe mit *Maximiliane von La Roche* (1756–1793), einer Freundin von Johann Wolfgang von Goethe. Sie starb sechs Monate nach der Geburt ihres zwölften Kindes.

Georg Brentano (1775–1851) – er selbst nannte sich zur Unterscheidung „Brentano – La Roche“ – war wie erwähnt vom Vater als Erbe des Vermögens zusammen mit Franz eingesetzt worden; er betätigte sich als Bankier in Frankfurt. Dort erbaute er die Parkanlage in Frankfurt-Rödelheim mit dem bereits genannten „Petri-Haus“. Er war verheiratet mit Maria Schröder, die ihm vier Kinder gebar: Claudine, Sophie, Franz und Georg Karl Ludwig. Die Mutter starb bereits 1815 – vier Jahre nach der Geburt des jüngsten Sohnes. In der Dokumentation von Hubert Schiel finden wir keine Briefe von Georg Brentano an Sailer oder von diesem an ihn, aber

¹⁷ SCHIEL I, 574 f.

¹⁸ SCHIEL I 575. – Beethoven besaß von Sailers Schriften die „Kleine Bibel für Kranke und Sterbende“ und „Friedrich Christians Vermächtnis an seine lieben Söhne. Deutschen Jünglingen an die Hand gegeben.“ Vgl. SCHIEL I, 763.

¹⁹ Brief an Antonie Brentano vom 13. Juni 1820. Vgl. SCHIEL II, 456 f. „So fällt das Ärgernis größtenteils weg, das anderswo nicht zu vermeiden wäre und deshalb beachtet werden müsste. Auch sind in Deutschland die vermischten Ehen schon zur Gewohnheit geworden, das in einem reinkatholischen Lande nie so leicht werden kann.“ – Antonie dachte bei ihrer Anfrage wohl an die konfessionsgemischte Ehe zwischen Savigny und ihrer Schwester Gunda (s. u.).

doch verschiedene Hinweise, dass Sailer öfter und gerne in Rödelheim bei der Familie zu Gast war.²⁰

Clemens Wenzeslaus Brentano (1778–1842), kurz *Clemens Brentano*, wurde als deutscher Schriftsteller der Romantik bekannt. Mit Johann Michael Sailer verband ihn eine jahrelange tiefgehende Freundschaft. Sein Leben und sein Bezug zu Sailer werden in einem eigenen Aufsatz im vorliegenden Jahresband vorgestellt.²¹

Kunigunde Maria Ludovica Catharina Brentano, genannt *Gunda* (1780–1863), wurde in Ehrenbreitstein am 8. Juli 1780 geboren. Sie heiratete am 17. April 1804 den berühmten protestantischen Rechtsgelehrten Friedrich Carl von Savigny. Die Trauung fand – aus Rücksicht auf ihren Mann – am 17. April 1804 in der protestantischen Kirche in Meerholz statt, obwohl Gunda ja katholisch war. Ihr Name und der ihres Mannes werden häufig im sehr ausführlichen Briefwechsel zwischen Sailer und ihrem Mann genannt. Deshalb zunächst ein paar Hinweise zu Leben und Bedeutung von Savigny.²²

Friedrich Karl von Savigny wurde am 21. Februar 1779 in Frankfurt am Main geboren. 1802 finden wir ihn als Professor für Rechtswissenschaft in Marburg, 1808 an der Universität in Landshut und 1810 an der neu gegründeten Universität in Berlin. 1817 wurde er preußischer Staatsrat, von 1842 bis 1848 war er Minister für die Revision der Gesetzgebung. „Savigny ist der berühmteste Vertreter des römischen Rechts im 19. Jahrhundert und Begründer der historischen Rechtsschule in Deutschland.“ (Schiel) Seine Gattin Kunigunde war, wie gesagt, eine Schwester von Clemens und Bettina Brentano.

Das Ehepaar Savigny gehörte über Jahre hin zu den engsten Freunden Sailers. Eduard Schenk hält fest: „Im Hause desselben (sc. in Landshut), welches durch Savigny selbst, durch seine Gemahlin, durch seinen genialen Schwager Clemens Brentano und seine an Tiefe des Geistes und Gemütes unvergleichliche Schwägerin Bettina der Mittelpunkt des reichsten und frischesten geistigen Lebens war, fühlte sich Sailer wie daheim.“²³ Bettina von Arnim beschreibt in einem Brief, wie in Landshut im April 1809 der Krieg tobte und die Kugeln „arg an Savignys Haus pfeifen“, da war „in dieser Zeit der brave Professor Sailer den Savignys ein rechter wahrer Freund.“²⁴

Nach dem Weggang der Savignys von Landshut²⁵ nach Berlin schreibt Sailer an

²⁰ Z. B. im September 1821, vgl. SCHIEL I, 615. Ebenso im August 1823 (Besuch von Johann Karl Passavant: „Du herrlicher Mann, Bote des Friedens und Seelenhirt, könnte ich doch immer an deiner Seite sein!“), vgl. SCHIEL I, 643. – Friedrich Heinrich Christian Schwarz notiert im September 1823: „Ich war ... zum Mittagmahl zu Hn. Brentano auf dessen Landhaus zu Rödelheim eingeladen, welches er seinem edlen Gaste, Bischof Sailer, veranstaltet hatte ... Der anmutige Greis nahm teil an der belebten Unterhaltung, und die geistreichen Gespräche wurden selbst durch ihn belebt ... Sein Abschiedskuss versicherte mir seine Freundschaft in dem Reiche, worin sich Christen, welcher Kirche sie auch hier unten angehören, freudig verbunden erkennen.“ Vgl. SCHIEL I, 644 f.

²¹ Konrad BAUMGARTNER, Clemens Brentano und Johann Michael Sailer. Zum 175. Todestag von Brentano, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 51 (Regensburg 2017) 61–72.

²² Nach SCHIEL II, 630 f.

²³ Vgl. SCHIEL I, 410 f.

²⁴ Vgl. SCHIEL I, 412 f.

²⁵ Vgl. Adolf STOLL, Friedrich Karl von Savigny. Bd. 1: Der junge Savigny. Kinderjahre, Marburger und Landshuter Zeit, Berlin 1927.

„die zwei Damen Kunigunde und Bettina, die „noch in Bukowan regieren“, einen humorvollen Brief mit den neuesten Veränderungen in Landshut.²⁶ Neckische Passagen an die „Damen des Hauses Savigny“ finden sich immer wieder auch in Briefen an Friedrich Karl: „Nun grüße ich freundlichst Frau und Schwester (Bettina) und Bruder (Clemens) und die Kinder. Der heilige Paulus lässt Bettine freundlich grüßen. Er war zwar ledig, aber den Bettinen rühmt er die Ehe ungemein. Warum weiß ich selber nicht.“²⁷ Im Frühjahr des Jahres 1811 hat Bettina dann geheiratet.

Doch die Korrespondenz mit Savigny enthält auch sehr ernste Briefe. Denn in großer Seelennot vertraute sich dieser seinem Freund Sailer an. Tief beeindruckend ist der mehrere Seiten umfassende Brief aus Berlin vom 18. November 1819 an Sailer, in dem Savigny in einer Art schriftlicher Beichte seinen Zwiespalt wegen der protestantischen Erziehung seiner Kinder offenlegt. Überzeugt, dass in Kernaussagen die protestantische und die katholische Kirche übereinstimmen, und angesichts seiner väterlichen Rolle als Erzieher der Kinder bat er Sailer um Verständnis, dass diese in seiner Konfession unterrichtet und erzogen werden sollten. Dabei sieht er deutlich, wie sehr diese Entscheidung „der Mutter großen Schmerz verursache. Es schmerzt sie, mit den Kindern nicht in kirchlicher Gemeinschaft leben zu sollen, und diesen Schmerz ehre ich nicht nur, ich kenne und teile ihn auch, indem ich die kirchliche Gemeinschaft mit ihr entbehre, die meinem Herzen eine große Wohltat sein würde.“²⁸ Sailers unmittelbare Antwort darauf kennen wir nicht, wollte er doch solche Probleme lieber im persönlichen Gespräch klären – eine Einladung dazu an Savigny enthält ein Brief vom 12. August 1820.²⁹ – Karl von Savigny starb am 25. Oktober 1861 in Berlin, seine Frau Kunigunde am 17. Mai 1863 ebenfalls in Berlin.

*Christian Franz Damian Friedrich Brentano (1784–1851)*³⁰ wurde am 24. Januar 1784 in Frankfurt geboren. Er studierte von 1803 bis 1808 in Marburg und Jena Medizin. Dann übernahm er die Bewirtschaftung des Familiengutes Bukowan in Böhmen, versuchte sich hier auch literarisch mit dem Zyklus von sechs Lustspielen über die ständische Ordnung. Nachdem das Gut wegen schlechter Wirtschaftsführung 1815 verkauft werden musste, kehrte er nach Frankfurt zurück. Die Begegnung mit Johann Nepomuk Ringseis³¹ in München brachte Christian zur Neuausrichtung seines Lebens. Er studierte nun in Landshut, um bei Sailer und durch ihn ein vertieftes inneres Leben zu führen. Mit ihm als geistlichem Führer war er zutiefst verbunden. Bei der Herbstreise Sailers 1818 an den Rhein war er dessen Reisebegleiter. Auf dieser Reise lernte Sailer zusammen mit Clemens und Christian Brentano auch die Familie Diepenbrock kennen und schätzen, besonders Melchior und Apollonia, woraus eine herzliche, über Jahre gehende Freundschaft und Lebensgemeinschaft in

²⁶ Vgl. SCHIEL II, Landshut, 5. Juli 1810. – „Im vorigen Jahre ward hier viel gelogen, in diesem wird viel gestohlen und nicht wenig gelogen. Die am wenigsten tun, lügen am meisten –, haben auch am besten Zeit dazu.“

²⁷ Sailer an Savigny am 16. Dezember 1810, vgl. SCHIEL II, 355 f.

²⁸ Vgl. SCHIEL I, 588–591.

²⁹ Vgl. SCHIEL II, 457 f. – Zuvor hatte er in einem Brief an Antonie Brentano vom 13. Juni 1820 grundsätzlich zu konfessionsverschiedenen Ehen Stellung bezogen.

³⁰ Vgl. Brigitte SCHAD (Hg.), *Die Aschaffener Brentanos*, Aschaffenburg 1984.

³¹ Vgl. Wolfgang Johannes BEKH, *Johann Nepomuk von Ringseis. Arzt, Romantiker und bayerischer Patriot*, in: Herbert SCHINDLER (Hg.), *Bayern für Liebhaber. Romantik*, München 1973, 228–242; Alfred WOLFSTEINER, *Johann Nepomuk von Ringseis. Arzt und Vertrauter Ludwigs I.*, Regensburg 2016.

Regensburg und Barbing entstanden.³² Und gemeinsam erlebten sie auch die Mystikerin Anna Katharina Emmerick, in je unterschiedlicher Beeindruckung.

Im Jahr darauf begab sich Christian zu Sailerfreunden nach Luzern in der Schweiz, empfangend dort als „Spätberufener“ das Sakrament der Firmung und schrieb dazu die Abhandlung „Betrachtungen über die heilige Firmung“.

1823 bis 1827 studierte er in Rom Theologie, wurde aber nicht Priester. Er verkehrte neben dem Studium hier vor allem mit „Nazarenern“: Malern und Künstlern wie Bernhard Heinrich Overberg und Philipp und Johann Veit. 1823/24 traf er in Rom Johann Nepomuk Ringseis und König Ludwig I.³³

Einen Teil seiner römischen Erlebnisse verarbeitete Christian Brentano in der Schrift „Rom wie es in Wahrheit ist“ – einer dezidierten Apologetik. Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt wurde er zunehmend mehr Stimmführer der katholischen Publizistik in Deutschland, besonders durch die Zeitschrift „Katholik“, in der er mutig, aber auch hartnäckig für die Freiheit der Kirche eintrat. Schon 1816 hatte er für die Aufführung im Familienkreis das Schattenspiel „Der unglückliche Franzose oder: Der deutschen Freiheit Himmelfahrt“, eine Karikatur des Franzosenhasses, verfasst.

Nun wohnte er in Koblenz und Boppard, wo er seine spätere Frau Emilie Genger kennen lernte; 1835 schloss er mit ihr in Nizza die Ehe. Wegen politischer Schwierigkeiten mit der preußischen Regierung, aber auch wegen persönlicher Spannungen mit dem dortigen Kaplan Jean Baptiste Berger verließ Christian Brentano Boppard und ging nach Aschaffenburg. Anfang Juli 1842 holte er seinen schwerkranken Bruder Clemens von München dorthin, wo dieser am 28. des Monats starb.

In der Folgezeit begann Christian, von seinem Bruder als Universalerbe eingesetzt, mit der Herausgabe von „Clemens Brentano's Gesammelten Schriften“, nicht unwesentlich unterstützt von seiner Frau Emilie und dem königlich-bayerischen Hof- und Schlossbibliothekar Joseph Merkel. Er gab auch 1852 die von seinem Bruder Clemens verfasste Biographie von Anna Katharina Emmerick heraus, welche dieser unter dem Titel „Leben der hl. Jungfrau Maria“ verfasst hatte. Er selbst hinterließ das Werk „Nachgelassene religiöse Schriften“ (2 Bände, München 1854), die weitgehend unbekannt geblieben sind. Christian starb am 27. Oktober 1851 nach einem unsteten, von immer neuen Versuchen gezeichneten Leben in Frankfurt. Sohn Franz (1838–1917) wurde Philosoph, Sohn Lujo (1844–1931) Nationalökonom und Führer der sog. Kathedersozialisten sowie Mitgründer des Vereins für Sozialpolitik.

Brigitte Schad meint in ihrem Aufsatz „Mit dieser (seiner) Starrheit hat Christian manche Möglichkeiten in seinem Leben vertan, zumal diese Eigenschaft mit einem Mangel an ökonomischem Geschick verbunden war.“³⁴ Anders akzentuiert Dieter

³² Vgl. Alexander LOICHINGER, Sailer, Diepenbrock, Christian und Clemens Brentano, in: Münchener Theologische Zeitschrift (= MThZ) 52 (2001) 304–322.

³³ Vgl. Karl Borromäus MURR, Ludwig I. Königtum der Widersprüche, Regensburg 2012; Hannelore PUTZ, Ludwig I. und die Kunst. Die Leidenschaft des Königs, München 2014, bes. die Rom-Besuche – der erste im Jahr 1805 – (28), die Kunstkäufe vorbereiten oder tätigen sollten. „Den Weihnachtsabend 1823 mit der Christmette erlebte er in Palermo in der Capella Palatina. Gemeinsam mit seinen Reisebegleitern Anton Freiherr von Gumpfenberg und Johann Nepomuk Ringseis hielt er sich nachts dort auf, las in griechischer Sprache die Epistel des Tages und das Evangelium sowie Johann Michael Sailer's Auslegung dazu.“ (74)

³⁴ Brigitte SCHAD, Christian Brentano (1784–1851). Vater der Aschaffener Brentanos, in: Bernd HEIDENREICH, (Hg.), Geist und Macht: Die Brentanos, Wiesbaden 2000, 93–106, hier: 106.

Richter sein Urteil: „Was uns heute vielleicht an dem Persönlichkeitsbild eines Christian Brentano fasziniert, ist genau dieses Bizarre und Unstete, sind die Extravaganzen und Widersprüche eines Lebens, das sich nicht geradlinig, sondern in Sprüngen und Brüchen entwickelt: der ‚romantische Charakter‘ als Prototyp moderner Mentalitäten ...“³⁵

Es sind wenige, aber doch recht aussagekräftige Passagen, die sich bei Schiel über die Beziehung zwischen Sailer und Christian Brentano finden. Zunächst wird deutlich: Clemens und Christian standen in engem Kontakt zueinander und auch zu Sailer. Einzelne Briefe von Clemens an Christian berichten von Sailers persönlichem pastoralen Einsatz: z.B. wie das Ehepaar August Heinrich Peez und seine Frau in Wiesbaden durch Sailers Bemühen aus einer verzweifelten Ehesituation (die Frau war niedergekommen, aber das Kind starb unmittelbar nach der Geburt) wieder zum Glauben an Gott und zur katholischen Kirche zurückfand.³⁶

In einem anderen Brief an Christian³⁷ berichtet Clemens vom Tode des Pfarrers Martin Boos am 25. August 1825. Sailer hatte sich sehr um ihn, seinen Dillinger Schüler, bemüht, nachdem dieser von harter Aszese geprägt und von inneren Erlebnissen umgetrieben eine „Erweckungsbewegung“ angestiftet hatte, die ihn in Konflikt mit der römischen Kirche brachte. Sailer verhalf ihm zu einem zeitweiligen Aufenthalt im Bistum Linz; später kehrte Boos wieder nach Bayern zurück. 1819 wurde er durch Sailers Vermittlung Pfarrer in Sayn im Bistum Trier, wo er tief gläubig und stets von Sailer als „rechtgläubig“ verteidigt starb. Clemens berichtete Christian von solchen Beispielen, vielleicht um ihn zum Priesterberuf zu motivieren, aber auch weil er, Christian, ebenfalls sehr zu Mystizismus und außergewöhnlichen religiösen Erlebnissen neigte, besonders seit seinem Erlebnis der Anna Katharina Emmerick in Dülmen.³⁸

Schon die gemeinsame Zeit von Sailer und Christian Brentano in Landshut und besonders die Reise von 1818, die über längere Zeit ging, und nicht zuletzt der Briefwechsel zwischen ihnen, in dem Christian seine religiösen Erlebnisse, aber auch seine Hoffnungen und Nöte dem geistlichen Vater offenlegte, dürften Christian entscheidend geprägt haben. Ein bewegendes Beispiel dafür ist der Brief von Christian, den er am 7. April 1823 aus Rom an Sailer geschrieben hat.³⁹

Bereits die Anrede und die einleitenden Worte bekunden das tiefe Beziehungsverhältnis zwischen Christian und Sailer: „Mein gütiger, mein herablassender, mein unverdienter väterlicher Freund. Ich küsse Ihre bischöflichen Hände und sauge ein den Segen, den mir, ich weiß, das treueste, liebvollste Vaterherz, wie sonst aus dem alten, so nun aus seinem neuen Schatze, aus der Fülle apostolischer Salbung sendet. Ach, dass ich so würdig Kind wäre, als Sie gütig Vater sind ... Auch von fern stre-

³⁵ In: Konrad FEILCHENFELDT u. a. (Hg.), Die Brentano (s. Anm. 2) 59.

³⁶ Brief vom 16. März 1826, vgl. SCHIEL I, 657 f.

³⁷ Brief vom 29. August 1825, vgl. SCHIEL I, 659.

³⁸ „Chorführer der Enthusiasten wurden die Brüder Christian und Clemens Brentano. Der erstere machte den Anfang mit seinem Besuche in Dülmen und bestürmte dann unter vielen seinen Bruder Clemens ... und den geistvollen Professor Johann Michael Sailer, zu der ‚begnadeten Nonne‘ zu wallfahrten.“ So notiert Josef Hubert Reinkens um den 24. Oktober 1818. Vgl. SCHIEL I, 564. – Vgl. auch Joseph ADAM, Clemens Brentanos Emmerick-Erlebnis. Bindung und Abenteuer, Freiburg 1956.

³⁹ SCHIEL I, 629 f.

cken Sie Ihre Arme noch nach mir aus – was ist rührender! –, laden mich ein in den Weinberg Gottes, das Licht, das Leben Christi aus Ihren Händen zu empfangen!“

Doch Sailer's Ermutigung für Christian, Priester zu werden, löste bei diesem Ratlosigkeit und Bedenken aus: „Ach, liebster Vater, was soll ich machen? Ich taug ja nichts. Zwischen mir und dem, wozu Sie mich einladen, liegen ja Schulkenntnisse, die ich nicht habe und die ich mich nicht anzuschicken weiß zu erlernen und (die) zu behalten (ich) viel zu alt und durchlöchert bin.“ Immerhin war Christian bereits 39 Jahre alt. „Bangigkeit“ ist für ihn das Haupthindernis, zusätzlich zu seinen „sonstigen Unvollkommenheiten“. Sein Beichtvater hatte ihm in dieser Situation geraten, zunächst ignatianische Exerzitien zu machen, „um Gottes Willen über meinen Beruf zu erfahren“. „Sollte die Entscheidung fürs Geistliche ausschlagen, so sind zwei Wege: entweder hier (in Rom) einen Privatkurs in den theologischen Wissenschaften zu machen, was hier sehr gewöhnlich ist, oder zu Ihnen nach Regensburg zu kommen, wenn dort eine gleiche Gelegenheit wäre ...“ Nach den Exerzitien hat sich Brentano dann, wie erwähnt, entschieden, nicht Priester zu werden.

Im Brief an Sailer fügt er abschließend angesichts der immer wieder aufflammenden kritischen Stimmen an seinem Freund an: „Wenn Vater Sailer hier – in Rom – wäre, er würde geliebt werden und zu lieben finden. Ist wo was Verkehrtes zwischen Rom und Deutschland, so ist die Schuld meines Bedünkens meist ausschließlich auf Seiten kleinlicher, unverständiger, wo nicht gar hämischer usw. Rapporteurs in unserem eigenen Vaterland.“

In der bereits genannten Schrift „Rom wie es in Wahrheit ist“⁴⁰ zieht Christian Brentano mit Blick auf seine eigenen Beobachtungen gegen eine aufgeklärte, antikatholische, neuheidnische Romkritik zu Felde. Er verteidigt das katholische, weltumspannende, sittlich gute und fromme Rom, wobei er auch realistisch Negativseiten benennt. Im Grunde entwirft Christian in apologetischer Weise ein romantisches Rombild, wobei er Kunst und Kultur der Ewigen Stadt zu wenig würdigt.

Christian Brentano war eine große Persönlichkeit, geprägt von Sailer's Frömmigkeit und Vorbild, freilich auch von einem lebenslangen Suchen und Fragen, geplagt von Zweifeln und immer neuen Aufbrüchen.

Zu *Elisabeth Catharina Ludovica Magdalena Brentano*, genannt *Bettine*, die durch ihre Heirat mit Achim von Arnim als Bettina von Arnim in die Literaturgeschichte eingegangen ist, pflegte Sailer besonders gute Kontakte.⁴¹ Bettina wurde am 4. April 1785 in Frankfurt als siebtes von zwölf Kindern des Großkauffmannes Peter Anton Brentano und seiner zweiten Frau Maximiliane von La Roche geboren. 1793 starb Bettinas Mutter. Deswegen kam Bettina bis zu ihrem dreizehnten Lebensjahr in die Ursulinen-Schule in Fritzlar. Als auch der Vater 1797 starb, kam Bettina zu ihrer Großmutter Sophie von La Roche nach Offenbach, später nach Frankfurt.

⁴⁰ Vgl. Dietrich RICHTER, Christian Brentanos Schrift „Rom wie es in Wahrheit ist“ und das Rombild seiner Zeit, in: Konrad FEILCHENFELDT u. a. (Hg.), *Die Brentano* (s. Anm. 2) 59–68.

⁴¹ „Sailer erfand für sie einen Wahlspruch, eine Definition Bettines, die er auf ein Petschaft stechen ließ, mit dem sie lange ihre Briefe siegelte: ‚Beans beor‘, abgeleitet vom doppelten B ihres Namens – ‚beglückend werde ich beglückt‘. Als Bettines Pseudonym setzte Arnim es zu ihren Kompositionen, die seinem Roman von der Gräfin Dolores beigegeben waren.“ So Hildegard BAUMGART, *Bettine Brentano und Achim von Arnim. Lehrjahre einer Liebe*, Berlin 2016, 357. – Vgl. Ingeborg DREWITZ, *Bettine von Arnim. Romantik – Revolution – Utopie*, Neuausgabe Düsseldorf 1984.

Zeitweise lebte Bettina auch bei ihrer Schwester Kunigunde in Marburg. Während der spätere Ehemann von Kunigunde, Friedrich Karl von Savigny, in den Jahren 1809 und 1810 in Landshut lebte und lehrte, hielt sich auch Bettina dort auf und wurde mit Sailer bekannt.

1810 kam sie mit den Savignys über Wien und Prag nach Berlin. Am 8. Mai 1810 reiste Bettina mit nach Wien und wohnte bei ihrer Schwester Antonie. Diese machte sie Ende Mai mit Ludwig van Beethoven bekannt, mit dem sie bis zu ihrer Abreise von Wien am 3. Juni dreimal zusammentraf. In Berlin heiratete sie am 11. März 1811 Achim von Arnim, den sie bereits in Frankfurt kennen gelernt hatte. Sailer schreibt: „Nachdem nun die Musik und die Dichtkunst einen Statum Matrimonii errichtet haben, so wollen wir hoffen, dass die Lehre des h. Augustinus – im schönen Tractatus de sanctitate matrimonii – in schönster Fülle realisiert werde an dem vortrefflichen Ehepaare.“⁴²

Carl Joachim Friedrich Ludwig von Arnim, genannt *Achim von Arnim*, in der Familie Louis gerufen, wurde am 26. Januar 1781 in Berlin geboren. Der Vater war Gesandter des preußischen Königs in Kopenhagen und Dresden sowie später Intendant der Berliner Königlichen Oper. Schon drei Wochen nach der Geburt von Louis starb seine Mutter. So verbrachte er seine Kindheit und Jugend bei seiner Großmutter. Von 1798 bis 1800 studierte er Naturwissenschaften und Mathematik in Halle. Schon damals verfasste er zahlreiche naturwissenschaftliche Abhandlungen. 1800 kam Arnim zum Weiterstudium nach Göttingen, wo er Goethe und Clemens Brentano kennen lernte. Unter deren Einfluss wandte er sich literarischen Arbeiten zu. 1802 begegnete er in Frankfurt erstmals seiner späteren Frau Bettina Brentano. Reisen nach England und Schottland folgten. Nach der Rückkehr entwarfen Arnim und Clemens Brentano Pläne zur 1805 erfolgten Herausgabe von „*Des Knaben Wunderhorn*“. In diesem Jahr lernte Arnim Friedrich Karl von Savigny – seinen späteren Schwager – kennen, mit dem ihn zeit Lebens eine persönliche und briefliche Freundschaft verband. Seit 1809 lebte Arnim in Berlin, beschäftigt mit literarischer Tätigkeit und gesellschaftlichen Kontakten.

Zwanzig Jahre waren Bettina Brentano und Achim von Arnim verheiratet⁴³, bis dieser am 21. Januar 1831 plötzlich verstarb. Er hinterließ eine Reihe von Dramen, Novellen, Erzählungen und Romanen und gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der deutschen Romantik.⁴⁴

Lange Zeit lebten die Eheleute Bettina und Arnim räumlich getrennt: Arnim bewirtschaftete das Gut Wiepersdorf, Bettina lebte in Berlin. Sieben Kinder entstammten dieser Ehe.

⁴² SCHIEL II, 362.

⁴³ Vgl. Hildegard BAUMGART, Bettine und Achim von Arnim. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Ehe, Berlin 2016.

⁴⁴ „Arnims zahlreiche Novellen und das Romanfragment ‚Die Kronenwächter‘ sind in Vergessenheit geraten, obgleich der kritische Heinrich Heine sie sehr schätzte. Dafür kamen fragwürdige Tendenzen in Arnims Werk ans Licht, etwa seine humorig überspitzte, aber in einem tief verwurzelten Antisemitismus fußende Rede vor der ‚Deutschen Tischgesellschaft‘ in Berlin. Dies war eine prominente Tafelrunde, die nur christlich geborene Bürger aufnahm und damit vor allem konvertierten Juden dezidiert die Teilnahme verwehrte“. So Volker GEBHARDT, Lies und höre. Orte der Dichtung und Musik. Deutschland Bibliothek, Band 4, München 2010, 66.

In unserem Zusammenhang kann die soziale und literarische Tätigkeit von Bettina von Arnim, die sie vor allem nach dem Tod ihres Mannes 1831 entfaltet hat, nur angedeutet werden: ihr Einsatz in den Armenvierteln von Berlin, ihr Engagement für Kranke und Pflegebedürftige bei der Cholera-Epidemie, das sozialkritische Werk *„Dieses Buch gehört dem König“*, oder auch ihr Beitrag für die Ermittlung statistischer Angaben im *„Armenbuch“* zur sozialen Situation der Menschen. Bekannt ist, dass sie 1842 mit Karl Marx zusammenkam, aber dessen revolutionäre Ideen nicht teilte. Immerhin stand sie den Gedanken der Frühsozialisten nahe.

Zu vielen Persönlichkeiten aus Politik und Kultur unterhielt Bettina persönliche oder briefliche Kontakte: so zu Ludwig van Beethoven und zu Johann Wolfgang von Goethe, zu den Brüdern Grimm, zu Friedrich Schleiermacher, Felix Mendelssohn-Bartholdy, oder zum preußischen König Friedrich Wilhelm IV. Im „Petri-Haus“ in Frankfurt-Rödelheim traf sie Adele Schopenhauer und Marianne von Willemer; auch Goethe hat dort einige Male übernachtet. Diese Kontakte hat sie literarisch zum Teil in Briefbüchern dargestellt, wobei Realität und Poetik ineinander verwoben sind. Berühmt geworden ist das 1835 erschienene Buch *„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“*. Das Goethebild des 19. Jahrhunderts wurde davon nachhaltig geprägt. In dem Briefroman *„Die GÜNderode“* stellte Bettina die Zeit ihrer Freundschaft mit Karoline von GÜNderode im Jahre 1804 und deren Suizid vor.

Am 20. Januar 1859 verstarb Bettina in Berlin. Im Park des Schlosses Wiepersdorf⁴⁵ wurde sie neben ihrem Mann bestattet. Sie gilt als bedeutende Vertreterin der deutschen Romantik. Damals wie heute wird Bettina von Arnim von vielen als hoch begabte, emanzipierte Frau geschätzt, die sich für ihre und anderer Menschen Freiheit und Unabhängigkeit eingesetzt hat.⁴⁶

Der Einfluss von Johann Michael Sailer auf beide, Bettina und Achim von Arnim, kann mit vielen Text-Beispielen belegt werden. In Auswahl sollen sie vorgestellt werden.

„Menschen sind da wie die Bärnhäuter; einen einzigen hab ich kennen gelernt, Sailer, der das berühmte Gebetbuch geschrieben hat; er erzählt sehr einfach, aber nachdrücklich und schön, ich denke, dass er mir in manchem statt der alten (Frau Rat) Goethe dienen soll.“ So schreibt Bettina an Achim aus München am 8. Dezember 1808.⁴⁷ Nach dem Januar 1809 schrieb Bettina aus München an Goethe voller Elan: „Seit mehreren Wochen bin ich in München, treib Musik und singe viel ...

⁴⁵ Vgl. Volker GEBHARDT, Bettina und Achim von Arnim im Ländchen Bärwalde. Das Künstlerhaus Schloß Wiepersdorf, in: DERS., Lies und höre (s. Anm. 44) 63–67. „Schloß Wiepersdorf ist ein typisches brandenburgisches Gutshaus, wie es sich der neue Militäradel zur Zeit Friedrichs des Großen im ganzen Land bauen ließ ... Auch in Wiepersdorf ereigneten sich – nach dem 2. Weltkrieg durch die Sowjets – die üblichen Plünderungen. Deeskalierend wirkte jedoch, dass die verschwägerten Familien Encke und von Arnim in der Nazizeit hier Kommunisten und Juden Unterschlupf gewährt hatten ... 1953 übernahm – nach der Verhaftung und Enteignung der Hausherrin durch den NKWD – der Schriftstellerverband der DDR das nunmehr verstaatlichte Anwesen. Alle Größen der DDR-Literatur verbrachten eine gewisse Zeit in dieser Institution ... Die große Lyrikerin Sarah Kirsch beispielsweise dichtete hier 1973 ihren ausdrucksvollen Zyklus ‚Wiepersdorf‘ ... Heute ... können im renovierten Künstlerhaus Schriftsteller ... längere Zeit hier leben und arbeiten.“ Ebd.

⁴⁶ „Ganz anders (als Achim von Arnim) erging es Bettina von Arnim. Die ihrem Werk und ihrer Person entgegengebrachte Wertschätzung ist ständig gestiegen ... Ihre spannende Biographie macht sie zu einer der prägenden Frauengestalten des 19. Jahrhunderts.“ Ebd. 66.

⁴⁷ SCHIEL I, 409.

Klavier spielen, Arien singen, fremde Sprachen sprechen, Geschichte und Naturwissenschaften, das macht den liebenswerten Charakter, ach, und ich hab' immer hinter allem diesem nach dem gesucht, was ich lieben möchte.“ Und dann erzählt sie ausführlich, wie sie bei einem Zusammensein bei Jacobi, ohne Sailer persönlich zu kennen, ihm begegnet ist: „Sailer war da (und) nachdem er weg war, sagte Jacobi: ‚Nun, die Bettine hat dem Sailer das Herz gewonnen.‘ – ‚Wer ist der Mann?‘, frage ich. – ‚Wie, Sie kennen Sailer nicht, haben ihn nie nennen hören, den allgemein Gefeierten, Geliebten, den Philosophen Gottes, so gut wie Plato der göttliche Philosoph ist?!‘ Diese Worte haben mir von Jacobi gefallen, ich freue mich unendlich auf Sailer. Er ist Professor in Landshut.“⁴⁸

Am 26. April 1809 berichtet Bettina Achim von Arnim, wieder von München aus, über die Kriegszustände in Landshut. „Der brave Sailer war den Savignys in dieser Zeit ein rechter wahrer Freund.“⁴⁹ Im Oktober 1809 hielt sich dann Bettine bereits in Landshut auf. Sie beschreibt in einem Brief an Achim von Arnim vom 9. Oktober ihre Wohnverhältnisse und ihren inzwischen völlig veränderten Seelenzustand: „Jetzt bin ich hier (in Landshut). Auf der einen Seite ist das Einquartierungszimmer hin verlegt, auf der andern Savignys Studierzimmer, worin ihn Studenten besuchen; in der Mitte bin ich mit meinem Klavier, immer mit geheimem Ärger, dass ich nicht singen kann und mag, wenn mir einer zufällig zuhören könnte, hab lauter so schwere Musik, dass ich sie allein nicht dirigieren kann, und bin halt unglücklich. Kömmt Morgens und Abends die Stunde, da ich ehemals gesungen habe, so befällt mich eine Schwermut, welcher ich nicht widerstehen kann. Dann, wenn ich auch allein bin, ist mir's so traurig, dass ich den Mund nicht auftun mag, und ich sehe jetzt im voraus, dass ich's unmöglich lang hier aushalten kann.“ Im Grunde sehnt sie sich nach der Gegenwart von Achim von Arnim, und sie verspricht ihm für sein Kommen, dass Landshut für ihn „manch Angenehmes haben könnte. Erst der Umgang mit drei oder vier Männern, die doch von den besten der jetzigen Welt sind, wie z. B. Sailer, Magold, Roeschlaub.“⁵⁰

Am 21. Oktober 1809 schreibt Bettina in einem Brief an Goethe über ihr Erleben von Landshut: „Es geschieht hier nichts Merkwürdiges, nur hat der Ort die Eigenheit, dass wie in ganz Bayern Regenwetter und Schönwetter einen gleich unangenehmen Eindruck macht; dass nicht nur allein die Menschen, sondern auch die Strassen und Kirchtürme widerwärtig sind; denn sooft ein Domherr stirbt, wird ein Stein am Turm geweißt, also dass der Turm von oben bis unten weiß geplackt ist. Man geht indessen meist spazieren, mit mancherlei Gesellschaft; Sailer (Du musst ihn dem Ruf nach kennen) geht meistens mit.“⁵¹ Kurz vor dem Aufbruch zusammen mit der Familie Savigny nach Berlin im Frühjahr 1810 klagt Bettina gegenüber Achim: „Der einzige Mensch, den wir ungern hier lassen, ist Sailer.“⁵²

⁴⁸ SCHIEL I, 410.

⁴⁹ SCHIEL I, 412 f.

⁵⁰ SCHIEL I, 416 f. – Maurus Magold, geb. am 12.7.1761 in Schongau, gest. am 8.12.1837 in Landshut, war Benediktiner des Klosters Tegernsee. 1792 kam er als Lehrer der Physik und Mathematik an das Lyzeum in Amberg, 1798 wurde er Professor der Mathematik in Ingolstadt, später in Landshut, wo er zudem Stadtpfarrer von St. Jodok war. – Johann Andreas Roeschlaub, geb. am 21.8.1768 in Lichtenfels, studierte erst Theologie, dann Medizin und war zunächst Professor an der Fürstbischöflichen Universität in Bamberg. 1802 wurde er nach Landshut berufen und war dort als Assistent von Ringseis tätig. Später wirkte er als Professor an der Universität München. Er starb in Dischingen/Nassau am 7.7.1835.

⁵¹ Schiel I, 422.

⁵² Schiel I, 425.

Ende März 1810 ist es soweit. Bettina schreibt an Goethe am 31. März: „So mag denn diese Periode abgeschlossen sein; dieses Jahr von 1809 hat mich sehr turbiert; nun sind wir an einem Wendepunkt: in wenigen Tagen verlassen wir Landshut und gehen über und durch manche Orte, die ich Dir nicht zu nennen weiß. – Die Studenten packen eben Savignys Bibliothek ein ... Alles ist Lust und Leben, obschon man sehr betrübt ist, den geliebten Lehrer zu verlieren ... So haben auch die meisten Professoren ihn lieb, besonders die Theologen. Sailer, gewiß sein bester Freund ... Heute war ich mit Sailer noch auf dem Berg, auf dem die Trausnitz steht, ein Schloss aus alter Zeit: Traue nicht ... Die Bäume schälen ihre Knospen! Frühling! Von Sailer hab' ich Dir wenig erzählt, und doch war er mir der Liebste von allen. Im harten Winter gingen wir oft über die Schneedecke der Wiesen und Ackerfläche und stiegen miteinander über die Hecken von einem Zaun zum andern, und alles, was ich ihm mitteilte, daran nahm er gern teil. Und manche Gedanken, die aus Gesprächen mit ihm hervorgingen, die hab ich aufgeschrieben.“⁵³ Und Bettina ersucht Goethe, ihr seinen Aufenthaltsort in diesem Sommer über die Adresse von Sailer mitzuteilen. Am 20. Mai 1810 kann Bettina an Goethe schreiben, dass sie an diesem Tag „seine lieben Zeilen vom 10. Mai“ erhalten habe, „in denen Du mich mit Schmeichelworten ans Herz drückst.“ Nun aber fällt das Urteil über Landshut in der Erinnerung so ganz anders aus: „Landshut war mir ein gedeihlicher Aufenthalt, in jeder Hinsicht muss ich's preisen. Heimatlich die Stadt, freundlich die Natur, zutunlich die Menschen und die Sitten harmlos und biegsam; – kurz nach Ostern reisten wir ab.“^{53a} Sicher hat Sailer seinen Teil dazu beigetragen, wie die folgende Notiz zeigt.

Es ist bekannt, dass Bettina in ihrem Jahr in Landshut den christlichen Glauben und die Kirche neu entdeckt hat. In einem Brief an Achim von Arnim schreibt sie im Frühjahr 1810: „Einmal sagte ich zum Sailer, ich habe auch einmal Christus geliebt und zu ihm gebetet, aber jetzt sei diese Neigung vorüber. ‚Ach,‘ sagte er, ‚lass gut sein, wer ihn einen Augenblick liebt, dem ist er ewig dankbar, und wo er einmal Liebe geschmeckt hat, da lässt er sich nicht abweisen, er kehrt immer wieder unter tausend Gestalten, jede Erkenntnis ist ein Erfolg Deiner Liebe zu ihm; Du brauchst ihn nicht zu nennen, nicht zu bekennen, wenn Du ihn nur genießen magst. Das heißt: wenn Du nur immer um der Gottheit willen, die Dich bewohnen will, ihr selbst ein Tempel sein magst.“⁵⁴

Durch seine einführend-respektvolle Art hat Sailer bei Bettina von Arnim sicher Bleibendes erreicht.⁵⁵ „Man kann nicht sagen, Bettine hätte in Landshut ein eigentliches Erweckungserlebnis gehabt. Doch eignete sie sich die Sprache und Erlebnisweise der Landshuter Studenten, vor allem des für Sailer und Savigny begeisterten Max Prokop von Freyberg rasch und vollständig an. Dies hat ihre Ausdrucksmöglichkeiten entscheidend erweitert.“⁵⁶

⁵³ Schiel I, 427 f.

^{53a} Schiel I, 429.

⁵⁴ Schiel I, 428.

⁵⁵ Das hat v. a. Bernhard GAJEK aufgezeigt, in: Bettine von Arnim und die bayerische Erweckungsbewegung, bes. VI. Bettine und Sailer, in: Heinz HÄRTL/Hartwig SCHULZ (Hg.), „Die Erfahrung anderer Länder“. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zu Achim und Bettina von Arnim, Berlin – New York 1994, 247–269, bes. 257–269.

⁵⁶ Ebd. 269. – „Der mit der Landshuter Jugendbewegung herrschende hochgespannte, ja überspannte Ton einer ekstatischen Frömmigkeit und eines heroischen Patriotismus bestimmt den Briefwechsel mit Max Prokop von Freyberg.“ Ebd. 268. Max Prokop von Freyberg-Eisenberg wurde am 3.1.1789 in München geboren, er studierte 1809 in Landshut, wo er mit

Ein Beweis des herzlichen Umgangs zwischen Sailer und Bettina sind in den Briefen die Namen für sie „Bettini“ oder auch „die Goethisch-Arnimsche“.⁵⁷ Am 5. Juli 1810 schrieb Sailer einen Brief an Kunigunde Savigny und Bettina von Arnim.⁵⁸ Darin bestätigt er „Savigny’s und vordem Bettines herzliche Briefe“ und vermittelt Grüße von vielen Bekannten und Segenswünsche für den neuen Wohnort. Für Bettina fügt er einen eigenen Segenswunsch an, die ihm ihrerseits im September zwei Briefe sendet.⁵⁹ Die Heirat mit Achim von Arnim kündigte sie Sailer im März 1811 an, wozu ihr dieser „von ganzem Herzen Glück (und weil nach Kant, das Glück vor dem Worte Seligkeit den ganzen Honig verdirbt) = Seligkeit wünsche.“⁶⁰

Am 4. Dezember 1810 hatten sie sich verlobt, die (heimliche) Vermählung fand am 11. März 1811 statt. Die ersten zwei Wochen danach wohnten sie noch bei den Savignys, die auch erst fünf Tage nach der Hochzeit von dieser erfuhren.⁶¹

Über die Herbstreise im Jahre 1818 berichtet Sailer an Savigny sehr ausführlich; er schließt den Brief mit Grüßen „an den jungen Berliner Akademiker Karl (scherzhaft, gemeint ist der erst vierjährige Sohn Friedrich Karl der Savignys) ... und Franz und Bettini und die andere Bettini (beando beata) – die Tochter von Bettina – und Arnim ...“⁶² Über seinen Besuch in Frankfurt im Herbst 1821 schreibt Sailer an Savigny, dass er es bedauere, Savigny dort nicht getroffen zu haben. „Mit Gunda, die mir überdem zwei herzliche Briefe nach Aislingen sandte, konnte ich (obgleich bei verkürzter Zeit) aus dem Herzen reden, auch mit Bettini und der Frau von Arnim, die mir ihre Leiden und Freuden rührend erzählte.“⁶³ Auch für das Jahr 1823⁶⁴ ist uns der Kontakt zur Familie Brentano, besonders auch zu Bettina, aus Briefen an Savigny bezeugt.

Noch am 5. Januar 1833 bittet Clemens Brentano Savigny, er möge „doch die Arnim dazu bewegen, auch aufzuschreiben (sc. über Sailer), was sie sich entsinnt, Goethe wird sich darum nicht ärgern.“⁶⁵

Treffend fasst *Bernhard Gajek* die Wirkung der Beziehung zwischen Johann Michael Sailer und Bettina von Arnim zusammen: „Die wenigen Monate, die Bettine im Landshuter Kreise Sailers und bei Sailer selbst verbrachte, veränderte ihre bisherige Erlebnis- und Ausdrucksweise auffällig ... Mit der Entscheidung für Achim von Arnim hat Bettine auch zu sich selbst gefunden. Das hatte Sailer vorausgesehen, und diese so beschaffene Lebensentscheidung hält in seinen Augen mehr als die pathetische, ja bigotte Frömmigkeit seiner Schüler. Von einzelnen distanzierte er sich sogar deutlich. Sie sprachen auch nicht seine Sprache, denn er war klar, gliedernd und unterscheidend. Sailer ist – wie Luther – einer der großen Meister der deutschen Sprache ... Das betonte Festhalten an Sailers Zentralvorstellung („Gott in Christus,

Savigny bekannt wurde. 1825 wurde er Vorstand des Allgemeinen Reichsarchivs in München und 1838 Staatsrat. Am 2.1.1851 starb er in München. – Mit dem jungen Freyberg führte Bettine, bevor sie sich für Achim von Arnim entschied, „einen intensiven Briefwechsel.“ Vgl. Hildegard BAUMGART, Bettine Brentano und Achim von Arnim (s. Anm. 41) 378–386.

⁵⁷ Z. B. im Brief an Savigny vom 5. Juni 1810. Vgl. SCHIEL II, 350.

⁵⁸ SCHIEL II, 351.

⁵⁹ Vgl. SCHIEL II, 352.

⁶⁰ SCHIEL II, 358. – Brief an Savigny vom 23. März 1811.

⁶¹ SCHIEL II, 598 f.

⁶² SCHIEL II, 444–446.

⁶³ SCHIEL II, 471.

⁶⁴ Vgl. SCHIEL II, 484.

⁶⁵ SCHIEL I, 727.

das Heil der Welt“ bzw. die von ihm geübte „Gottselige Innigkeit“⁶⁶, K.B.) sowie deren Einsatz als Argument in ihr wichtigen Situationen zeigen, wie dauerhaft diese Erweiterung war. Sie hat über die lebenslange Verehrung Sailers hinaus Gewicht.⁶⁷

Maria Ludovica Katharina Brentano, genannt *Lulu*, wurde am 10. Januar 1787 in Frankfurt geboren. Nachdem sie im Alter von sechs Jahren die Mutter und mit zehn Jahren den Vater verloren hatte, kam sie als Vollwaise zusammen mit ihren Schwestern Bettina, Gunda und Meline in das Ursulinen-Kloster in Fritzlar, das eine strenge Erziehung, aber auch eine standesgemäße Ausbildung garantierte. Mit 18 Jahren heiratete sie 1806 den Bankier Carl Jordans (Jordis). Sie ließen sich in Kassel in einer Stadtwohnung nieder und kauften das Schloss Schönfeld. Beide führten ein aufwändiges, mondänes Leben. 1812 verlegten sie ihren Wohnsitz nach Paris. Doch die Ehe verlief nicht glücklich. Nach ihrer Scheidung im Jahre 1824 – d.h. nach der Annullierung durch Rom – heiratete Lulu 1827 Richard Peter von Rosier de Bordes aus Brüssel. Nach dessen Tod kaufte sie 1845 das Schloss Wasserlos bei Alzenau, wo sie mit der Adoptivtochter Meline und deren Familie Wohnung bezog. In diesen Jahren hatte sie auch guten Kontakt zu ihren Brüdern Georg und Clemens. Die kleine katholische Gemeinde in Frankfurt und ebenso die in Rödelheim unterstützte sie nach Kräften. Während eines Aufenthaltes in Würzburg verstarb sie nach kurzer schwerer Krankheit am 19. November 1854. Ein in Wasserlos zu ihren Ehren errichtetes Denkmal erinnert an ihre literarische Tätigkeit als Kinderbuch- und Märchenautorin. – Ein ausdrücklicher Bezug zu Sailer ist nicht bekannt.

Schließlich ist *Magdalene Maria Caroline Francisca Brentano*, genannt *Meline* (= *Magdalena*), zu nennen. Auch sie wird in den Quellen als Bezugsperson zu Sailer öfters erwähnt. Am 21. Juli 1788 ist sie geboren – die weiteren drei Töchter von Peter Brentano sind noch im ersten Lebensjahr verstorben: Caroline Ludovica Ernestine, Anna Maria Francisca Ludovica und Susanna Philippine Francisca Ludovica.

Am 8. Januar 1810 heiratete Meline Georg Friedrich von Guaita (1772–1851). Dieser war in Frankfurt Schöffe, Senator und Wortführer der Katholiken. 1812 wurde er von Carl Dalberg als Großherzog von Frankfurt zum Präfekturrat ernannt und 1813 in den Adelsstand erhoben. 1822 wurde er als erster Katholik nach der Reformation zum „Älteren Bürgermeister“ der Freien Reichsstadt gewählt. Sechsmal wurde er bis zum Jahre 1839 in dieses Amt wiedergewählt – ein Beweis seines Ansehens und seiner Tüchtigkeit.

In Frankfurt konnte Georg aufgrund seines Wohlstandes ein repräsentatives Haus führen, in dem nicht zuletzt wegen seiner Frau viele angesehene Gäste verkehrten: darunter auch Johann Wolfgang von Goethe und – Johann Michael Sailer. Meline starb am 7. Oktober 1861 in Frankfurt; sie hinterließ fünf Kinder.

In einem der nachgelassenen Briefe von Sailer an Johann Nepomuk Ringseis vom 6. November 1820 findet sich die Notiz: „Savigny, seine Frau, die Kinder, Melina, Passavant grüßen Dich von Herzen.“⁶⁸ In den Briefen von Sailer an Savigny heißt es

⁶⁶ Vgl. Johann HOFMEIER, Gott in Christus, das Heil der Welt – Leitprinzipien im theologischen Denken J. M. Sailers, Regensburg 1982, bzw. Ignaz WEILNER, Gottselige Innigkeit. Die Grundhaltung der religiösen Seele nach Johann Michael Sailer, Frankfurt 1949.

⁶⁷ Bernhard GAJEK, Bettine von Arnim und die bayerische Erweckungsbewegung (s. Anm. 55), 268 f.

⁶⁸ SCHIEL II, 461. – Johann Karl Passavant, geb. am 22.4.1790 in Frankfurt, gest. am 14.4.1857 ebd. Er studierte seit 1807 in Heidelberg und Tübingen Medizin und war nach sei-

am 30. Dezember 1821: „Die treffliche Guaita war mir ... höchst wohltätig, – eine reine und viel leidende Seele.“⁶⁹ Und in einem anderen Brief lesen wir, dass Savigny Ende Juli/Anfang August 1823 nach längerer Krankheit zur Erholung mit einem Teil der Familie in Schlangenbad sein werde. „Meline wird um dieselbe Zeit auch da sein, und sie bittet mich, Dir dieses alles sogleich zu melden, weil sie hofft, dass Du um dieselbe Zeit auch in die Gegend kommen werdest. Dieses Letzte ist so schön, dass ich mich wie ein Kind darauf freue. Sei nun so gut, wenn auch nur mit wenigen Worten, aber recht bald, mich und zugleich auch die guten Leute in Frankfurt, zu benachrichtigen, ob und wann du dorthin kommst und wo wir uns sehen können.“⁷⁰ Noch am 16. Mai 1829 schrieb Sailer in je einem Brief an Savigny, an Toni (= Antonie Brentano) und an Meline, dass er Mitte August nach Winkel reisen möchte.⁷¹

Perspektiven

Wir haben am Beispiel der Familie Brentano das Wort bestätigt gefunden: „Sailer ist undenkbar ohne seine Schüler, er ist undenkbar ohne seine Freunde, und seine Schüler wurden wieder seine Freunde.“ Darüber hinaus aber ist ein Weiteres deutlich geworden: Sailer hat nicht nur als Priester und Seelsorger, als Prediger, Professor und Bischof gewirkt. Er hat neue Lebens- und Glaubenskreise gestiftet und bestehende mit Geist und Leben erfüllt, für die er der menschliche und geistliche Mittelpunkt war oder wurde.

„Wenn du lebst, leb nicht allein, Leben soll Kreise ziehn ... Wenn du glaubst, glaub nicht allein, glauben muss Kreise ziehn ... Wenn du betest, bet nicht allein, beten wird Kreise ziehn“, so möchte ich – in Fortführung eines Neuen Geistlichen Liedes unserer Tage⁷² – für Johann Michael Sailer und für christliches Leben überhaupt feststellen.

Wenn wir Sailers Biographie überblicken, so bemerken wir: Immer neu spielt für ihn der Lebens- und Glaubenskreis eine wichtige Rolle. Das beginnt bei seiner Familie in Aresing und bei seiner lieben Schwester Marianne mit ihren Kindern, das setzt sich fort im Noviziat der Jesuiten in Landsberg, wird Wirklichkeit in Ingolstadt und München, wo er mit Sebastian Winkelhofer zusammen eine geistliche Wohn- und Lebensgemeinschaft bildet, das nimmt Gestalt an in Dillingen und später in Landshut, wo er zusammen mit Josef Weber und Patriz Benedikt Zimmer das „Dillinger Kleeblatt“ ausformt, oder das „Geistliche Kleeblatt“ zusammen mit Johann Kaspar Lavater und Matthias Claudius über weite Entfernungen hin gestaltet; das gilt für den Freundeskreis von Johann Baptist Ruoesch⁷³, der als Initiator einer

ner Promotion in verschiedenen Wiener Hospitälern tätig. 1816 ließ er sich, statt noch Theologie zu studieren, auf Wunsch seines Vaters als praktischer Arzt in Frankfurt nieder. Von Sailer wurde er in seinem religiösen Suchen stark gefördert, schloss sich zwar nach seiner Heirat der reformierten Gemeinde an, blieb aber auf der Suche nach der „wahren Kirche“: eine vom Unwesentlichen gereinigte, erneuerte Kirche sollte die Kirche der Zukunft bilden. Seine Ideen konnte er 1816 in einer Privataudienz Papst Pius VII. vortragen.

⁶⁹ SCHIEL II, 471.

⁷⁰ SCHIEL I, 628.

⁷¹ Vgl. SCHIEL II, 528.

⁷² Vgl. Hans-Georg SURMUND, Wenn du singst, sing nicht allein, in: Effata. Neue religiöse Lieder. Passau 1990, Nr. 234.

⁷³ Johann Baptist von Ruoesch, geb. am 20. 6. 1744 in Öttingen, gest. am 18. 2. 1832 ebendort, Hofrat und Fürstl. Öttingischer Regierungspräsident, war einer der ältesten und intimsten

pietistisch-mystischen Romantik in Bayern gilt, oder den regelmäßig sich versammelnden Kreis der Schüler in Landshut und die Hausfamilie in Regensburg und Barbing.

Und da sind schließlich die „Kreise vor Ort“, die sich bei den Reisen Sailers auf der Grundlage der Familie, Verwandtschaft und Freundschaft begegnen: die Familie Lavater in der Schweiz, die Familie Stolberg-Wernigerode im Harz, die Familie Brentano am Rhein und die der Diepenbrocks in Westfalen. Überall in diesen Kreisen wird nicht nur zwischenmenschliche, freundschaftliche Begegnung gepflegt, kommen Geisteswissenschaft, Literatur, Theologie und Spiritualität ins Gespräch und zum Austausch, da wird Christsein gelebt: im gemeinsamen Glaubensgespräch, durch wechselseitige Zurüstung in Lebensfragen aus christlicher Verantwortung; da wird gemeinsam gebetet, da werden Hausliturgien und Eucharistiefeiern begangen, da wird über den Tag hinaus durch persönliche und briefliche Kontakte Leben und Glauben ausgetauscht und Gestaltung dafür gewonnen.

Auffallend ist, wie sehr dabei herzliche, persönliche und geistliche Kontakte mit Frauen – nicht nur des Adels und der geistigen Welt, sondern auch mit Frauen aus den einfachen Schichten – eine zentrale Bedeutung haben, eine für Sailer gesellschaftlich-kirchliche Stellung und für die Lebenswelt der Frauen seiner Zeit einzigartige Wahrnehmung. Die geistliche Freundschaft, gerade auch zwischen Priestern und Frauen, war und ist für beide Seiten eine reale, achtbare Wirklichkeit. Die Geschichte der Kirche kennt dafür gute Beispiele.⁷⁴

Dabei ist Sailer nicht nur der Gebende, sondern auch der Empfangende, ebenso wie alle anderen, da ereignen sich Beheimatung, frohe Geselligkeit und menschliche Annahme trotz mancher Verschiedenheit. So entstehen Netzwerke des Lebens und Glaubens⁷⁵, wird Hauskirche vor Ort begründet und gestaltet, die ausstrahlt auf andere und sich auswirkt im Alltag des Lebens.

Das ist der charismatische Ansatz von Johann Michael Sailer, der ihn über sein Christ-Sein, Priester-, Professor- und Bischof-Sein hinaus für seine Zeit zu einem Leuchtturm des Lebens und Glaubens werden ließ, bedenkenswert auch für unsere Tage und die Zukunft von Kirche und Gesellschaft.

Freunde von Sailer. Dieser wurde mit ihm durch seinen Lehrer Matthias Gabler in Ingolstadt bekannt. Mit Gabler unternahm Sailer auf dessen Kosten im Herbst 1778 seine erste Schweizreise, die ihn auch zu Lavater führte.

⁷⁴ Das bekannteste Beispiel dafür ist die geistliche Freundschaft zwischen Franz Sales und Johanna von Chantal. Vgl. Michael MÜLLER, *Die Freundschaft des hl. Franz von Sales mit der hl. Johanna von Chantal*, München 1923; vgl. auch Aelred von RIEVAL, *Über die geistliche Freundschaft*, Trier 1978, eingeleitet von Wilhelm NYSSEN.

⁷⁵ Vgl. Peter SCHEUCHENPFLUG, *Johann Michael Sailer als Brückenbauer im Kreis seiner Schüler und Freunde. Pastoraltheologische Skizzen zum thelogiegenerativen Potential sozialer Räumen*, in: Konrad BAUMGARTNER/Rudolf VODERHOLZER (Hg.), *Johann Michael Sailer als Brückenbauer. Festgabe zum 99. Katholikentag 2014 in Regensburg*, Regensburg 2014, 223–244.

165 Jahre „Bruderschaft des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä“ in der Pfarrei St. Martin zu Theißing

von

Johannes Hofmann

2018 feiert die in der Pfarrei St. Martin zu Theißing lebendige „Bruderschaft des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä“ ihr 165jähriges Jubiläum. Dieses bevorstehende Fest bildet einen willkommenen Anlass, um durch eine Rückschau auf die Bruderschaftsgeschichte neue Anregungen für die Gegenwart zu gewinnen. Im Folgenden wird daher zunächst ein kurzer Blick auf die Entstehung und Entwicklung der Herz-Mariä-Verehrung geworfen, da ohne sie das Aufkommen der Herz-Mariä-Bruderschaften nicht denkbar ist. Aufgrund der Zugehörigkeit der Pfarrei Theißing zur Diözese Regensburg geht es anschließend um die pastoralen Impulse des Regensburger Bischofs Valentin von Riedel (1842–1857), der im Bistum Regensburg ansässigen Redemptoristen und des Theißinger Pfarrers Matthias Engl (1852–1861); denn sie waren die maßgeblichen Initiatoren der Theißinger Herz-Mariä-Bruderschaft. Nach dieser Klärung der ideellen und personellen Voraussetzungen wird die in der Pfarrei St. Martin zu Theißing erfolgte Gründung der „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä“ ausführlich beleuchtet. Es folgen fünf Einblicke in die wichtigsten Stadien der nachfolgenden Bruderschaftsgeschichte und mit einer Zusammenfassung und einem Ausblick auf gegenwärtige Perspektiven der Bruderschaft schließt der Beitrag.

Die Entstehung und Entwicklung der Herz-Mariä-Verehrung bis zum frühen 19. Jahrhundert

Wenn in der Heiligen Schrift vom Herz die Rede ist, dann ist damit nicht nur das menschliche Organ gemeint, sondern auch im übertragenen Sinn das Innerste, die personale Mitte eines Menschen, wo Verstand, Willen und Gemüt ihren Sitz haben.¹ Dieses geistig-seelische Zentrum Marias erwähnt schon der Evangelist Lukas, wenn er schreibt: „Maria aber bewahrte alles, was [rund um die Geburt Jesu] geschehen war, in ihrem Herzen und dachte darüber nach“ (Lk 2,19) oder, genauer gesagt, sie fügte all diese in ihrem Herzen bewahrten Geschehnisse geistig zusammen (*sym-*

¹ Vgl. Manfred HAUKE, Geschichtliche und systematische Grundlinien der Herz-Mariä-Verehrung, in: DERSELBE (Hg.), Die Herz-Mariä-Verehrung. Geschichtliche Entwicklung und theologischer Gehalt (= Mariologische Studien 22) Regensburg 2011, 7–34; hier 7 f. (mit Literatur).

balousa), um so ihren tieferen Zusammenhang erfassen zu können.² Ganz ähnlich reagiert Maria laut Lukas auch auf die Situation, in der sie mit Josef den zwölfjährigen Jesus im Tempel findet, aber die Rechtfertigung seines dortigen Verweilens nicht versteht; doch „bewahrte [Maria] alles, was geschehen war, in ihrem Herzen“ (Lk 2,51). Orientiert an diesen der Kindheitsgeschichte Jesu zugehörigen Überlieferungen kommen einige Kirchenväter und mittelalterliche Theologen auch auf das Herz Mariä zu sprechen.³ So meint schon Augustinus († 430), Maria hätte ihre mütterliche Verwandtschaft zu Jesus nichts genützt, wenn sie Christus nicht mehr in ihrem Herzen als in ihrem Fleisch getragen hätte.⁴

Die mittelalterliche Herz-Mariä-Verehrung bezieht auch die von Lukas berichtete Leidensankündigung des greisen Simeon ein⁵, gemäß der Maria „ein Schwert durch die Seele dringen“ (Lk 2,35) werde. Demnach lässt wohl schon der byzantinische Theologe Simeon Metaphrastes († um 1000) die Gottesmutter unter dem Kreuz eine entsprechende Klage an ihren Sohn richten: „Während Deine Seite durchstoßen wurde, ist gleichzeitig auch mein Herz durchbohrt worden.“⁶ Sehr einfühlsam spricht schließlich Arnald von Bonneval († um 1150/75) von „zwei Altären“, die auf Golgota bei der Darbringung des gleichen Opfers miteinander verbunden gewesen seien; dies seien der Altar des Leibes Christi und der des Herzens Mariä gewesen.⁷

Ein weiterer Gesichtspunkt kommt hinzu. Laut der Heiligen Schrift schließt Gottes Erwählung der Propheten, des Volkes Israel oder der Kirche stets eine entsprechende Bereitung mit ein.⁸ Auf dieser biblischen Grundlage gelangen einige Kirchenväter seit dem 4. Jahrhundert – ohne von Marias Herz zu sprechen – mit wachsender Gewissheit zu der Erkenntnis, Maria sei eine schon vor ihrer Mutter-schaft vom Heiligen Geist gereinigte oder sündlose Persönlichkeit. So sei laut dem griechischen Kirchenvater Gregor von Nazianz († um 390) der Sohn Gottes ganz Mensch geworden außer der Sünde (vgl. Hebr 4,15), „empfangen von der Jungfrau; deren Seele und Leib wurden zuvor vom Heiligen Geist gereinigt; denn die Geburt

² Vgl. hier und im Folgenden EBENDA, 14. – Wenn Maria laut der Einheitsübersetzung hier nur über diese Geschehnisse nachdachte, dann greift diese Übersetzung zu kurz. Mit *symbolousa* bringt Lukas vielmehr zum Ausdruck, dass Maria all diese in ihrem Herzen bewahrten Geschehnisse geistig zusammenfügte, um so ihren tieferen Zusammenhang erfassen zu können.

³ Die entsprechenden Äußerungen von Gregor dem Wundertäter († 270/75), Ambrosius († 397), Augustinus († 430), Bonaventura († 1274) und Richard von Sankt Laurentius (12. Jh.) vgl. bei Hauke (wie Anm. 1) 15, bes. Anm. 27–32.

⁴ Vgl. AUGUSTINUS, *De sancta virginitate* 3 (ed. und übers. P. G. WALSH, Augustine, *De bono coniugali. De sancta virginitate* [= Oxford Early Christian Texts] Oxford 2001, 68): „Sic et materna propinquitatis nihil Mariae profuisset nisi felicius Christum corde quam carne gestasset.“ – Vgl. ähnlich HAUKE (wie Anm. 1) 15, bes. Anm. 30.

⁵ Vgl. hier und im Folgenden HAUKE (wie Anm. 1) 14.

⁶ Simeon Metaphrastes, *Planctus s. Mariae* (ed. PG 114, 216), zitiert nach HAUKE (wie Anm. 1) 16.

⁷ Vgl. ARNALD VON BONNEVAL, *De septem verbis Domini in cruce* 3 (ed. PL 189, 1694), zitiert nach Hauke (wie Anm. 1) 16.

⁸ Vgl. hier und im Folgenden Franz COURTH, *Im Ursprung geheiligt*, in: Wolfgang BEINERT (Hg.), *Glaubenszugänge. Lehrbuch der Katholischen Dogmatik*, Bd. 2, Paderborn München Wien Zürich 1995, 357–372; hier 358 f. – Da Courth das Volk Israel hier nicht ausdrücklich erwähnt, sei hierzu verwiesen auf Gerhard LOHFINK/Ludwig WEIMER, *Maria – nicht ohne Israel. Eine neue Sicht der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis*, Freiburg 2012².

musste geehrt und die Jungfräulichkeit besonders gewürdigt werden.⁹ Im Westen fordert Bischof Augustinus von Hippo († 430) „um der Heiligkeit Christi willen die Heiligkeit seiner Mutter. Sie möchte er um der Ehre des Herrn willen dort nicht einbezogen wissen, wo von der Sünde die Rede ist; wurde sie doch gewürdigt, den zu empfangen und zu gebären, der ohne Sünde war.“¹⁰ Sophronius von Jerusalem († 638) spricht Maria in einer Predigt bereits ehrenvoll als „die Unbefleckte“ an: „Auf dich, die Unbefleckte (*ten amolynton* [sic!]), wird der Heilige Geist herabkommen und dich mit noch größerer Reinheit beschenken und dir die Kraft geben, die Frucht deines Leibes zu tragen.“¹¹ Seither reißt – trotz verschiedener Einsprüche – die Kette der Väter und Theologen nicht ab, die Maria als Unbefleckte und Sündlose ehren.¹²

Im Rahmen dieses Erkenntnisprozesses greift Ekbert von Schönau († 1184) diese Lehre auf und grüßt 1170 erstmals auch Marias Herz als „unbeflecktes Herz (*immaculatum cor*).“¹³ Fortan spielt das Herz Mariä bei den mittelalterlichen Mystikerinnen eine beachtliche Rolle,¹⁴ wie seit dem 14. Jahrhundert auch die bildliche Darstellung des Herzens Mariä einsetzt.¹⁵ Johannes Eudes († 1680) feiert bereits 1643 in den Häusern seiner Kongregation und 1648 in der Kathedrale von Autun das Fest des Herzens Mariä mit Messe und Stundengebet.¹⁶ Vor dem Hintergrund von miss-

⁹ Oratio 38,13 (ed. Claudio MORESCHINI / französische Übers. Paul GALLAY, Discours 38–41 [= Sources Chrétiennes 358] Paris 1990) 130–134; hier 132^{22–25}), in deutscher Übersetzung zitiert nach COURTH (wie Anm. 8) 360. – Laut Christiaan W. KAPPES, *The Immaculate Conception. Why Thomas Aquinas denied, while John Duns Scotus, Gregory Palamas, and Mark Eugenius professed the absolute immaculate existence of Mary* (= Mariological studies in honor of our Lady of Guadalupe 2) New Bedford MA 2014, 22 f., bes. Anm. 11 übersetzt Rufin von Aquileia diese Stelle um 398/99 bereits folgendermaßen: „Et [Christus] fit per omnia homo absque peccato editus ex virgine etiam ipsa anima et corpore immaculata.“

¹⁰ COURTH (wie Anm. 8) 360 unter Verweis auf *De natura et gratia* 36,42 (ed. Carolus F. URBA/Josephus ZYCHA, Aurelius Augustinus, *De natura et gratia* [= *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum* 60] Wien 1913, 263²²–264⁴ / Übers. Anton MAXSEIN, Sankt Augustinus, der Lehrer der Gnade. Aurelius Augustinus, Schriften gegen die Pelagianer, Bd. 1, Würzburg 1971, 497).

¹¹ Oratio 2: *In annuntiationem sanctissimae Deiparae* 43 (ed. PG 87/3, Paris 1865, 3273D), in deutscher Übersetzung zitiert nach COURTH (wie Anm. 8) 360. – Zu dieser Stelle vgl. ausführlicher KAPPES (wie Anm. 9) 32–37.

¹² Einen knappen Überblick über die diesbezüglichen Äußerungen von Anselm von Canterbury († 1109) bis zur päpstlichen Bulle „*Ineffabilis Deus*“ (8.12.1854) bietet COURTH (wie Anm. 8) 360–366. Ausführlich präsentiert KAPPES (wie Anm. 9) 39–196 den entsprechenden Erkenntnisweg östlicher Väter und Theologen von Johannes von Damaskus († 744/54) bis Markus Eugenikus († 1444/45).

¹³ *Meditationes ECKEBERTI ABBATIS de Jesu et Maria*, 6. *Salutatio E[ckeberti] ad S. M[ariam]* (ed. nach den Original-Handschriften von F. W. E. ROTH, *Die Visionen und Briefe der hl. Elisabeth sowie die Schriften der Äbte Ekbert und Emecho von Schönau. Ein Beitrag zur Mystik und Kirchengeschichte*, Brünn 1886², 278–303; hier 286 f.): „*Salutabo ex precordiis meis immaculatum cor tuum, quod primum sub sole suscipere dignum fuit egredientem de sinu patris filium dei.*“ – Vgl. dazu HAUKE (wie Anm. 1) 16 f., bes. Anm. 37 (mit Literatur).

¹⁴ Vgl. HAUKE (wie Anm. 1) 17.

¹⁵ Zur Ikonographie des Herzens Mariä vgl. J[osé] M[aría] CANAL, *[Herz Mariä] IV. Ikonographie*, in: *Marienlexikon*, Bd. 3, St. Ottilien 1991, 169–171; hier 169 (mit Quellen und Literatur); Hauke (wie Anm. 1) 17.

¹⁶ Vgl. hier und im Folgenden Theodor MAAS-EWERD, *Herz Mariä. I. Verehrung*, in: *LThK* 5³ (1996) 60 f.; hier 60; HAUKE (wie Anm. 1) 17.

billigenden Äußerungen der Ritenkongregation erscheint von ihm 1681 postum das erste theologische Werk,¹⁷ das sich ausführlich mit dem Herzen Mariä befasst. 1805 wird das Fest mit den Texten von Mariä Schnee (5. August), 1855 mit eigenen Texten und 1944 endgültig in der ganzen römisch-katholischen Kirche begangen.¹⁸ Im Zuge dieser wachsenden Marienfrömmigkeit entstehen vom 17. bis 20. Jahrhundert nicht weniger als 111 Ordensgemeinschaften, die das Herz Mariä in ihrem Namen führen. Schließlich kommt in diesem geistlichen Milieu seit dem Ende des 19. Jahrhunderts der Gedanke einer Weihe der Welt an das Unbefleckte Herz Mariens auf.¹⁹

Zwar wird die seit dem 12. Jahrhundert einsetzende Bezeichnung „Unbeflecktes Herz“²⁰ für das Herz Mariä erst seit der 1854 erfolgten Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Marias allgemein üblich.²¹ Für die Volksfrömmigkeit besitzt jedoch schon die 1837 an der Pariser Pfarrkirche „Notre-Dames des Victoires“ entstandene „Bruderschaft des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder“ (Confrerie du Saint et Immaculé Coeur de Marie pour la Conversion des pécheurs) besondere Bedeutung.²² Denn ihr Gründer, der an der besagten Kirche wirkende Pfarrer Charles-Éléonor Dufriche Desgenettes, erzielt mit der Weihe seiner schwierigen Pfarrei an das Herz Mariä bei der Bekehrung abständiger Christen einen so außerordentlichen Erfolg, dass er diesen auf die mit der Maria Immaculata versehene „wunderbare Medaille“ zurückführt, die von den Mitgliedern der Bruderschaft getragen wird.²³ Diese neu entstandene Bruderschaft wird schließlich 1838 von Papst Gregor XVI. in den Rang einer Erzbruderschaft erhoben und für die Gesamtkirche empfohlen.²⁴ Vor diesem Hintergrund sieht bereits Pfarrer Franz Seraph Häglspurger für seine Regensburger Pfarrei Egglkofen eine solche Bruderschaft vor.²⁵ Am 19. Mai 1843 erreicht er die oberhirtliche Genehmigung für

¹⁷ Dieses umfangreiche Werk mit dem Titel „Le Coeur admirable de la Tres Sacree Mere de Dieu“ stellt eine meditative und systematische Arbeit dar, die nach HAUKE (wie Anm. 1) 17 „trotz ihrer Grenzen bis zum heutigen Tag wohl noch von keinem anderen Beitrag übertroffen worden ist“.

¹⁸ Vgl. hier und im Folgenden HAUKE (wie Anm. 1) 17–19. – Wie HAUKE a. a. O., 22 festhält, wird das liturgische Gedenken des Unbefleckten Herzens Mariä – nach einer 1969 erfolgten Herabstufung zu einem nicht gebotenen Gedenktag – 1996 wieder zu einem gebotenen Gedenktag erhoben.

¹⁹ So wird 1897 Italien als erstes Land dem Herzen Mariä geweiht, 1938 folgt Portugal. Unter dem Einfluss der Marienerscheinungen von Fatima erfolgen 1942 die Weihe der Welt und 1952 vor allem die Weihe der Völker Russlands an das Unbefleckte Herz Mariens. 1954 wird auch Deutschland dem Herzen Mariens anvertraut und neuerdings weihen Johannes Paul II. 1982 und 1984 die Welt und Benedikt XVI. 2010 die Priester dem Herzen Mariä; vgl. die Belege bei HAUKE (wie Anm. 1) 19–21, bes. Anm. 49, 52 f. und 55 f.

²⁰ Vgl. das entsprechende Zitat des Ekbert von Schönau oben in Anm. 13.

²¹ Vgl. HAUKE (wie Anm. 1) 18 f.

²² Vgl. hier und im Folgenden EBENDA, 19 (mit Literatur).

²³ Zur Entstehung der „Wunderbaren Medaille“ aufgrund der 1830 geschauten Vision von Catherine Labouré vgl. Joachim SCHMIEDL, Herz-Jesu- und Herz-Mariä-Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert, in: Manfred HAUKE (Hg.), Die Herz-Mariä-Verehrung. Geschichtliche Entwicklung und theologischer Gehalt (= Mariologische Studien 22) Regensburg 2011, 146–166; hier 156 f.

²⁴ Vgl. H[einrich] M[aria] KÖSTER, [Herz Mariä. II. Religiöse Gemeinschaften] 7. (Erz)bruderschaft ULF vom Heiligsten und Unbefleckten Herzen Mariens für die Bekehrung der Sünder, in: Marienlexikon, Bd. 3, St. Ottilien 1991, 166 (mit Literatur).

²⁵ Vgl. hier und im Folgenden Karl HAUSBERGER, Franz Seraph Häglspurger (1796–1877),

ihre Angliederung an die Pariser Erzbruderschaft und schon am 15. August 1843, also nur fünf Jahre nach Papst Gregors Empfehlung, führt er sie in seiner Pfarrei feierlich ein. Darüber hinaus bemüht er sich mit der Unterstützung einiger Mitbrüder um ihre weitere Verbreitung und erreicht, dass diese fromme Vereinigung im Dezember 1843 schon nahezu 4500 Mitglieder zählt. So beruht es also auf keinem Zufall, dass sich Pfarrer Matthias Engl mit seiner Theißinger Pfarrei St. Martin gerade dieser Bruderschaft anschließen wird. Vielmehr fügt sich diese Entscheidung nahtlos in das pastorale Milieu der damaligen Diözese Regensburg ein.

*Die Initiatoren der Theißinger Herz-Mariä-Bruderschaft:
Der Regensburger Bischof Valentin von Riedel (1842–1857),
die im Bistum Regensburg ansässigen Redemptoristen
und der Theißinger Pfarrer Matthias Engl (1852–1861)*

Valentin Riedel, Priester der Diözese Augsburg und seit 1838 Direktor und Professor für Pastoraltheologie und Pädagogik am Freisinger Klerikalseminar, wird – obwohl des Ultramontanismus verdächtigt und daher bei König Ludwig I. in Ungnade gefallen – am 13. März 1842 zum Bischof von Regensburg geweiht.²⁶ Der neue Oberhirte, dessen vielfältiges Wirken hier nur unter dem vorgegebenen Thema in den Blick genommen wird, müht sich sogleich um den Klerus, was in der Errichtung eines Knabenseminars in der Benediktinerabtei Metten, eines zweiten einjährigen praktischen Seminarkurses für die Neupriester in Ensdorf, einer Diözesanemeritanstalt für dienstunfähige Geistliche und in der bereits 1842 erfolgten Einführung von jährlichen Priesterexerzitien deutlich wird. Nicht zuletzt fördert er aber auch die Mitarbeit der Gläubigen in den Gemeinden, indem er die Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommenden, religiös, karitativ und pädagogisch ausgerichteten katholischen Vereine nachdrücklich unterstützt.²⁷ So reorganisiert er schon 1842 den um gute Literatur bemühten katholischen Bücherverein in seinem Bistum. 1849 existieren in seiner Diözese bereits 13 Piusvereine, die sich angesichts des erstarkenden Staatskirchentums auch politisch für religiöse Freiheit einsetzen. Im gleichen Jahr

der »heilige Dechant« von Egglkofen, Eggenfelden 1977, 14 f. (mit S. 25, Anm. 55); Manfred EDER, Franz Seraph Häglsperger (1796–1877), Dekan und Pfarrer von Egglkofen, in: Georg SCHWAIGER (Hg.), Lebensbilder aus der Geschichte des Bistums Regensburg (= Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 23/24 [1989/1990]) 611–619; hier 614. – Zur weiten Verbreitung von Herz-Mariä-Bruderschaften in den Oberpfälzer Pfarreien der Diözese Regensburg und bereits um 1840 an der Regensburger Dompfarrkirche Niedermünster vgl. Paul MAI, Das Bruderschaftswesen in der Oberpfalz, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 45 (2011) 45–64; hier 57 f.

²⁶ Zur Gesamtwürdigung von Person und Werk von Bischof Valentin von Riedel vgl. hier und im Folgenden Paul MAI, Riedel, Valentin von (seit 1848 bayerischer Personaladel) (1802–1857), in: Erwin GATZ (Hg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1983, 616 f. und ausführlich Karl HAUSBERGER, Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 2, Regensburg 1989, 139–155 (beide mit Literatur).

²⁷ Zu der für die Diözese Regensburg relevanten Chronologie der nachfolgend behandelten Vereine vgl. hier und im Folgenden Klemens JOCKWIG, Die Volksmissionen der Redemptoristen in Bayern von 1843 bis 1873. Dargestellt am Erzbistum München und Freising und an den Bistümern Passau und Regensburg. Ein Beitrag zur Pastoralgeschichte des 19. Jahrhunderts, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 1 (1967) 41–408; hier 298 f. (mit Quellen und Literatur). – Zu den Tätigkeitsfeldern dieser Vereine vgl. im Folgenden HAUSBERGER, Geschichte (wie Anm. 26) 151 f. (mit Literatur S. 302, Anm. 67–70).

wird in Regensburg mit karitativer Zielsetzung einer der ersten deutschen Vinzenzvereine gegründet. Gleichzeitig bildet sich hier der erste katholische „St. Joseph-Arbeiter-Unterstützungsverein“, der Arbeitern im Krankheitsfall materielle Hilfe zuwendet. 1851 folgt der Kind-Jesu-Verein „zur Erziehung armer katholischer Mädchen zu braven Dienstboten“ und seit 1852 entstehen im Bistum an verschiedenen Orten die von Adolf Kolping gegründeten katholischen Gesellenvereine, die sich vor dem Hintergrund der aufkommenden Industrialisierung sozialpolitisch, aber auch religiös der Handwerksgelesen annehmen. Im Laufe des Jahres 1856 werden schließlich in 150 Pfarreien Kindheit-Jesu-Vereine eingeführt, aus denen später das „Päpstliche Missionswerk der Kinder“ hervorgehen wird.

Darüber hinaus ist Bischof Valentin auch auf das geistliche Wohl der Gläubigen bedacht, indem er – in Weiterführung des Exerzitiengedankens – seit 1844 vor allem den Redemptoristen in vielen Pfarreien seiner Diözese die Abhaltung von Volksmissionen anvertraut²⁸ und ihnen und ihren Zielen zeit seines Lebens tief verbunden bleibt.²⁹ Folglich kann diese Ordensgemeinschaft in der Regensburger Diözese bereits 1846 in Vilsbiburg, 1848 in Fuchsmühl und 1849 in Niederachdorf je eine Niederlassung eröffnen, wo sich die Patres bei der Bevölkerung durchwegs großer Beliebtheit erfreuen.³⁰ Unter Verweis auf die – allerdings allzu pessimistisch formulierte – Klage über wachsenden Unglauben und zunehmenden Sittenverfall³¹ richtet schließlich das bischöfliche Ordinariat in einem Ordinariatserlass vom 7. Dezember 1852 aufgrund bisheriger bester Erfahrungen an alle Pfarrämter des Bistums die nachfolgende Aufforderung zur Durchführung der besagten Volksmissionen:

„Wir können nicht umhin, hiebei die Pfarrvorstände unseres Bisthums dringend zu ermahnen, in liebendem Erbarmen mit den ihnen anvertrauten Seelen dem geistlichen Wohle ihrer Gemeinden, wo es immer möglich ist, durch geistliche Missionen zu Hilfe zu kommen. Allgemein und gegründet ist die Klage über das Umsichgreifen des Unglaubens und Sittenverderbens, der Zuchtlosigkeit, Rohheit und Verwilderung. Das vortrefflichste Mittel aber, dem Verderben Einhalt zu thun und wieder gläubigen und frommen Sinn in die Herzen zu pflanzen, sind unstreitig die Volksmissionen, durch welche böse Gewohnheiten ausgerottet, veraltete Feindschaften aufgehoben, Zurückerstattungen ungerechten Gutes bewirkt, vieljährige Aergernisse entfernt werden. Niemand, der es mit dem Heile der Menschen, mit der Wohlfahrt der Kirche und des Staates aufrichtig meint, kann ungerührt bleiben, wenn er von den wunderbaren Wirkungen hört, welche die Volksmissionen allenthalben hervorbringen, in den Städten wie auf dem Lande.“³²

²⁸ Wie der Übersicht von JOCKWIG (wie Anm. 27) 312–319 zu entnehmen ist, halten in Regensburger Pfarreien vor allem die Redemptoristen Volksmissionen ab und seit 1853 nur gelegentlich auch Kapuziner, Jesuiten und Franziskaner.

²⁹ Wie Otto WEISS, *Die Redemptoristen in Bayern (1790–1909)*. Ein Beitrag zur Geschichte des Ultramontanismus (= Münchener theologische Studien, I. Historische Abteilung, Bd. 22) St. Ottilien 1983, 794 zusammenfasst, ist Bischof Valentin von Riedel schon zu Beginn der Missionstätigkeit der Redemptoristen in Bayern einer der größten Gönner dieses Ordens und bleibt ihnen zeit seines Lebens eng verbunden.

³⁰ Zur Gründung und frühen Entwicklung dieser Klöster vgl. WEISS (wie Anm. 29) 280–282.

³¹ Nach JOCKWIG (wie Anm. 27) 290–312 ist die religiöse und sittliche Situation im damaligen Bistum Regensburg keineswegs so düster, wie der nachfolgend zitierte Ordinariatserlass vermuten lässt.

³² Das bischöfliche Ordinariat Regensburg [Abhaltung von Missionen betr.], in: Oberhirt-

Dieser Erlass stößt in den Regensburger Pfarreien auf erstaunlichen Erfolg; denn nach seiner Veröffentlichung finden bis zum Tod Bischof Valentins († 6. 11. 1857)³³ zweifellos die meisten Volksmissionen des von Jockwig untersuchten Zeitraums zwischen 1844 und 1873 statt.³⁴ Freilich stimmen die Ortspfarren und die Missionare darin überein, dass die positiven Wirkungen der Mission der nachträglichen Weiterführung, Vertiefung und Festigung bedürfen.³⁵ Zu diesem Zweck verbreitet man in den betreffenden Pfarreien sogenannte „Missionsbücher“, veranstaltet gelegentlich Nachmissionen, initiiert für junge unverheiratete Frauen und Männer, aber auch für Ehefrauen und Ehemänner jeweils Standesbündnisse, erneuert alte Bruderschaften und führt nicht zuletzt neue Bruderschaften³⁶ ein, die – gefördert von Bischof Valentin von Riedel – den persönlichen Frömmigkeitsstil der Gläubigen nachhaltig prägen werden.³⁷

In dieser Ära wirkt seit dem 14. September 1852 Pfarrer Matthias Engl als Seelsorger der Pfarrei St. Martin zu Theißing.³⁸ Engl wird am 24. Februar 1809 als Sohn „des achtbaren Georg Engl, Gütlers von Schachen“ und seiner Ehefrau Anna Maria geboren und in der dortigen Pfarrkirche Hohenschambach (Dekanat Laaber) getauft.³⁹ Sein Theologiestudium absolviert er am Königlich Bayerischen Lyzeum von Regensburg und erhält hier durchwegs hervorragende Noten.⁴⁰ Im letzten Studienjahr geformt im Regensburger Klerikalseminar St. Wolfgang in Obermünster durch den tief frommen, gütigen, jedoch asketisch-strengen Regens Georg Michael Wittmann († 1833)⁴¹ wird er am 26. Juli 1833 zusammen mit 68 jungen Männern⁴² im

liches Verordnungsblatt für das Bistum Regensburg, enthaltend die oberhirtlichen Verordnungen und allgemeinen Erlasse vom April des Jahres 1852 bis zum Schlusse des Jahres 1858, Regensburg 1858, 4 f.; hier 4, unter geringfügiger Korrektur zitiert nach JOCKWIG (wie Anm. 27) 321 f.

³³ Zum Todestag des Bischofs Valentin von Riedel vgl. HAUSBERGER, Geschichte (wie Anm. 26) 155.

³⁴ Vgl. die von JOCKWIG (wie Anm. 27) 312–319 dokumentierten Volksmissionen im Bistum Regensburg in den Jahren 1844 bis 1873, wobei ebenda, 314–316 deutlich wird, dass in den Jahren 1854 bis 1857 die meisten Volksmissionen stattfinden.

³⁵ Vgl. hier und im Folgenden JOCKWIG (wie Anm. 27) 193–205 zur Festigung der Missionserfolge.

³⁶ Zu den Berührungspunkten und Gemeinsamkeiten zwischen Bruderschaften und Volksmission vgl. Jockwig (wie Anm. 27) 329–333.

³⁷ Zur nachhaltig Prägnanz des persönlichen Frömmigkeitsstils der Gläubigen durch die von Bischof Valentin von Riedel geförderten Bruderschaften vgl. MAI, Riedel (wie Anm. 26) 616.

³⁸ Zu der am 14. September 1852 erfolgten Einsetzung von Matthias Engl zum Pfarrer von Theißing vgl. Schematismus der Geistlichkeit des Bistums Regensburg für das Jahr 1853, Regensburg ohne Jahr, 68.

³⁹ Vgl. Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg, Personalakt Nr. 642: Engl Mathias, künftig zitiert: BZAR, Personalakt 642.

⁴⁰ Vgl. BZAR, Personalakt 642. – Zur Geschichte des in den Räumlichkeiten des 1803 säkularisierten Dominikanerklosters St. Blasius am Ölberg untergebrachten Königlich Bayerischen Lyzeums von Regensburg vgl. die Zusammenfassung von Karl HAUSBERGER, Lyzeum – Philosophisch-Theologische Hochschule – Klerikalseminar. Ein Streifzug durch die Geschichte der Priesterausbildungsstätten in Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 37 (2003) 55–79; hier 63–68.

⁴¹ Zum Wirken des Regensburger Dompfarrers, Weihbischofs, Dompropstes, Generalvikars und nominierten Bischofs Georg Michael Wittmann als Regens des Regensburger Klerikal-

Hohen Dom zu Regensburg von Bischof Franz Xaver von Schwäbl (1833–1841)⁴³ zum Priester geweiht. Während seiner zwölfjährigen Kooperatorenzeit in Ainau (1833) und Rottenburg (1834–1845) ist er 1836/37 vorübergehend in Inkofen und danach spätestens Ende 1845 in Pfeffenhausen als Pfarrprovisor tätig.⁴⁴ Von 1846 bis 1849 wirkt er als Expositus in Dünzling,⁴⁵ bis er am 18. Oktober 1849 zum Pfarrer von Pielenhofen eingesetzt wird; doch betreut er diese Gemeinde nur knapp drei Jahre lang und bittet – vor allem aus gesundheitlichen Gründen – seinen Bischof schon am 26. August 1851 um eine andere Pfarrei.⁴⁶ Sein Gesuch wird berücksichtigt;

seminars St. Wolfgang von 1802 bis zu seinem Tod 1833 vgl. Johann B. LEHNER, Bischof Gg. Michael Wittmann von Regensburg (1760–1833) im Urteil der Mit- und Nachwelt. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Todestag, Regensburg 1933, 8–11; DERSELBE, Michael Wittmann: Bischof von Regensburg, Kevelaer 1937, 78–114; Georg SCHWAIGER, Georg Michael Wittmann, Bischof von Regensburg (23. Januar 1760 – 8. März 1833), in: DERSELBE (Hg.), *Bavaria Sancta. Zeugen christlichen Glaubens in Bayern*, Bd. 2, Regensburg 1971, 316–331; hier 319–323; Paul MAI (Hg.), Georg Michael Wittmann, Bischof von Regensburg. Gedächtnisausstellung zum 150. Todestag, 4. März – 6. Mai 1983, Regensburg 1983, 22–33 Nr. 30–48; Ludwig MÖDL, Als Weltpriester ein Mönch. Das Priesterbild des Georg Michael Wittmann im Vergleich zu Johann Michael Sailer, in: Konrad BAUMGARTNER/Paul WEHRLE/Jürgen WERBICK (Hg.), *Glauben Lernen – Leben lernen. Beiträge zu einer Didaktik des Glaubens und der Religion. Erich Feifel zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Mitarbeitern*, St. Ottilien 1985, 315–323; Harald SCHÄFER, *Schottenseminar St. Jakob und Priesterseminar St. Wolfgang. Aus der Geschichte zweier Priesterbildungsstätten*, Regensburg 1994 (Theologische Diplomarbeit an der Universität Regensburg) 61–75, erreichbar unter <http://nfs-schaefer.de/wp-content/uploads/2012/04/Diplomarbeit2.pdf> (Zugriffsdatum: 17.09.2015); HAUSBERGER, *Lyzeum* (wie Anm. 40) 75 f.; Gerhard B. WINKLER, Georg Michael Wittmann (1760–1833), Bischof von Regensburg. Zwischen Revolution und Restauration, Regensburg 2005, 149–165.

⁴² Die Liste der zusammen mit Engl am 26. Juli 1833 geweihten 69 Neupriester vgl. im Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1834, Regensburg ohne Jahr, 120 f.

⁴³ Zur Gesamtwürdigung von Person und Werk von Bischof Franz Xaver von Schwäbl vgl. Paul MAI, Schwäbl, Franz Xaver von (seit 1833 bayerischer Personaladel) (1778–1841), in: Erwin GATZ (Hg.), *Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon*, Berlin 1983, 684f. und ausführlich HAUSBERGER, *Geschichte* (wie Anm. 26) 128–139 (beide mit Literatur).

⁴⁴ Zu Kooperator Engls Jahren in Ainau und Rottenburg und zu seinem Wirken als Provisor in Inkofen und Pfeffenhausen vgl. – neben BZAR, Personalakt 642 – Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1837, Regensburg ohne Jahr, 89; Schematismus (wie oben) 1838, 90; Schematismus (wie oben) 1839, 91; Schematismus (wie oben) 1840, 90; Schematismus (wie oben) 1841, 90; Schematismus (wie oben) 1842, 90; Schematismus (wie oben) 1843, 90; Schematismus (wie oben) 1844, 90; Schematismus (wie oben) 1845, 90; Schematismus (wie oben) 1846, 90. – Laut dem in BZAR, Personalakt 642 überlieferten und an „Engl, Cooperator in Pfeffenhausen“ adressierten Schreiben des Ordinariats vom 21. Oktober 1845 ist Kooperator Engl bereits Ende Oktober 1845 in Pfeffenhausen tätig.

⁴⁵ Wie aus dem in BZAR, Personalakt 642 überlieferten und in Dünzling verfassten Schreiben Engls vom 26. März 1846 hervorgeht, muss er damals bereits Expositus in Dünzling gewesen sein. Zu seinen weiteren Jahren in Dünzling vgl. Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1847, Regensburg ohne Jahr, 49; Schematismus (wie oben) 1848, 49; Schematismus (wie oben) 1849, 49.

⁴⁶ Zu Pfarrer Engls Jahren in Pielenhofen vgl. Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1850, Regensburg ohne Jahr, 11; Schematismus (wie oben) 1851, 11; Schematismus (wie oben) 1852, 11. – In dem in BZAR, Personalakt 642 überlieferten Brief an

denn am 14. September 1852 beginnt, wie oben erwähnt, seine Tätigkeit als Pfarrer von Theißing.⁴⁷ Wie ernst Pfarrer Engl seine Verpflichtung zum Breviergebet nimmt, geht aus zwei Schreiben aus seinem letzten Lebensjahr hervor. Da er im Dezember 1860 einen Schlaganfall erleidet und am 6. Januar 1861 auch noch an einer Gehirnhautentzündung erkrankt, bittet er nämlich seinen Bischof aufgrund anhaltender Gedächtnis- und Augenschwäche am 12. Februar 1861 um „Umwandlung des Breviergebetes in Rosenkranz, Prim und Complet“, was ihm für ein halbes Jahr gewährt wird mit der Erleichterung, es bleibe ihm selbst „anheimgestellt, außerdem noch Prim und Complet zu rezitieren.“⁴⁸ Gemäß dieser Vorgabe wendet er sich am 23. Juli 1861 aufgrund der weiteren Verschlechterung seines Gesundheitszustandes mit dem gleichen Anliegen erneut an seinen Bischof und erhält „die Erlaubniß, statt des Brevieres das Rosarium B.M.V. zu beten;“⁴⁹ doch stirbt er bereits am 31. Dezember 1861⁵⁰ im Alter von nur 52 Jahren.

Obwohl Matthias Engl nur neun Jahre als Pfarrer von Theißing wirkt, sind hier mit seinem Namen grundlegende Erneuerungsmaßnahmen an der Theißinger Pfarrkirche St. Martin, an der Filialkirche St. Stephan zu Pettling und an der Nebenkirche St. Leonhard zu Tholbath verbunden.⁵¹ Einige Aktenstücke des Bischöflichen Zentralarchivs in Regensburg weisen ihn darüber hinaus als Hauptinitiator der Theißinger Herz-Mariä-Bruderschaft aus;⁵² denn die besagten Theißinger Pfarrakten enthalten sowohl den von ihm 1853/54 zugunsten der Bruderschaftserrichtung geführten Briefwechsel,⁵³ als auch das älteste, 1854 in Ingolstadt bei Alois Attenkover gedruckte Büchlein der „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä in der Pfarrkirche zu Teissing.“⁵⁴

den Bischof von Regensburg bittet Pfarrer Engl bereits am 26. August 1851 um Versetzung in eine andere Pfarrei.

⁴⁷ Zur Investitur Pfarrer Engls in Theißing vgl. Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1853, Regensburg ohne Jahr, 68.

⁴⁸ Vgl. BZAR, Personalakt 642.

⁴⁹ Vgl. EBENDA.

⁵⁰ Vgl. EBENDA.

⁵¹ Vgl. Johannes HOFMANN, Kirchen der Pfarrei Theißing (= Schnell, Kunstführer Nr. 2690) Regensburg 2008, 6, 12, 22. – Über die Maßnahmen in Tholbath ist bei HOFMANN a. a. O., 22 lediglich vom Jahr 1861 die Rede; doch fällt dieses Jahr zweifellos in die Amtszeit von Pfarrer Engl.

⁵² Vgl. hier und im Folgenden Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg, Pfarrakten Theissing Nr. 20: Bruderschaften und kirchliche Vereine (Laufzeit: 1853–1952), künftig zitiert: BZAR, PfaTh 20.

⁵³ BZAR, PfaTh 20 enthält dazu folgende drei Aktenstücke: 1. Zwei unpaginierte Doppelblätter, auf deren ersten sieben Seiten Pfarrer Engl sich am 30. August 1853 beim Bischof von Regensburg intensiv für die Einführung der Theißinger Herz-Mariä-Bruderschaft einsetzt; 2. ein nachfolgendes Einzelblatt, auf dessen Vorderseite Generalvikar Rothfischer am 9. September 1853 bewilligend antwortet; 3. ein auf der Vorderseite beschriebenes, als Begleitschreiben dienendes Einzelblatt, mit dem Pfarrer Engl am 26. Juni 1854 dem Bischof von Regensburg die von Generalvikar Rothfischer geforderten Exemplare des neuen Theißinger Bruderschaftsbüchleins schickt.

⁵⁴ Eine ausführliche Beschreibung dieses Bruderschaftsbüchleins folgt im nachfolgenden Abschnitt. Es liegt übrigens nicht – wie von Pfarrer Engl in seinem Begleitschreiben vom 26. Juni 1854 angekündigt – in zwei, sondern in drei Exemplaren in BZAR, PfaTh 20 vor.

*Die Gründung der „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens
Mariä“ in der Pfarrei Theißing*

Schon ein knappes Jahr nach seiner Einsetzung zum Pfarrer von Theißing, am 30. August 1853, wendet sich Pfarrer Engl wegen der „Einführung der Bruderschaft vom heiligsten, unbefleckten Herzen Mariä in der Pfarrei Deising“ an seinen Bischof.⁵⁵ Worum es ihm dabei letztlich geht, macht er in den ersten Zeilen seines Gesuches deutlich: „Zur Weckung eines besseren Sinnes für Religion und Sittlichkeit in der meiner Obsorge anvertrauten Pfarrgemeinde habe ich in Verbindung mit zwei benachbarten Pfarrherren um Abhaltung einer Volksmission durch die Hochwürdigen Herren Patres Redemptoristen [sic!] auf kommendes Frühjahr bei der Direktion des Redemptoristenkollegiums schriftlich nachgesucht.“⁵⁶ Wie aus diesen Zeilen außerdem hervorgeht, orientieren sich Pfarrer Engl und zwei benachbarte Mitbrüder, genauer gesagt die Pfarrer von Kasing und Oberdolling,⁵⁷ auch am Vorschlag des oben erwähnten Ordinariaterlasses vom 7. Dezember 1852 zur Durchführung der Mission. Denn laut dem besagten Erlass sei es wünschenswert, „dass immer mehrere Pfarrer eines Dekanats oder grösseren Bezirkes sich verabredeten, in unmittelbarer Aufeinanderfolge für ihre Gemeinden Missionen abhalten zu lassen. Dadurch würden nicht bloss die erwachsenden Kosten bedeutend vermindert, sondern auch die Früchte der Mission dauerhafter und ausgreifender.“⁵⁸

Im Zuge dieser kooperativ konzipierten Missionspastoral hat Pfarrer Engl – neben der Nachhaltigkeit der Missionswirkungen – auch die Pflege marianischer Frömmigkeit im Auge, wenn er gleich nach dem Hinweis auf die geplante Mission schreibt:

„Um aber die durch eigene Erfahrung wahrgenommenen guten Wirkungen der Mission⁵⁹ mittelst der Gnade der Beharrlichkeit bleibend zu erhalten, dürfte die

⁵⁵ Vgl. die beiden Doppelblätter, S. [1] von Pfarrer Engls Schreiben vom 30. August 1853 an den Bischof von Regensburg, in: BZAR, PfaTh 20.

⁵⁶ Ebenda.

⁵⁷ Es muss sich um diese beiden Nachbarpfarrer handeln, da laut der Übersicht von Jockwig (wie Anm. 27) 314 im Jahr 1854 genau in den einander benachbarten Pfarreien Kasing, Theißing und Tholling (= Oberdolling) eine Redemptoristenmission stattfand. Diesen Sachverhalt bestätigt die – in Kopie im Archiv des Theißinger Pfarrhauses vorliegende – Handschrift von K[arl] Holzgartner [† 08.02.1961], Zur Geschichte der Kath. Pfarrei Theißing, ohne Ort und ohne Jahr, [6], worin sich folgender Eintrag findet: „1854 Mißion [sic!] für die 3 Pfarreien: Theissing / Kasing / Dolling (Schem Rgsbg 1916 u. Chronik Pförring, 835/ 81).“ – Zu Pfarrer Holzgartners Todesdatum vgl. Totenkalender der Weltpriester, Ordenspriester und Diakone der Diözese Regensburg ab dem Jahre 1931, 5. Auflage des früheren „Mementote fratrum defunctorum“, Stand: 1. Oktober 1982, Regensburg 1982, 46. – Im Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg sind in den Pfarrakten von Kasing und Oberdolling keine speziellen Akten zu dieser Mission vorhanden; doch könnten die zwischen 1859 und 1861 angefertigten Pfarreibeschreibungen kurze Hinweise enthalten.

⁵⁸ Ordinariat Regensburg [Abhaltung von Missionen betr.] (wie Anm. 32) 5.

⁵⁹ Mit dem Verweis auf die „durch eigene Erfahrung wahrgenommenen guten Wirkungen der Mission“ könnte Pfarrer Engl auf Informationen aus der Pfarrei Rottenburg über die dortige Redemptoristenmission des Jahres 1852 angespielt haben, da er hier von 1834 bis 1845 als Kooperator wirkte (vgl. dazu die oben mit Anm. 44 belegten Ausführungen) und daher wohl auch in den nachfolgenden Jahren über das dortige Pfarreileben informiert war. – Zu der vom 2. bis 10. März 1852 in der Pfarrei Rottenburg abgehaltenen Redemptoristenmission vgl. JOCKWIG (wie Anm. 27) 313.

Einführung der Bruderschaft vom hochheiligen und unbefleckten Herzen Mariä gewiß ein sehr zweckdienliches Mittel seyn, besonders da

- 1) diese Bruderschaft in der ganzen Umgebung nicht eingeführt ist,
- 2) in der Pfarrei Deising gar keine Bruderschaft existiert,
- 3) die Verehrung der Gnadenvollen Gottesmutter hierorts fast gänzlich abhanden gekommen,
- 4) wo doch die besondere Verehrung von unnennbaren Vortheilen begleitet ist.“⁶⁰

Nach dieser Begründung bittet er den Bischof, die Einführung der besagten Bruderschaft zu bewilligen, ihren Zweck – die Verehrung Mariä und die Bekehrung der Sünder – gut zu heißen und ebenso die vorgelegten Satzungen sowie die genau beschriebenen Gottesdienste am Hauptfest Mariä Himmelfahrt, an Abblasstagen und an Samstagen zu bestätigen.⁶¹ Ferner möge er für die Theißinger Bruderschaft die der Pariser Bruderschaft vom Papst verliehenen Ablässe erwirken und die Drucklegung des beiliegenden Entwurfs des Bruderschaftsbüchleins genehmigen, handle es sich bei Letzterem doch nur um eine geringfügig abgeänderte Abschrift des bischöflich approbierten Bruderschaftsbüchleins der Expositur Dünzling,⁶² (wo Pfarrer Engl bekanntlich von 1846 bis 1849 als Expositus tätig war). Lediglich die Litanei vom heiligsten Herzen Mariä werde durch eine einfacher formulierte ersetzt, die aus einem Handbüchlein stamme, das von einem katholischen Geistlichen verfasst und ebenfalls bischöflich approbiert worden sei.⁶³ Ebenso habe P. Alberich Zwyssig aus Einsiedeln⁶⁴ das im Theißinger Entwurf neu hinzugekommene Lied vom Herzen Mariä komponiert, dessen Melodie „für das Landvolk sehr passend seyn“ dürfte.

⁶⁰ Die beiden Doppelblätter, S. [1 f.] von Pfarrer Engls Schreiben vom 30. August 1853 an den Bischof von Regensburg, in: BZAR, PfaTh 20.

⁶¹ Vgl. hier und im Folgenden die beiden Doppelblätter, S. [2–6] von Pfarrer Engls Schreiben vom 30. August 1853 an den Bischof von Regensburg, in: BZAR, PfaTh 20.

⁶² Das Dünzlinger Bruderschaftsbüchlein findet sich im Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg, Pfarrakten Dünzling Nr. 16: Bruderschaften und kirchliche Vereine, künftig zitiert: BZAR, PfaD 16 und trägt den Titel „Erzbruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder, welche zu Paris in der Pfarrkirche zu unserer lieben Frau vom Siege errichtet und in der Pfarrkirche St. Peter zu Moosham eingeführt ist“. Dabei wurde „Pfarrkirche St. Peter zu Moosham“ von Hand gestrichen und durch „Expositur zu Dünzling“ ersetzt. Gedruckt wurde das Büchlein in Regensburg ohne Jahr bei Joseph Rußwurm. Offensichtlich wurde also für Dünzling kein eigenes Bruderschaftsbüchlein gedruckt, sondern lediglich das Büchlein der Pfarrei Moosham übernommen.

⁶³ Abgesehen von fünf Anrufungen findet sich eine der Theißinger Litanei ganz ähnliche Litanei in dem Buch des Deggendorfer Kooperators Georg Ott, Heiligstes Herz Mariä, unsere Zuflucht und Hilfe! Ein Gebetbuch für alle wahren Verehrer der allerseiligsten Jungfrau, insbesondere für die Mitglieder der Bruderschaft ihres heiligsten und unbefleckten Herzens, Vierte, verbesserte und mit dem Monate Mariä versehene Auflage, Deggendorf 1848, 163 f. Folglich dürfte die Litanei des anonymen katholischen Geistlichen damals in der Diözese Regensburg im Umlauf gewesen und mancherorts mehr oder minder vollständig rezipiert worden sein. – Zu Georg Ott und seinem genannten Buch vgl. Camilla WEBER, Georg Ott (1811–1885), Dekan in Abensberg. Ein Bestsellerautor des späten ‚Geistlichen Biedermeier‘, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 41 (2007) 177–211; hier 188.

⁶⁴ Pfarrer Engl meint hier den ursprünglichen Wettinger Zisterzienser und Komponisten P. Alberich Zwyssig, OCist (1808–1854), der nach der Aufhebung seines Professklosters Mitbegründer des Klosters Mehrerau wurde. Zum Leben und Werk von P. Alberich vgl. Bernhard

Kaum zehn Tage nach Verfassung dieses Gesuches, bereits am 9. September 1853, genehmigt Generalvikar Rothfischer (1852–1854)⁶⁵ die Einführung der Theißinger Bruderschaft und die Drucklegung des im Manuskript vorgelegten Bruderschaftsbüchleins, „von welchem seiner Zeit 2 gedruckte Exemplare hiher zu senden sind“.⁶⁶ Außerdem legt er seinem Schreiben das Aggregationsinstrument bei, eine Urkunde, durch die der Theißinger Bruderschaft unter Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit die Angliederung an die Pariser Erzbruderschaft und die dadurch gewährten Ablässe und Vorrechte bestätigt werden.⁶⁷ Abschließend betont er, es müsse aber trotz der Einführung der Bruderschaft darauf geachtet werden, dass „die nachmittägigen Christenlehren nicht unterlassen, noch neue Beichterneutage geschaffen werden“.

Gemäß der Weisung des Generalvikars schickt Pfarrer Engl gut neun Monate später – am 26. Juni 1854 – an den Bischof zusammen mit einem kurzen Begleitschreiben drei gedruckte Exemplare des Theißinger Bruderschaftsbüchleins.⁶⁸ Dieses mit einem rosa Pappeinband⁶⁹ versehene, rechteckige Büchlein hat ein Format von 18,5 × 11 cm und umfasst 16 Seiten. Es trägt auf dem vorderen Einbanddeckel und auf dem Vorsatzblatt den Titel „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä in der Pfarrkirche zu Teissing“. Auf dem vorderen Einbanddeckel folgen in einem ornamental geschmückten Rahmen auf den erwähnten Titel der Vermerk „Aufgenommen wurde:“, eine Leerzeile zur Eintragung des Bruderschaftsmitgliedes, dem das Büchlein übergeben wird, und danach folgende bibliographische Angabe: „Mit Bischöflicher Genehmigung. Ingolstadt. Gedruckt bei Alois Attenkover 1854.“

Gegliedert ist das Bruderschaftsbüchlein folgendermaßen:

Angelobungs-Formel.	S. [3]
I. Ursprung dieser Bruderschaft.	S. 4
II. Zweck der Bruderschaft.	S. 6
III. Satzungen.	S. 7
IV. Feste und Gottesdienste.	S. 8

WIDMANN, P. Alberich Zwyssig als Komponist. Ein Gedenkblatt zu seinem 50. Todestag, Bregenz 1905. In dem von WIDMANN a. a. O., 17–30 publizierten Werkverzeichnis von P. Alberich findet sich auf S. 22 Nr. 39 das „Lied vom hl. Herzen Mariä »Herz M. voll der Liebe«“ [...]. Separat gedruckt bei Gebr. Benziger, Einsiedeln 1850“. Der letztgenannte Erscheinungsort macht verständlich, warum P. Alberich durch Pfarrer Engl irrtümlich nach Einsiedeln lokalisiert wird. – Wie unten in Anm. 87 belegt wird, ist das Initium des von P. Alberich vertonten Herz-Mariä-Liedes tatsächlich identisch mit dem des künftigen Theißinger Bruderschaftsbüchleins.

⁶⁵ Zur Amtszeit des Generalvikars Augustin Michael Rothfischer vgl. die Liste der Regensburger Generalvikare bei HAUSBERGER, Geschichte (wie Anm. 26) 263.

⁶⁶ Vgl. hier und im Folgenden das Einzelblatt mit Generalvikar Rothfischers Bewilligung, in: BZAR, PfaTh 20.

⁶⁷ Zum kirchenrechtlichen Verständnis der Aggregation vgl. Winfried SCHULZ, Aggregation. II. Vereinsrechtlich, in: LThK³ (1993) 232.

⁶⁸ Vgl. hier und im Folgenden das auf einem Einzelblatt geschriebene Begleitschreiben von Pfarrer Engl und die drei Bruderschaftsbüchlein, in: BZAR, PfaTh 20. – Das Bruderschaftsbüchlein wird künftig zitiert: Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854.

⁶⁹ Die beiden anderen Exemplare besitzen einen hellgrünen und einen hellblauen Pappeinband.

V. Ablässe und Vortheile.

S. 8

VI. Gebete.

S. 9

Vergleicht man dieses Theißinger Bruderschaftsbüchlein mit seiner aus der Expositur Dünzling stammenden Vorlage,⁷⁰ so wird deutlich, dass sich die beiden Büchlein in ihrem Aufbau vollkommen gleichen. Nahezu identisch, wenn auch gelegentlich geringfügig gekürzt, sind auch die Angelobungs-Formel, der dem Ursprung der Bruderschaft gewidmete Punkt I⁷¹ sowie die in Punkt III festgehaltenen Satzungen. Demnach lautet die Theißinger Version der Angelobungs-Formel von 1854, die gemäß dem nachfolgenden Vergleich bis heute fast unverändert beibehalten wurde, folgendermaßen:

*Angelobungs-Formel von 1854*⁷²

„Angelobungs-Formel

Heilige Maria, jungfräuliche Mutter des Sohnes Gottes, unseres Heilandes!

Ich N. N. vereinige mich mit allen Gliedern der Bruderschaft deines heiligsten und unbefleckten Herzens zur Bekehrung der Sünder, um immer mehr zuzunehmen in der Andacht zu deinem hochheiligen, allerreinsten Herzen, und sowohl über mich, als alle Gläubigen den mächtigen Schutz desselben zu erbitten. Ich gelobe, alle Satzungen der Bruderschaft zu beobachten, und wünsche, dadurch Antheil zu erhalten an allen Ablässen und geistlichen Gütern zur Genugthuung für meine Sünden und zur Erlösung der Seelen im Fegfeuer.

Heilige Jungfrau! Sieh gnädig herab auf deine Pflegkinder. Sei unsre Fürsprecherin, erweiche die Herzen der Sünder, hilf Allen, daß wir hienieden Gott den Vater erkennen, und den er gesandt hat, Jesum Christum, und darin das ewige Leben haben, ein christliches Leben führen, Gottes Erbarmungen verherrlichen, und einst ewig mit dir und allen Heiligen loben und preisen Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Amen.

*Gegenwärtig übliches Aufnahme-Gelöbniß*⁷³

„Aufnahme=Gelöbniß der Mitglieder der Herz Mariä=Bruderschaft in Theissing.

Heilige Maria, / jungfräuliche Mutter / des Sohnes Gottes, / unseres Heilandes! / Ich vereinige mich freudig / mit allen Gliedern der Bruderschaft / Deines heiligsten und unbefleckten Herzens, / um immer mehr zuzunehmen / in wahrer Andacht / zu diesem Deinem allerreinsten Herzen, / und sowohl über mich, / als über alle Gläubigen / Deinen mächtigen Schutz, / insbesondere aber für alle Verirrten und Sünder / die Gnade der Bekehrung zu erflehen.

Ich nehme mir ernstlich vor, / die Satzungen der Bruderschaft zu beobachten, / und wünsche dadurch / Teil zu nehmen / an allen ihren Ablässen / und geistlichen Gütern / zur Genugthuung für meine Sünden / und zur Erlösung / der im Reinigungsorte leidenden Seelen.

Heilige Jungfrau! / Sieh gnädig herab / auf Deine Pflegkinder. / Sei unsere Fürsprecherin, / erweiche die Herzen der Sünder, / tröste die Betrübten, / hilf Allen, / daß wir hienieden / Gott den Vater erkennen, / und den er gesandt hat, / Jesus Christus, / in diesem Glauben / das ewige Leben haben, / einen

⁷⁰ Wie oben mit Anm. 62 belegt wurde, handelt es sich laut Pfarrer Engl bei seinem Entwurf des Theißinger Bruderschaftsbüchleins lediglich um eine durch geringfügige Änderungen überarbeitete Abschrift des Dünzlinger Bruderschaftsbüchleins, das in BZAR, PfaD 16 vorliegt. – Letzteres Büchlein wird künftig zitiert: Erzbrudersch. d. hochhll. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Expositur z. Dünzling.

⁷¹ In diesem Punkt wird ausführlich die oben im ersten Abschnitt kurz beschriebene und mit Anm. 22 f. belegte Entstehungsgeschichte der Pariser Erzbruderschaft geschildert, in der von wunderbaren Bekehrungen die Rede ist.

⁷² Laut Brudersch. d. hochhll. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, [3].

⁷³ Laut einem Exemplar dieses Aufnahme-Gelöbnisses im Ordner „Herz Mariae-Bruderschaft der Pfarrei Theißing“ im Archiv des Theißinger Pfarrhauses.

Gegrüßt seiest du Maria etc. etc.
O Maria, Zuflucht der Sünder! bitt für uns!“

christlichen Wandel führen, / Gottes Er-
barmungen verherrlichen / und einst ewig
mit Dir / und allen Heiligen / loben und
preisen / Gott den Vater, / den Sohn / und
den heiligen Geist. Amen.“

Die Satzungen der Theißinger Version von 1854 sind folgendermaßen konzipiert:

- „1) Alle Katholiken können in diese Bruderschaft aufgenommen werden, wofern sie vom Eifer für die Ehre Gottes und das Heil ihrer eigenen Seele und ihrer Mitmenschen durchdrungen sind, und sich bestreben, die Tugenden Mariä nachzuahmen.
- 2) Die Aufnahme geschieht an dem Hauptfeste der Bruderschaft und an den gebotenen Frauenfesten.
- 3) Die Aufzunehmenden bereiten sich hiezu durch den Empfang der heiligen Sakramente der Busse und des Altares, geben ihren Namen an, damit man sie ins Bruderschaftsbuch einschreibe, und erscheinen vor Beginn der nachmittägigen Andacht mit brennenden Kerzen beim Bruderschafts=Altare, sprechen da die Angelobungs=Formel laut dem Priester nach, und opfern dann die Kerze ihrer Schutzfrau Mariä in die Hände des Priesters.
- 4) Bei der Aufnahme erhält jedes Mitglied ein Bruderschaftsbüchlein.
- 5) Die Einverleibten verpflichten sich, täglich einmal mit Andacht ein Ave Maria zu beten mit dem Beisatze: O Maria, Zuflucht der Sünder, bitt für uns!
- 6) Sie bestreben sich, täglich am Morgen alle guten Handlungen, Gebete und Bußwerke, so sie den Tag hindurch zu verrichten gedenken, dem heiligsten Herzen Mariä zu empfehlen, und dieselben vereiniget mit den Verdiensten dieses unbefleckten Herzens der allerheiligsten Dreifaltigkeit für die Bekehrung der Sünder aufzuopfern.
- 7) Auch werden sie, so weit es möglich ist, fleißig bei den heiligen Bruderschaftsmessen und Versammlungen erscheinen, und bemüht seyn, stets im Stande der Gnade zu verharren.
- 8) Endlich sollen sie sich bestreben, ihre Mitmenschen durch Wort und Beispiel zu erbauen.“⁷⁴

In Punkt II benennt das Theißinger Bruderschaftsbüchlein von 1854 den ersten, der Herz-Mariä-Verehrung geltenden Zweck allerdings nur mit dem ersten Satz seiner Vorlage, wonach alle Bruderschaftsmitglieder sich darum bemühen, „das hochheilige und unbefleckte Herz Mariä mit kindlicher Liebe und Andacht zu verehren.“⁷⁵ Die in der Dünzlinger Vorlage darauf folgende Begründung dieser Verehrung wird dagegen ersatzlos gestrichen.⁷⁶ Den zweiten, dem Gebet für die Sünder gewid-

⁷⁴ Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, 7 f.

⁷⁵ Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, 6.

⁷⁶ In Erzbrudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Expositur z. Dünzling, 6 lautet die besagte Begründung dagegen: „Das heiligste Herz Mariä ist das getreueste Ebenbild des göttlichen Herzens Jesu, und nach diesem das reinste, liebreichste, erbarmungsvollste Herz, das jemals war und seyn wird; mithin nach demselben auch der würdigste Gegenstand unserer Verehrung. „Durch die Ehre, welche wir dem Herzen Mariä erweisen, ehren wir zugleich das Herz Jesu, und alles Lob, das der Mutter gegeben wird, fließt auf den Sohn zurück,“ schreibt der heil. Bernhard. Maria ist „die Zuflucht der Sünder:“ – als Mittlerin zwischen ihrem Sohne und dem sündigen Menschengeschlechte empfiehlt sie uns seinem göttlichen Herzen; ihr Herz

meten Zweck übernimmt es dagegen vollständig mit folgendem Wortlaut von seiner Vorlage:

„2) Sie suchen durch die Fürbitte Mariä von der Barmherzigkeit Gottes die Bekehrung der Sünder zu erfliehen, damit das große Geheimniß der Liebe Gottes gegen das menschliche Geschlecht, welches der heil. Paulus (1 Tim. 2.) mit den Worten bezeichnet: Er will, daß alle Menschen selig werden, wo möglich nach seinem ganzen Umfange in Erfüllung gehe. Es wird daher überhaupt für alle Sünder der ganzen Welt, für Katholiken, Irrgläubige,⁷⁷ für Juden und Heiden gebetet, insbesondere aber für unser deutsches Vaterland, für England, Spanien, Frankreich, Rußland und für die katholischen Missionen. Auch darf jedes Mitglied Personen, welche ihm besonders am Herzen liegen, der gemeinsamen Fürbitte empfehlen.“⁷⁸

Noch stärker weicht das Theißinger Bruderschaftsbüchlein in dem in beiden Büchlein in drei Unterpunkte unterteilten Punkt IV bei der Beschreibung der Feste und der zugehörigen Gottesdienste der Bruderschaft von seiner Vorlage ab. So kennt es im Unterpunkt 1) als Hauptfest des Herzens Mariä nur Mariä Himmelfahrt, das „mit feierlichem Gottesdienste, dann mit öffentlichem Gebete für alle Sünder auf dem Bruderschafts=Altare begangen“ wird und wobei man „nach der Predigt [...] die Angelobungsformel erneuert“.⁷⁹ Auch im Unterpunkt 2) ist im Unterschied zur Dünzlinger Vorlage nur davon die Rede, dass „an jenen Tagen, an welchen ein vollkommener Ablass gewonnen werden kann, [...] Nachmittags auf dem Bruderschafts=Altar der Rosenkranz mit Litanei gebetet, und nachher eines von den zwei am Ende beigefügten Liedern zum Herzen Mariä gesungen“ wird.⁸⁰ Schließlich ist Unterpunkt 3) gegenüber der Dünzlinger Vorlage deutlich vereinfacht. Demnach wird in Theißing lediglich „an jedem Samstag [...], wenn kein Hinderniß eintritt, auf dem Bruderschafts=Altare die heilige Messe gelesen, und nach derselben um Bekehrung der Sünder gebetet.“⁸¹

ist gleichsam der Eingang zum Herzen Jesu. „Lasset uns die Gnaden suchen,“ sagt wiederum derselbe Heilige, „aber lasset sie uns durch Maria suchen.“ Mit Recht beeifern sich daher die Mitglieder dieser Bruderschaft, ihre Gebete, Arbeiten und gottseligen Uebungen mit den kostbarsten Verdiensten des hochheiligen Herzens Mariä zu vereinigen, um durch dasselbe und mit ihm der allerheiligsten Dreieinigkeit und dem göttlichen Herzen Jesu den schuldigen Dank und die gebührende Anbetung und Huldigung zu entrichten.“

⁷⁷ In Erzbrudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Expositur z. Dünzling, 6 heißt es hier allerdings in irenischer Formulierung: „für die von uns im Glauben getrennten Brüder und Schwestern“.

⁷⁸ Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, 7.

⁷⁹ Vgl. Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, 8. – In Erzbrudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Expositur z. Dünzling, 8 lautet Unterpunkt 1) dagegen: „Die zwei Hauptfeste des Herzens Mariä werden am Feste Mariä Himmelfahrt und am Sonntage vor Septuagesimä gehalten, und mit feierlichem Gottesdienste, Predigt, Segen des hochwürdigsten Gutes, und dann mit öffentlichem Gebete für alle Sünder auf dem Bruderschafts=Altare begangen.“

⁸⁰ Vgl. Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, 8. – In Erzbrudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Expositur z. Dünzling, 8 lautet Unterpunkt 2) dagegen: „An jedem dritten Monats=Sonntage, so wie an allen gebotenen Frauenfesten wird auf dem Bruderschafts=Altare der heil. Rosenkranz mit Litanei und heiligem Segen gehalten.“

⁸¹ Vgl. Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, 8. – In Erzbrudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Expositur z. Dünzling, 8 lautet Unterpunkt 3) dagegen: „An jedem Samstag wird, wenn kein pfarrliches Hinderniß eintritt, auf dem Bruder-

Im Vergleich zu den in der Dünzlinger Vorlage unter Punkt V aufgelisteten Ablässen und Vorteilen der Bruderschaft⁸² ist die Theißinger Version ebenfalls übersichtlicher, knapper und verständlicher formuliert, indem im ersten Unterpunkt lediglich die Bedingungen für die Gewinnung eines vollkommenen Ablasses, die dafür vorgesehenen Termine und der Sonderfall der Todesstunde folgendermaßen beschrieben werden:

„1) Vollkommenen Ablass gewinnen – nach abgelegter reumüthigen Beicht und würdigem Empfange der heiligen Kommunion – die Mitglieder:

am Tage der Aufnahme, am Sonntage vor Septuagesimä, am Neujahrstage, am Feste Mariä Reinigung, Mariä Verkündigung, Mariä Himmelfahrt, Mariä Geburt, Mariä Empfängnis, Mariä 7 Schmerzen; am Feste der Bekehrung des Apostels Paulus und der heil. Mariä Magdalena; endlich in ihrer Todesstunde, auch wenn sie nicht mehr beichten und kommunizieren können, – wenn sie nur den heiligsten Namen Jesus mit dem Munde oder doch im Herzen andächtig anrufen.“⁸³

Ebenso einfach und verständlich werden hier auch im zweiten Unterpunkt die Vorteile der Bruderschaft benannt:

„2) Die Mitglieder haben Antheil an der Bekehrung der Sünder, an den Gebeten und Verdiensten der Bruderschaftsmitglieder und an allen heiligen Bruderschafts= Messen.“⁸⁴

Bei den unter Punkt VI abgedruckten Gebetstexten des Theißinger Bruderschaftsbüchleins macht sich gegenüber der Dünzlinger Vorlage zunächst eine veränderte Reihenfolge der Gebete und Lieder bemerkbar.⁸⁵ Demnach präsentiert das Theißinger Bruderschaftsbüchlein neun Gebets- und Liedertexte unter folgenden Überschriften:

- | | |
|---|-------|
| 1. Aufopferung und Bruderschaftsgebet. | S. 9 |
| 2. Gebet für Bekehrung der Sünder. | S. 9 |
| 3. Litanei zum heiligsten Herzen Mariä. | S. 10 |
| 4. Aufopferung seiner selbst zum heiligsten Herzen Mariä. | S. 12 |

schafts=Altare eine heil. Segen=Messe gelesen, und vor derselben das „Memorare“, nach derselben aber das „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir“ nebst einem Ave Maria von dem Priester laut gebetet.“

⁸² Vgl. Erzbrudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Expositur z. Dünzling, 8: „1) Vollkommenen Ablass kann jedes Mitglied erlangen: am Tage der Aufnahme, an den beiden Haupt=Festen, an den Festen Mariä, am Neujahre, an Pauli Bekehrung, am Magdalenen Tag und am Jahrestage der empfangenen heil. Taufe; dann monatlich an 2 beliebigen Tagen, wenn sie an denselben beichten und kommunizieren; endlich in der Todesstunde, so oft sie die heiligen Sakramente empfangen, oder wenn sie dieß nicht thun können, doch den heiligsten Namen Jesus andächtig anrufen.“

2) Die Mitglieder haben Antheil an der Bekehrung der Sünder, an den Gebeten und Verdiensten aller Bruderschaftsglieder, und an allen heil. Messen, die nun bereits wöchentlich an mehr als 2000 Orten gefeiert werden.

3) Ein Ablass von 500 Tagen wird Jedem zu Theil, wenn er auch kein Mitglied ist, der an Samstagen dem heil. Meßopfer zu Ehren des unbefleckten Herzens Mariä beiwohnt, und für die Bekehrung der Sünder betet.“

⁸³ Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, 8 f.

⁸⁴ Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, 9.

⁸⁵ Vgl. Brudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Pfarrk. z. Teissing 1854, 9–16 mit Erzbrudersch. d. hochhl. u. unbefl. H.s Mariä i. d. Expositur z. Dünzling, 9–16.

- | | |
|---|-------|
| 5. Ablass-Gebet zum hl. Herzen Mariä,
um uns und die Kirche in dessen Schutz zu empfehlen. | S. 13 |
| 6. Gebet des heiligen Bernhard. (Memorare.) | S. 13 |
| 7. Gebet für die Verstorbenen der Bruderschaft. | S. 14 |
| 8. Lob- und Bittgesang zum heiligsten Herzen Mariä. | S. 15 |
| 9. Lied vom Herzen Mariä | S. 16 |

Wie von Pfarrer Engl in seinem Gesuch um Einführung der Bruderschaft angekündigt,⁸⁶ wird hier in Nr. 3 die Dünzlinger Litanei vom heiligsten Herzen Mariä durch eine einfacher formulierte ersetzt und – über die Dünzlinger Vorlage hinaus – in Nr. 9 das von P. Alberich Zvyssig komponierte Lied zum Herzen Mariä hinzugefügt.⁸⁷ Als weiteres, nicht aus der Dünzlinger Vorlage stammendes Gebet ist schließlich noch Nr. 4 zu erwähnen, ein Gebet, das der „Aufopferung seiner selbst zum heiligsten Herzen Mariä“ gilt.

Bischöflich bestätigt und ausgerüstet mit dem Aggregationsinstrument wird die „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä in der Pfarrkirche zu Teissing“ auf der Grundlage des oben beschriebenen Bruderschaftsbüchleins das Theißinger Pfarrleben in den nächsten Jahrzehnten nachhaltig prägen.

Das erste Jahrzehnt der Bruderschaft

Satzungsgemäß⁸⁸ werden die jährlich neu aufgenommenen Mitglieder der Bruderschaft seit 1854 in das eigens angelegte Bruderschaftsbuch eingetragen.⁸⁹ Dieses mit einem braun marmorierten Pappeinband versehene, rechteckige Buch hat ein Format von 35 × 22 cm und trägt auf dem vorderen Einbanddeckel auf einem vergilbten ovalen Etikett den Titel „Verzeichnis der Mitglieder der Bruderschaft zum heiligsten und unbefleckten [sic!] Herzen Mariä“. Es umfasst nach dem Vorsatzblatt zunächst 26 unpaginierte Blätter, auf denen von 1854 bis 1937 die neu aufgenommenen Bruderschaftsmitglieder jährlich verzeichnet wurden. Es folgen 28 paginierte Seiten mit einem 1938 angelegten und bis 1949 fortgeführten Mitgliederverzeichnis und schließlich vier unpaginierte Blätter, auf denen von 1950 bis 1968 die neuen Mitglieder erneut jährlich festgehalten wurden. Bemerkenswert ist, dass Pfarrer Engl zwischen 1854 und 1860 bereits 147 Mitglieder aufnimmt und dass bis 1937 insgesamt 1223 Aufnahmen verzeichnet sind.⁹⁰

Durch eine oberhirtliche Verordnung vom 10. Oktober 1859 veranlasst erstellt Pfarrer Engl 1860 eine ausführliche Beschreibung seiner Pfarrei und schildert darin erstmals die konkrete Entfaltung des Theißinger Bruderschaftslebens.⁹¹ Demnach

⁸⁶ Vgl. die oben mit Anm. 63 f. belegten Ausführungen.

⁸⁷ Das Initium dieses Liedes lautet: „Herz Mariä, voll der Liebe“.

⁸⁸ Vgl. Punkt 3 der oben mit Anm. 74 belegten Bruderschaftssatzung von 1854.

⁸⁹ Dieses Bruderschaftsbuch befindet sich gegenwärtig im bisher noch ungeordneten Pfarrarchiv der Pfarrei Theissing im Magazin 7 Compactus IV, 25 B–26 B des Bischöflichen Zentralarchivs Regensburg.

⁹⁰ Die Anzahl der neu aufgenommenen Bruderschaftsmitglieder ist leicht festzustellen, da sie im Bruderschaftsbuch bis 1937 fortlaufend durchnummeriert sind.

⁹¹ Vgl. hier und im Folgenden BISCHÖFLICHES ZENTRALARCHIV REGENSBURG, Pfarrakten Theissing Nr. 11: Pfarreibeschreibung (Laufzeit: 1803, 1860). In diesen Akten befindet sich ein 17 Seiten umfassendes Aktenstück, in dem Pfarrer Engl 1860 seine Pfarrei ausführlich beschreibt. Dieses Aktenstück wird künftig zitiert: BZAR, PfaTh 11 (1860). – Zu der an alle Pfarrvorstände der Diözese Regensburg gerichteten, oberhirtlichen Verordnung vom 10. Oktober

habe „der Pfarrer [...] die Bruderschaft zu leiten und ihre Gottesdienste zu halten.“⁹² Jeden Samstag werde, abgesehen von Hindernissen, am Frauenaltar⁹³ „bei im Ciborium ausgesetzten Hochwürdigsten Gut“ eine Hl. Messe gelesen, an deren Schluss man fünf „Vater unser“ und „Ave Maria“ zur Bekehrung der Sünder bete.⁹⁴ Abends werde nach dem Rosenkranz die im Bruderschaftsbüchlein enthaltene Litanei vom unbefleckten Herzen Mariä gebetet. An Muttergottes-Festen bestehe für die Bruderschaftsmitglieder, aber auch für „Andere“ Beichtgelegenheit, während nachmittags der Rosenkranz gebetet werde. Am Titularfest „Mariä Himmelfahrt“ werde der Pfarrgottesdienst, wie an anderen Festtagen, mit Amt und Predigt begangen. Nachmittags werde nach der Vesper die Angelobungsformel laut vorgebetet und bei günstiger Witterung unter Rosenkranzgebet eine Prozession im Freien, bei schlechtem Wetter aber eine Rosenkranzandacht gehalten. Bei Begräbnissen oder Begräbnisgottesdiensten für Bruderschaftsmitglieder seien keine besonderen Zeremonien vorgesehen. Ebenso verfüge die Bruderschaft über keine gestifteten Gottesdienste oder Andachten und über keine eigenen Paramente, wie sie auch kein Vermögen habe, da man die gelegentlich gestifteten Kerzen am Frauenaltar verwende.

Pfarrer Engl macht in seiner 1860 angefertigten Pfarreibeschreibung auch einige Bemerkungen über die innere Entwicklung seiner Pfarrei, die ihm seit der Gründung der Bruderschaft deutlich geworden ist.⁹⁵ So stellt er kritisch fest, dass sich „der sittliche Zustand der Pfarrgemeinde [...] in der letzten Zeit weder verschlimmert noch gebessert“ habe und daher als mittelmäßig zu bezeichnen sei, „obwohl alle Sonn- und Festtage Beicht gesessen wird und im Jahre 1854 von den Patres Redemptoristen [sic!] eine Mission in Deißing gehalten wurde, von der zwar die religiösen Gefühle geweckt wurden, aber bald wieder in das alte Geleise zurückkehrten, ungeachtet, [dass] alle Sonn- und Festtage gepredigt wird“. Anerkennend stellt er allerdings fest: „Das Wort Gottes wird aufmerksam angehört, an Sonn- und Festtagen der Pfarrgottesdienst fleißig besucht“, während das bei den Werktagsmessen und bei den nachmittäglichen Andachten seltener der Fall sei. Die Zahl der unehelichen Geburten bewege sich in den letzten zehn Jahren zu den ehelichen in einem Verhältnis von 1 zu 5, wie es in der Pfarrei auch keine geschiedenen Eheleute, keine Konkubinarier, keine liederlichen Häuser und keine Leute gebe, die die Osterbeichte versäumen. Allerdings würden Jung und Alt gerne die benachbarten Märkte besuchen, „um beim Tanz und Bierkrug den Tag des Herren zu verbringen“. Offener und erklärter

1859, dem zugehörigen Fragenkatalog, dem Quellenwert der dadurch veranlassten Pfarreibeschreibungen und der darauf basierenden Regensburger Bistumsmatrikel von 1863 vgl. Johann KIRCHINGER, Zwischen barocker Vielfalt und ultramontaner Uniformierung. Eine exemplarische Edition von Pfarreibeschreibungen des 19. Jahrhunderts aus dem Bistum Regensburg (Dekanat Geiselhöring 1859/1861) (= Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 18) Regensburg 2015, 14–16, 50–53, 57–70.

⁹² BZAR, PfaTh 11 (1860), [7].

⁹³ Wie aus Des Erzdechanten Gedeon Forster Matrikel des Bistums Regensburg vom Jahre 1665 (ed. Manfred HEIM [= Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Beiband 3] Regensburg 1990, 132) und aus Die Beschreibung des Bistums Regensburg von 1723/1724 (ed. Manfred HEIM [= Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Beiband 9] Regensburg 1996, 158) hervorgeht, besteht spätestens seit dem 17. Jahrhundert in der Theißinger Pfarrkirche ein der hl. Jungfrau Maria geweihter Seitenaltar, der zweifellos mit dem von Pfarrer Engl genannten Frauenaltar identisch ist.

⁹⁴ Vgl. hier und im Folgenden BZAR, PfaTh 11 (1860), [7 f.].

⁹⁵ Vgl. hier und im Folgenden BZAR, PfaTh 11 (1860), [16 f.].

Unglaube sowie Feindschaft komme zwar nicht vor, dafür aber hie und da „Nachschwärmerei, Fluchen, Trunkenheit und Diebstähle“. An Kirchweihen werde „2–3 Tage viel gezechet, getanzt und die Hauptsache nur als Nebensache betrachtet“. Schließlich könnten, trotz aller pastoraler Bemühungen, die genannten Übel nicht beseitigt werden. Diese durchaus kritischen Einblicke werden freilich durch den Vergleich mit der zeitgenössischen Situation in den Pfarreien des Regensburger Dekanats Geiselhöring relativiert und stellen der Pfarrei Theißing ein weitgehend positives Zeugnis aus.⁹⁶

Im Inventar der Theißinger Pfarrkirche macht sich die Bedeutung der Herz-Mariä-Bruderschaft wohl schon 1862, spätestens aber 1864 am nördlichen Seitenaltar bemerkbar. Fertigt doch der Münchener Kunstmaler Friedrich Hohfelder im Jahre 1862 für diesen Altar ein großes Ölgemälde an, auf dem als Patronin die Unbefleckte Jungfrau in rotem Untergewand, blauem Umhang und graublauem Schleier vor licht-erfüllten Wolken auf der Weltkugel steht.⁹⁷ Mit ihrer Linken berührt Maria ihre Brust und verweist so letztlich auf ihr Herz, das jedoch unsichtbar bleibt. In ihrer Rechten hält sie eine Lilie als Symbol ihres unbefleckten Herzens, das sie offensichtlich dazu befähigt, mit ihrem rechten Fuß der Schlange den Kopf zu zertreten bzw. die bösen Mächte zu vernichten. Es ist möglich, dass Pfarrer Engl dieses Bild noch bestellt hat; fertiggestellt wird es aber kurz nach seinem Tod, im Jahr 1862, und geweiht wird der Altar der Unbefleckten Jungfrau – zusammen mit den beiden anderen Altären der Theißinger Pfarrkirche – am 1. September 1864 durch den Regensburger Bischof Ignatius von Senestrey (1858–1906).⁹⁸

Die Reorganisation von 1874

Wie schon sein Vorgänger Valentin von Riedel schätzt auch Bischof Ignatius die Bruderschaften als ein wichtiges Instrument zur Festigung des religiös-sittlichen Lebens in allen Schichten der Bevölkerung, zumal sie den Gläubigen aufgrund ihrer spezifischen Ausrichtung auf Werke der Frömmigkeit und der Nächstenliebe ein bemerkenswertes Betätigungsfeld bieten.⁹⁹ Folglich führt er „aufgrund zweier päpstlicher Reskripte vom 23. August 1861 und [vom] 18. September 1862 [...] im folgenden Jahrzehnt diözesanweit eine umfassende Reorganisation des Bruderschaftswesens durch.“¹⁰⁰ Im Zuge dieser Maßnahmen erteilt Generalvikar Johann Michael

⁹⁶ Vgl. die wesentlich unerfreulicheren Nachrichten in den 1859 bis 1861 erstellten Pfarrei-beschreibungen des Dekanats Geiselhöring bei KIRCHINGER (wie Anm. 91) 98 f., 133, 148 f., 165, 204–206, 235–237, 244, 256, 279, 284, 336–338, 352 f., 371–373.

⁹⁷ Vgl. hier und im Folgenden HOFMANN (wie Anm. 51) 8 und die Abb. dieses Altarbildes ebenda, 4f.

⁹⁸ Vgl. BZAR, *Acta Pontificalia 1801–1886* unter dem 1. September 1864; HOFMANN (wie Anm. 51) 8.

⁹⁹ Zum diesbezüglichen Einsatz von Bischof Ignatius vgl. HAUSBERGER, *Geschichte* (wie Anm. 26) 167.

¹⁰⁰ Karl HAUSBERGER, *Streiflichter auf die Geschichte des Bruderschaftswesens unter besonderer Berücksichtigung der Skapulierbruderschaft Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel*, in: Udo KLÖSEL/Simon VOGL/Markus BOGNER/Albert VOGL (Hg.), *300 Jahre Skapulierbruderschaft Hohenfels 1710–2010. Festwochen 3. bis 18. Juli 2010, Amberg 2010*, 14–18; hier 16. – Vgl. auch die mit der Reorganisation der Theißinger Bruderschaft vergleichbaren Reorganisationsschritte bei Simon VOGL, *Die Reorganisation der Hohenfelder Skapulierbruderschaft 1863*, in: EBENDA 61–68; hier 63–68.

Reger¹⁰¹ den für eine Herz-Mariä-Bruderschaft oder eine andere marianische Bruderschaft verantwortlichen Pfarrern der Regensburger Diözese am 18. Dezember 1872 folgenden Auftrag:

„Um die Reorganisation der Bruderschaften in unserem Bisthume zu Ende führen zu können, beauftragen Wir die HH. Pfarrer und anderen Kirchenvorstände, nunmehr die Acten über die in ihren Kirchen bestehenden, vor dem Jahr 1860 errichteten Herz=Mariä=Bruderschaften und andere einfache Bruderschaften U. L. Frau, so weit letztere noch nicht reorganisirt sind, alle darauf bezüglichen päpstlichen Breven, Ablass=Verzeichnisse, Satzungen, Bruderschafts=Briefe oder Büchlein, seien sie bisher oberhirtlich approbirt oder nicht, u. s. w. – bis zum 15. Februar künftigen Jahres an Uns einzusenden.“¹⁰² Gemäß diesem Auftrag teilt der damalige Theißinger Pfarrer Vitus Brandl (1871–1876)¹⁰³ dem Regensburger Bischof am 13. Februar 1873, also zwei Tage vor Einsendeschluss, zunächst kurz mit, dass die „Bruderschaft des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder“ 1853 von Herrn Pfarrer Engl selig in der Pfarrei Theißing eingeführt worden sei, und fährt dann fort: „Von darauf bezüglichen Aktenstücken findet sich hier nur der oberhirtliche Confirmations- u. Aggregations-Erlaß de dato 9ten Sept. 1853 vor. Ein Bruderschaftsbüchl liegt vor. Das Titularfest wird gefeiert an Mariä Himmelfahrt. Bruderschaftsaltar war bisher der Frauenaltar, auf welchem an Samstagen die hl. Messe celebriert u. die übrigen Bruderschaftsandachten gehalten wurden bis zum Erscheinen des Pastoral-Erlaßes im Jahre 1869. Von da an wurden sämtliche [sic!] Bruderschaftsandachten auf dem Hochaltare gehalten, welcher deßhalb auch für die Zukunft als Bruderschaftsaltar gelten kann.“¹⁰⁴ Aus einem kurzen Randvermerk Pfarrer Brandls geht außerdem hervor, dass die Bruderschaft damals kein Vermögen besitzt.¹⁰⁵

Über das bisher Bekannte wird aus Pfarrer Brandls Bericht vor allem ersichtlich, dass bis dahin der „Frauenaltar“ – gemeint ist der oben erwähnte Altar der Unbefleckten Jungfrau Maria – als Bruderschaftsaltar dient. Dies ändert sich laut Brandl erst mit dem Pastoral-Erlaß des Jahres 1869. Tatsächlich schreibt Bischof Ignatius von Senestrey in demselben vor:

„Alle Gottesdienste, zu welchen das Allerheiligste in der Monstranz oder im Ciborium ausgesetzt wird, sind am Hochaltare, soferne daselbst das Allerheiligste stetig aufbewahrt wird, zu halten.“¹⁰⁶

¹⁰¹ Zur Amtszeit von Generalvikar Johann Michael Reger (1858–1879) vgl. die Liste der Regensburger Generalvikare bei HAUSBERGER, Geschichte (wie Anm. 26) 263.

¹⁰² 85. Reorganisation der Herz-Mariä-Bruderschaften und anderer Bruderschaften U. L. Frau Vom bischöflichen Ordinariate Regensburg, in: Oberhirtliches Verordnungs=Blatt für das Bisthum Regensburg, Jahrgang 1872, Regensburg ohne Jahr, 99 f.

¹⁰³ Zum Beginn und zum Ende von Pfarrer Brandls Theißinger Amtszeit vgl. Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1872, Regensburg ohne Jahr, 49; Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1877, Regensburg ohne Jahr, 46.

¹⁰⁴ Unpaginierter Doppelbogen, auf deren ersten drei Seiten Pfarrer Brandl dem Regensburger Bischof am 13. Februar 1873 die erfragte Auskunft erteilt; hier S. [1–3], in: BZAR, PfaTh 20.

¹⁰⁵ Vgl. den ganz unten links von Hand Pfarrer Brandls auf dem unpaginierten Doppelbogen angebrachten Vermerk; hier S. [1], in: BZAR, PfaTh 20: „Die Brudsch. ist ohne Vermögen.“

¹⁰⁶ Allgemeiner Pastoral-Erlaß an den hochw. Klerus des Bisthums Regensburg, gegeben am 17. Januar 1869, Regensburg 1869, 39, Punkt 15.

Da bisher jeden Samstag, abgesehen von Hindernissen, am Frauenaltar „bei im Ciborium ausgesetzten Hochwürdigsten Gut“ eine Hl. Messe gelesen wurde, sorgt diese Regel also auch in Theißing für Veränderungen, indem fortan bis auf den heutigen Tag alle die Bruderschaft betreffenden Hl. Messen und Andachten auf dem 1864 dem hl. Martin geweihten Hochaltar bzw. seit 1981 auf dem vom Theißinger Schreinermeister Dieter Walzl sen. gefertigten Hauptaltar gefeiert werden.¹⁰⁷

Etwa ein Jahr später, am 3. März 1874, erhält Pfarrer Brandl als Antwort auf seinen Bericht vonseiten des Bischöflichen Ordinariats durch Official Dr. Ludwig Mittl (1874–1892)¹⁰⁸ die folgenden, der Reorganisation der Theißinger Bruderschaft dienlichen Beilagen:¹⁰⁹

- Eine Reorganisations-Urkunde für die Theißinger Herz-Mariä-Bruderschaft,
- ein Muster des fortan gültigen Bruderschaftsbriefes, der das Verzeichnis der Ab-lässe enthält,
- den Ordo Sacri Ministerii, und
- die neuen Satzungen mit Instruction.

Die besagte Reorganisationsurkunde ist zwar verloren gegangen; doch geht aus dem Randvermerk Mittls ihr wesentlicher Inhalt hervor.¹¹⁰ An erster Stelle wird erwähnt, dass die Bruderschaft 1853 in der Theißinger Pfarrkirche eingeführt wurde. Des Weiteren wird als Bruderschaftspräses der Theißinger Pfarrer oder sein Stellvertreter festgelegt. Erwähnung finden auch die an den Marienfesten aktuellen Ablassprivilegien und das Bruderschaftsfest an Mariä Himmelfahrt. Datiert wird die Urkunde auf den 3. März 1874.

Schließlich erteilt Official Dr. Mittl nach der Auflistung der obigen Beilagen folgende Weisung: „Das bisher in Theissing übliche Bruderschaftsbüchlein mag übergeben werden, bis es vergriffen ist; eine neue Auflage ist aber nicht statthaft; vielmehr ist dann ausschließlich der amtliche Bruderschaftsbrief auszugeben.“¹¹¹ Freilich ist kein derartiger Bruderschaftsbrief erhalten geblieben, wie auch die neuen Satzungen mit Instruction verloren gingen. Doch befindet sich im Archiv des Thei-

¹⁰⁷ Zur Beschreibung und Datierung dieser beiden Altäre vgl. HOFMANN (wie Anm. 51) 8f.

¹⁰⁸ Zum Beginn und zum Ende von Official Dr. Ludwig Mittls Amtszeit vgl. Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1874, Regensburg ohne Jahr, VI; Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1892, VI.

¹⁰⁹ Vgl. hier und im Folgenden den von Official Dr. Mittl am linken Rand des unpaginierten Doppelbogens angebrachten Vermerk; hier S. [1], in: BZAR, PfaTh 20: „Regensburg, 3. März 74. Das bischöfliche Ordinariat Regensburg übersendet dem Pfarramte Theißing die Reorganisations-Urkunde für die dortige Herz Mariä Bruderschaft nebst dem authentischen Ablass=Verzeichnisse (amtlicher Bruderschaftsbrief), den Ordo S. Ministerii u. die Satzungen mit Instruction.“

¹¹⁰ Vgl. im Folgenden den von Official Dr. Mittl am linken Rand des unpaginierten Doppelbogens angebrachten Vermerk; hier S. [2], in: in BZAR, PfaTh 20:

„Urkunde

- Ad I. Erecta ab anno 1853 in eccl. Parochiali.
III. Rector: parrochus seu vicarius.
VII. Abl. Privileg.: laterale, B.M.V. dicatum.
VIII. Fest. Princip.: Assumptio B.M.V.
Dat. 3. Martii 1874.“

¹¹¹ Von Official Dr. Mittl am linken Rand des unpaginierten Doppelbogens angebrachten Vermerk; hier S. [1], in: BZAR, PfaTh 20.

ßinger Pfarrhauses bis auf den heutigen Tag der Ordo Sacri Ministerii, ein 1869 erschienenen Rituale, das die damals für die Diözese Regensburg verbindlichen Riten bei eucharistischen Prozessionen und bei Gottesdiensten vor ausgesetztem Allerheiligsten enthält.¹¹² Anhand der aufgezählten Beilagen wird aber deutlich, dass durch sie eine bistumsweite Vereinheitlichung der marianischen Bruderschaften erreicht werden soll.

Die Entwicklung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Danach schweigen die Quellen mehr als ein halbes Jahrhundert, bis sich der Theißinger Pfarrer Georg Eichinger (1933–1949)¹¹³ am 16. August 1937 wegen eines am Bruderschaftsfest angemessenen Messformulars an den Bischof von Regensburg wendet.¹¹⁴ Wie Pfarrer Eichinger mitteilt, wird das Bruderschaftsfest inzwischen „am Sonntag nach der Oktav von Maria-Himmelfahrt gefeiert und zwar mit grossem Beicht-Konkurs von Seite der Pfarrangehörigen und der umliegenden Ortschaften“. Er bittet daher den Bischof – damit die liturgischen Texte mit dem so festlich begangenen Bruderschaftsfest übereinstimmen – statt der am entsprechenden Sonntag vorgesehenen Texte „das Messformular: pro aliquib. locis: Purissimi Cordis B.M.V. „omnis Gloria“ beim Festgottesdienst gebrauchen zu dürfen“. Pfarrer Eichinger meint damit das Messformular zum Gedenktag „des Reinsten Herzens der Seligen Jungfrau Maria (Purissimi Cordis B. M. V.)“, das damals am Samstag nach der Oktav von Fronleichnam verwendet wird, mit dem Introitus „Omnis gloria“ beginnt und das noch in dem 1932 für die Diözese Regensburg approbierten Missale Romanum abgedruckt ist.¹¹⁵ Allerdings enthält schon das 1935 für die Diözese Regensburg approbierte Missale das gewünschte Messformular nicht mehr.¹¹⁶ So ist es nicht verwunderlich, dass Domkapitular Dr. h. c. Anton Doeberl¹¹⁷ Pfarrer Eichingers Ge-

¹¹² Es handelt sich um das Euchologium Ratisbonense sive ordo sacri ministerii servandus in processionibus cum SS. Eucharistiae sacramento et in sacris officiis publicisque precibus coram eodem exposito peragendis, Regensburg 1869. – Zum Gebrauch dieses Euchologiums vgl. Allgemeiner Pastoral-Erlaß (wie Anm. 106) 25, 31, 39, 44 f.

¹¹³ Zur Theißinger Amtszeit von Pfarrer Eichinger vgl. die im Archiv des Theißinger Pfarrhauses aufbewahrte Chronik der Pfarrei Theissing nebst Notizen zum Weltkrieg, 101–128. In dieser paginierten, seit 1915 von den Theißinger Pfarrern kontinuierlich fortgesetzten Handschrift dokumentieren Pfarrer Eichinger und sein Nachfolger, Pfarrer Mithani, tagebuchartig ihre Theißinger Amtszeit. – Diese Handschrift wird künftig zitiert: AThPfh, Chronik der Pfarrei Theissing.

¹¹⁴ Vgl. hier und im Folgenden das am 16. August 1937 auf der Vorderseite eines Din A4-Blattes maschinengeschriebene Gesuch Pfarrer Eichingers, in: BZAR, PfaTh 20.

¹¹⁵ Vgl. das Messformular zum Gedenktag „Purissimi Cordis B. M. V. (sabbato post Octavam Sanctissimi Corporis Christi)“, abgedruckt im Missale Romanum ex decreto sacrosancti Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V Pontificis Maximi iussu editum, aliorum pontificum cura recognitum, a Pio X reformatum et Benedicti XV auctoritate vulgatum, Editio XII iuxta typicam Vaticanam ad recentissimum statum redacta Ratisbonae sumptibus et typis Friderici Pustet, S. Sedis Apostolicae et S. Rituum Congregationis typographi, Regensburg 1932, [156] f.

¹¹⁶ Vgl. Missale Romanum ex decreto SS. Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V Pontificis Maximi iussu editum, aliorum pontificum cura recognitum, a Pio X reformatum et Benedicti XV auctoritate vulgatum, Editio XVIII iuxta typicam Vaticanam Ratisbonae sumptibus et typis Friderici Pustet, S. Sedis Apostolicae et S. Rituum Congregationis typographi, Regensburg 1935.

¹¹⁷ Zum damaligen Status und zu den Aufgabenfeldern von Domkapitular Dr. h. c. Anton

such schon am 18. August 1937 mit folgender Begründung negativ bescheidet: „Der Bitte v. 16./17. Aug. d. Js. kann nicht entsprochen werden, da das Meßformular des Festes „Purissimi Cordis B.M.V.“ im Appendix per aliquibus locis für unsere Diözese nicht mehr rezipiert ist.“¹¹⁸

Aus dieser Zeit ist auch ein Bruderschaftsbüchlein erhalten geblieben, das ein am 24. August 1941 von Pfarrer Eichinger für Regina Prüller von Tholbath ausgestelltes Aufnahme-Zeugnis enthält.¹¹⁹ Gegliedert ist das Büchlein folgendermaßen:

[I.]	Entstehung der Bruderschaft	S. 1
[II.]	Zweck der Bruderschaft	S. 3
[III.]	Allgemeine Verpflichtung der Mitglieder	S. 3
[IV.]	Ablässe der Bruderschaft	S. 5
[V.]	[Gebete]	S. 9
[VI.]	Beglaubigung der Ablässe	S. 22
[VII.]	Aufnahme-Gelöbnis	S. 22
[VIII.]	Aufnahme-Zeugnis	S. 24

Mit dem Bruderschaftsbüchlein von 1854 weist das neue einige Gemeinsamkeiten, aber auch deutliche Unterschiede auf. So lautet Punkt [I] im Unterschied zur Version von 1854 zwar „Entstehung der Bruderschaft“ und nicht „Ursprung der Bruderschaft“; doch geht es hier wie dort um die Anfänge der Herz-Mariä-Bruderschaften. Freilich holt der Text des neuen Büchleins weiter aus, indem hier vor der Pariser Erzbruderschaft zunächst auf die von Papst Benedikt XIV. 1753 in der Kirche des allerheiligsten Erlösers zu Rom gegründete und auf die in der Kirche des hl. Eustachius zu Rom bestehende Herz-Mariä-Bruderschaft verwiesen wird, die Papst Pius VII. 1807 zu einer Erzbruderschaft erhob und mit reichen Ablässen versah. Gleich geblieben ist der in Punkt [II] beschriebene zweifache Zweck der Bruderschaft, wenn auch in der neuen Version nach der Benennung der beiden Motive jeweils noch eine kurze Begründung folgt:

„Der Hauptzweck der Bruderschaft ist ein zweifacher: erstens die andächtige Verehrung des heiligen, unbefleckten und reinsten Herzens der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, welche durch ihre Fürbitte Alles von ihrem göttlichen Sohne zu erlangen vermag, und daher der Schutz und Schirm der Kirche, sowie die sicherste Hoffnung der Gläubigen ist; zweitens das inständige Gebet um die Bekehrung der Irrenden und Sünder durch die mütterliche Fürsprache der Himmelskönigin, welche in ihrem Herzen voll Erbarmen und Liebe alle Erlösten umfasst, und deshalb von uns als die Zuflucht der Sünder, als die Trösterin der Betrübten, als Hilfe der Christen begrüßt wird.“¹²⁰

Punkt [III] unterscheidet sich vom alten Bruderschaftsbüchlein schon dadurch, dass nicht mehr von „Satzungen“, sondern von einer „Allgemeine[n] Verpflichtung

Doeberl vgl. Schematismus der Geistlichkeit des Bistums Regensburg für das Jahr 1937, nach dem Stande vom 1. Januar 1937, Regensburg ohne Jahr, VII.

¹¹⁸ So Domkapitular Dr. h. c. Doeberls links angebrachter handgeschriebener Randvermerk zu Pfarrer Eichingers maschinengeschriebenem Gesuch, in: BZAR, PfaTh 20.

¹¹⁹ Vgl. Bruderschaft des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder, Stadtamhof ohne Jahr, 24. Dieses Büchlein liegt in Kopie im Archiv des Theißinger Pfarrhauses vor und wird künftig zitiert: Brudersch. d. hl. u. unbefl. H.s Mariä 1941.

¹²⁰ Brudersch. d. hl. u. unbefl. H.s Mariä 1941, 3.

der Mitglieder“ die Rede ist. Ebenso fehlen hier die ausführlich beschriebenen Aufnahmebedingungen des alten BÜchleins, während marianische Gebete besonders empfohlen werden, wie aus ihrem nachfolgenden Text hervorgeht:

„Jedes Mitglied der Bruderschaft soll täglich ein Ave Maria zu Ehren des reinsten Herzens Mariä und zur Bekehrung der Sünder andächtig beten. Doch ist dieses tägliche Gebet nicht unbedingt notwendig, um die Ablässe der Bruderschaft zu gewinnen mit Ausnahme des im Ablassverzeichnis unter Ziffer 4 (S. 5) angegebenen.

Sehr löblich und wünschenswert ist es, daß

1. alle Mitglieder bei ihrer Aufnahme in die Bruderschaft das gesegnete Münzbild der seligsten Jungfrau empfangen und es beständig bei sich tragen;
2. daß sie dem täglich zu betenden Ave Maria die Anrufung beifügen: „O Maria, Du Zuflucht der Sünder, bitt für uns!“
3. daß sie von Zeit zu Zeit die Anrufung sprechen: „O Maria, ohne Sünde empfangen, bitt für uns, die wir unsere Zuflucht zu Dir nehmen!“
4. daß sie gerne die Anrufung beten: „Süßes Herz Mariä, sei meine Rettung!“
5. daß sie öfters das Gebet des hl. Bernhard „Gedenke, o mildreichste Jungfrau Maria“ u.s.w. (s. S. 9), oder das gleichartige Gebet zu Maria der Königin des Friedens (s. S. 9) verrichten;
6. daß sie den Bruderschaftsandachten fleißig beiwohnen und an den Tagen dieser Andachten, wenn möglich die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen;
7. daß sie sich besonders an jedem Samstag, diesem der Mutter Gottes geweihten Tage, befeißigen, durch irgend ein Gebet und ein Werk der Frömmigkeit, Abtötung oder Nächstenliebe die seligste Jungfrau zu ehren.“¹²¹

Da Punkt IV des alten Bruderschaftsbüchleins über „Feste und Gottesdienste“ in der neuen Version nicht mehr vorkommt, folgen hier auf die „Allgemeine Verpflichtung der Mitglieder“ sofort die umfangreichen Ausführungen über die „Ablässe der Bruderschaft“, denen – wie aus ihrem nachfolgenden Text hervorgeht – viel Aufmerksamkeit geschenkt wird:

„Allen Mitgliedern der Bruderschaft sind von den Päpsten Gregor XVI. und Pius IX. nachstehende Ablässe auf immerwährende Zeiten verliehen:

1. Ein vollkommener Ablass am Tage der Aufnahme in die Bruderschaft, wenn man reumütig beichtet und kommuniziert.
2. Ein vollkommener Ablass in der Todesstunde, wenn man nach wahrhaft reumütiger Beicht das allerhl. Altarssakrament empfängt, oder falls dies nicht möglich, den heiligsten Namen Jesus mit dem Munde oder wenigstens im Herzen andächtig anruft.
3. Ein vollkommener Ablass jährlich an dem Sonntage, welcher dem Sonntage Septuagesima unmittelbar vorangeht; am Feste der Beschneidung des Herrn; an den Festen Mariä Lichtmeß, Verkündigung, Himmelfahrt, Geburt und Empfängnis, dann am Sieben-Schmerzen-Freitage, am Feste der Bekehrung des hl. Apostels Paulus (25. Jan.) und am Feste der hl. Maria Magdalena (22. Juli) – wenn man an diesem Tage reumütig beichtet und zum Tische des Herrn geht.

¹²¹ EBENDA, 3 f.

4. Jenen Mitgliedern, welche täglich den englischen Gruß oder das Ave Maria zur Bekehrung der Sünder andächtig gebetet haben, ein vollkommener Ablass am Jahrestage ihrer Taufe, wenn sie die hl. Beicht und Kommunion verrichten und nach der Meinung des hl. Vaters beten.

Diese 4 Ablässe verlieh Papst Gregor XVI. durch apostolischen Gnadenbrief vom 24. April 1838. Den nun folgenden durch Erlaß vom 4. Februar 1841:

5. Ein vollkommener Ablass, auch den im Fegfeuer leidenden Seelen zuwendbar, zweimal im Monate, das heißt an zwei von jedem Mitgliede beliebig zu wählenden Tagen in jedem Monate, wenn man reumütig beichtet, die heilige Kommunion empfängt, eine Kirche oder eine öffentliche Kapelle besucht und daselbst einige Zeit nach der Meinung des hl. Vaters betet.

Diesen Ablass können die Bruderschaftsmitglieder auch im Falle einer Krankheit gewinnen, wenn sie reumütig beichten, kommunizieren und andere ihnen von dem Beichtvater (statt des Kirchenbesuches) aufzuerlegende gute Werke getreulich verrichten.

Von Papst Pius IX. wurde ferner durch Erlaß vom 15. Dezember 1874 den Bruderschaftsmitgliedern verliehen:

6. Ein vollkommener Ablass an dem Feste des hl. Nährvaters Joseph (19. März), des hl. Johannes des Täuflers (24. Juni) und des hl. Evangelisten Johannes (27. Dez.), wenn man nach verrichteter reumütiger Beicht die heilige Kommunion empfängt.

Endlich wurde von Papst Gregor XVI. durch Erlaß vom 21. Nov. 1843 den Mitgliedern verliehen:

7. Ein Ablass von 500 Tagen an allen Samstagen des Jahres, wenn man der Bruderschaftsmesse beiwohnt und dabei für die Bekehrung der Sünder betet.

In der Kirche der Erzbruderschaft zu Paris wird am ersten Samstag eines jeden Monats eine hl. Messe für sämtliche verstorbene Bruderschaftsmitglieder gelesen, weshalb an diesem Tage auch alle lebenden die gemeinsame Fürbitte sich angelegen sein lassen mögen.

8. Der Bruderschafts=Altar ist bei allen heiligen Messen für verstorbene Mitglieder täglich und auf immer privilegiert.

Diese Vergünstigung ist von Papst Pius IX. den Herz-Mariä=Bruderschaften im Bistum Regensburg gewährt.

An diese nur für die Mitglieder der Herz=Mariä=Bruderschaft gegebenen Ablässe reihen sich noch folgende, welche alle Christgläubigen, auch wenn sie nicht Mitglieder der gedachten Bruderschaft sind, gewinnen, und auch fürbittweise den armen Seelen im Fegfeuer zuwenden können.

- I. Ein Ablass von 500 Tagen, so oft man andächtig den öffentlichen Gebeten beiwohnt, welche in der Kirche der Bruderschaft zur Bekehrung der Sünder stattfinden. (Erlaß v. Papste Gregor XVI. vom 21. November 1845.)

- II. Ablass von 200 Tagen, so oft man andächtig und mit dem reumütigem Herzen die Anrufung betet: „Süßes Herz Mariä, sei meine Rettung!“ Einen vollkommenen Ablass aber einmal im Monate erlangen diejenigen, welche jene Anrufung im Verlaufe des Monats täglich gebetet haben, wenn sie nach verrichteter Beichte und Kommunion eine Kirche oder eine öffentliche Kapelle besuchen und daselbst nach der Meinung des heiligen Vaters beten. – Pius IX. am 30. Sept. 1852.

- III. Ablass von 300 Tagen, so oft man das Gebet des hl. Bernhard: „Gedenke, o mildreichste Jungfrau“ u.s.w. mit reumütigem Herzen betet; und ein vollkommener an einem beliebigen Tage in jedem Monate, an welchem man nach verrichteter Beichte und Kommunion eine Kirche oder eine öffentliche Kapelle besucht und daselbst nach der Meinung des heiligen Vaters betet, wenn man die fromme Gewohnheit gehabt hat, jenes Gebet des hl. Bernhard durch den ganzen Monat wenigstens einmal des Tages zu verrichten. – Pius IX. am 11. Dezember 1846.
- IV. Ganz die nämlichen Ablässe und unter den nämlichen Bedingungen erlangt man, wenn man das nachstehende Gebet zu Maria der Königin des Friedens verrichtet. – Pius IX. am 23. Sept. 1846.
- V. 100 Tage Ablass für jedes gute Werk, welches die Mitglieder mit wenigstens reumütigem Herzen zur Bekehrung der Sünder verrichten. – Pius IX. am 26. Nov. 1861.

Die Mitglieder haben außer an den Verdiensten ihrer Bruderschaft auch Anteil an den frommen Werken des „Gebetsapostolates“, an den reichen Verdiensten mehrerer Männer- und Frauen=Orden, wie des Dominkaner=Ordens, der unbeschuhten Karmeliten etc.“¹²²

Besonders stark unterscheiden sich die auf die „Ablässe der Bruderschaft“ folgenden Gebete der neuen Version in Reihenfolge und Inhalt von denen des alten Bruderschaftsbüchleins, wie schon anhand ihrer nachfolgenden Überschriften deutlich wird:

Gebet des heiligen Bernhard zur seligen Jungfrau Maria.	S. 9
Gebet zu Maria, der Königin des Friedens.	S. 9
Oeffentliche Bruderschafts-Andacht.	S. 10
Kürzere Bruderschafts-Andachten.	S. 11
Andachtsübungen an Samstagen.	S. 17
Zum schmerzenreichen Herzen Mariä.	S. 19
Fürbitte zur Bekehrung der Sünder.	S. 19
Aufopferungsgebet zu U[nserer] L[ieben] Frau.	S. 20
Anrufung in jeder Versuchung.	S. 21

Dem älteren Bruderschaftsbüchlein ist lediglich das Gebet des heiligen Bernhard entnommen, wie auch große Ähnlichkeit zwischen dem „Ablass-Gebet zum hl. Herzen Mariä“ des älteren Büchleins und dem Abschlussgebet der „Kürzeren Bruderschafts-Andachten“ und ebenso zwischen dem „Gebet für Bekehrung der Sünder“ des älteren Büchleins und der „Fürbitte zur Bekehrung der Sünder“ besteht. Die übrigen Gebete der neuen Version sind durchwegs neu hinzugekommen und stammen aus dem marianischen Gebetsschatz der neueren Zeit.

Ganz neu ist in der neuen Version auch die durch den Regensburger Domkapitular Michael Münz¹²³ am 12. September 1928 vorgenommene Beglaubigung, „dass das vorstehende Ablassverzeichnis mit dem von der heiligen Kongregation der Ablässe am 12. Dezember 1857 als richtig erkannten Verzeichnisse und mit dem am

¹²² EBENDA, 5–9.

¹²³ Zum damaligen Status und zu den Aufgabenfeldern von Domkapitular Michael Münz vgl. Schematismus der Geistlichkeit des Bistums Regensburg für das Jahr 1928, nach dem Stande vom 1. Januar, Regensburg ohne Jahr, IV–VI, VIII.

30. Novemb. 1920 von derselben Kongregation approbierten Buche: „Die Ablässe etc.“ von Beringer-Steinen S. J. übereinstimmt.“¹²⁴

Der in der neuen Version hierauf folgende erste Teil des Aufnahms-Gelöbnisses ist dagegen mit dem gegenwärtig üblichen Aufnahme-Gelöbnis identisch und gleicht daher auch weitgehend der Angelobungs-Formel des älteren Bruderschaftsbüchleins;¹²⁵ doch fügen sich in der neuen Version an dieses Gelöbnis noch ein „Ge-grüßet seist du Maria“ und folgende Gebete:

„Gott der Güte, der du das reinste und unbefleckte Herz Mariä mit den nämlichen Gefühlen des Erbarmens und der Liebe für uns erfüllst hast, von denen das Herz Jesu Christi, deines und ihres Sohnes immer durchdrungen war, verleihe Allen, welche dieses jungfräuliche Herz verehren, daß sie durch die Verdienste desselben eine vollkommene Übereinstimmung ihrer Gefühle und Neigungen mit dem heiligsten Herzen Jesu Christi erlangen und bis zu ihrem Tode bewahren, durch denselben Jesus Christus, deinen Sohn, unsern Herrn. Amen.

O Maria, du Zuflucht der Sünder, bitte für uns!“¹²⁶

Die letzte Seite der neuen Version beschließt das „Aufnahme-Zeugnis“, in dessen Lückentext das Aufnahmedatum, die aufnehmende Pfarrei sowie der Vorname und Name des neu aufgenommenen Mitglieds eingetragen werden können und in dem der Bruderschaftsvorstand die entsprechende Aufnahme durch seine Unterschrift bezeugt.¹²⁷

Die beschriebene neue Version des Bruderschaftsbüchleins ist nach Pfarrer Eichinger – abgesehen von einigen geringfügig abweichenden Formulierungen – auch noch unter seinem zweiten Nachfolger Karl Tempel (1956–1969)¹²⁸ üblich.¹²⁹ Lediglich die „Öffentliche Bruderschafts-Andacht“ wird hier ersetzt durch „Das Gebet des Hl. Vaters Pius XII., durch das die ganze Welt dem Unbefleckten Herzen Mariens geweiht wird“¹³⁰, wie nunmehr auch die Zeiträume für die ansonsten unveränderten Ablässe gelegentlich erweitert werden. Folglich beglaubigt der Regensburger Generalvikar J. B. Baldauf am 8. November 1948 [sic!] erneut, „daß das vorstehende Ablassverzeichnis mit dem von der heiligen Kongregation der Ablässe am 12. Dez. 1857 als richtig erkannten Verzeichnisse und mit dem am 23. März 1939 approbierten Ablassbuch übereinstimmt“¹³¹.

¹²⁴ Brudersch. d. hl. u. unbefl. H.s Mariä 1941, 22. – Der Vorname von Domkapitular Münz ist hier irrtümlich mit „J. B.“ abgekürzt.

¹²⁵ Der erste Teil des ebenda, 22 f. abgedruckten Aufnahms-Gelöbnisses ist identisch mit dem gegenwärtig üblichen Aufnahme-Gelöbnis, das oben mit Anm. 73 belegt und hier auch mit der Angelobungs-Formel des älteren Bruderschaftsbüchleins verglichen wird.

¹²⁶ Brudersch. d. hl. u. unbefl. H.s Mariä 1941, 23.

¹²⁷ Vgl. EBENDA, 24.

¹²⁸ Zur Theißinger Amtszeit von Pfarrer Tempel vgl. tagebuchartig AthPfh, Chronik der Pfarrei Theissing, 135–198.

¹²⁹ Das geht aus einem Vergleich der oben beschriebenen neuen Version mit dem etwas jüngeren Büchlein Bruderschaft des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder, Regensburg ohne Jahr hervor. Letzteres wurde laut S. [24] am 20. August 1961 dem Johann Völkl aus Theissing von Pfarrer Tempel übergeben, liegt in Kopie im Archiv des Theißinger Pfarrhauses vor und wird künftig zitiert: Brudersch. d. hl. u. unbefl. H.s Mariä 1961.

¹³⁰ Vgl. Brudersch. d. hl. u. unbefl. H.s Mariä 1961, 10–13. – Zur Weihe der ganzen Welt an das Unbefleckte Herz Mariens durch Papst Pius XII. im Jahre 1942 vgl. oben Anm. 19.

¹³¹ EBENDA, 21. – Das korrekte Datierungsjahr dürfte wohl das Jahr 1958 sein, da die Amts-

Mit dem von Pfarrer Eichinger erstmal erwähnten „neuen Termin“ des Bruderschaftsfestes am Sonntag nach der Oktav von Mariä Himmelfahrt befasst sich auch sein unmittelbarer Nachfolger Karl Mithani (1949–1955)¹³² in seinem Gesuch vom 28. Juli 1952 an Erzbischof Michael Buchberger¹³³ von Regensburg.¹³⁴ Es geht ihm um die sinnvolle Terminierung der für das Bruderschaftsfest vorgesehenen sakramentalen und liturgischen Gepflogenheiten, wobei er seinem Bischof zunächst mitteilt: „Die ganze Pfarrei geht da [– am Bruderschaftsfest –] zu den hl. Sakramenten und am Nachmittag ist feierliche Prozession durch das Dorf.“ Gerade deshalb hält er den besagten „neuen Termin“ für sehr ungünstig; denn auf diesen Sonntag fällt – nach seinen Worten – „der weitbekannte Bartlmarkt in Oberstimm. Und da ist die ganze Umgebung, Jung und Alt, auf diesem Markt, so dass die Prozession ganz armselig ausfällt. In früheren Jahren war es ja besser. Aber jetzt, bei dem vielen Geld, der Unmenge an Motorrädern, Autos, Omnibus und der Eisenbahn, strömt alles dorthin. Nun passt es gewiß nicht zusammen, vormittags die hl. Sakramente empfangen, nachmittags den Rummel auf dem Markt mitzumachen und in später Nacht betrunken heimkehren.“ Nach dieser zweifellos sehr realistischen Begründung bittet er den Erzbischof, „das Bruderschaftsfest heuer und in Zukunft um 8 Tage vor verlegen zu dürfen, so daß das Fest künftighin am Sonntag nach Mariae-Himmelfahrt gefeiert werden kann.“ Im bischöflichen Ordinariat stößt Pfarrer Mithanis Bitte auf volles Verständnis; denn bereits am 30. Juli 1952 antwortet ihm Generalvikar Franz: „Entsprechend der Bitte v. 28. dieses Monats im bez. Betreff erteilen wir die Genehmigung zur Verlegung des Herz-Mariä-Bruderschaftsfestes in Theissing auf den Sonntag nach dem Fest Mariä Himmelfahrt.“¹³⁵

Die Reform der Bruderschaft im Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils

Etwa zwei Jahrzehnte später macht sich der inzwischen vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgehende Geist der Erneuerung auch im Bruderschaftswesen der Diözese Regensburg bemerkbar. So erscheint nun ein neues, von Generalvikar Fritz Morgenschweis am 5. März 1974 mit kirchlicher Druckerlaubnis versehenes Büchlein, das für die Herz-Mariä-Bruderschaften der ganzen Diözese vorgesehen ist und fortan auch den neu aufgenommenen Bruderschaftsmitgliedern der Pfarrei Theißing übergeben wird.¹³⁶ Gegliedert ist das Büchlein folgendermaßen:

zeit von Generalvikar Johann Baptist Baldauf laut der Liste der Regensburger Generalvikare bei HAUSBERGER, Geschichte (wie Anm. 26) 263 zwischen 1954 und 1962 liegt.

¹³² Zur Theißinger Amtszeit von Pfarrer Mithani vgl. tagebuchartig AThPfh, Chronik der Pfarrei Theissing, 129–135.

¹³³ Pfarrer Mithani spricht den Adressaten in seinem unpaginierten, am 28. Juli 1952 eigenhändig auf ein Einzelblatt geschriebenen Gesuch; hier S. [1], in: BZAR, PfaTh 20 an mit „Exzellenz! Hochwürdigster Herr Erzbischof!“, meint also Erzbischof Buchberger (1927–1961), der als Bischof von Regensburg laut HAUSBERGER, Geschichte (wie Anm. 26) 246 im Jahr 1950 zum Titularerzbischof ernannt wurde.

¹³⁴ Vgl. hier und im Folgenden das von Pfarrer Mithani am 28. Juli 1952 auf ein Einzelblatt geschriebene Gesuch; hier S. [1 f.], in: BZAR, PfaTh 20.

¹³⁵ Auf der Vorderseite von Pfarrer Mithanis Gesuch links oben angebrachter Randvermerk von Generalvikar Franz, in: BZAR, PfaTh 20. – Zur Amtszeit von Generalvikar Joseph Franz (1943–1954) vgl. die Liste der Regensburger Generalvikare bei HAUSBERGER, Geschichte (wie Anm. 26) 263.

¹³⁶ Vgl. Bruderschaft des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sün-

I. Entstehung der Bruderschaft	S. 1
II. Zweck der Bruderschaft	S. 2
III. Allgemeine Verpflichtung der Mitglieder	S. 2
IV. Ablässe der Bruderschaft	S. 4
V. Gebete	S. 7
VI. Aufnahme-Zeugnis	S. [24]

Mit der vorausgehenden neuen Version des Bruderschaftsbüchleins weist dieses neueste Büchlein viele Gemeinsamkeiten, aber auch deutliche Unterschiede auf. So ist die Gliederung des Letzteren – abgesehen von der fehlenden Beglaubigung der Ablässe – zwar völlig identisch mit der des vorausgehenden Büchleins. Ebenso stimmen die Punkte I, II und VI durchwegs überein; doch sind die unter Punkt III beschriebenen allgemeinen Verpflichtungen der Mitglieder im neuesten Büchlein nicht so sehr von einer eher individualistischen Marienfrömmigkeit geprägt, sondern sind darauf ausgerichtet, die Bruderschaftsmitglieder zu einem lebendigen, von marianischer Frömmigkeit gespeisten Gemeindeleben zu motivieren, wie aus ihrem nachfolgenden Text hervorgeht:

- „1. Die Mitglieder der Bruderschaft bemühen sich, ein christliches Leben zu führen und so Zeugnis abzulegen für Christus.
2. Die Mitglieder nehmen am Leben der Pfarrgemeinde teil, besuchen eifrig den Gottesdienst und übernehmen nach Möglichkeit auch Aufgaben innerhalb der Pfarrgemeinde.
3. Die Mitglieder nehmen sich besonders der einsamen, alten und kranken Mitbrüder und Mitschwester in der Pfarrgemeinde an und helfen ihnen, ihr tägliches Kreuz zu tragen. Sie melden Kranke, ob daheim oder im Krankenhaus liegend, dem Pfarrer und ermuntern sie zum Empfang der heiligen Sakramente.
4. Die Mitglieder feiern vor allem die heiligen Zeiten des Kirchenjahres und das Bruderschaftsfest mit und empfangen oft und gern die heiligen Sakramente.
5. Die Mitglieder beten nach Möglichkeit täglich ein Ave Maria zu Ehren des reinsten Herzens Mariä und zur Bekehrung der Sünder; sie tragen die Medaille der seligsten Jungfrau, die sie bei der Aufnahme empfangen, beständig bei sich.
6. Die Mitglieder bemühen sich, besonders den Samstag als Tag der Gottesmutter heilig zu halten und durch irgend ein Gebet und ein Werk der Frömmigkeit, Abtötung oder Nächstenliebe die seligste Jungfrau zu ehren.
7. Die Mitglieder nehmen, wenn möglich, am Gottesdienst für die verstorbenen Mitglieder der Bruderschaft oder eines Gemeindemitglieds teil und begleiten den Toten betend zum Grab.“¹³⁷

Wie schon in der neuen Version kommt auch in der neuesten von 1974 Punkt IV des Bruderschaftsbüchleins von 1854 über „Feste und Gottesdienste“ nicht mehr vor. Folglich können sich die entsprechenden Pfarrgemeinden bei der Terminierung des Bruderschaftsfestes nun eigenständig für einen traditionellen oder für einen anderen passenden Festtag entscheiden. In Theißing wird das Bruderschaftsfest daher gegenwärtig in der Regel am Sonntag nach Fronleichnam begangen.

der, Abensberg 1974. Dieses Büchlein wird künftig zitiert: Brudersch. d. hl. u. unbefl. H.s Mariä 1974. – Eine unveränderte Neuauflage erschien 2010 in Gaimersheim.

¹³⁷ EBENDA, 2 f.

Aufgrund der besagten Streichung von Punkt IV folgen auch im neuesten Büchlein auf die „Allgemeine Verpflichtung der Mitglieder“ sofort die Ausführungen über die „Ablässe der Bruderschaft“. Mit ihnen sollen den Bruderschaftsmitgliedern die Bedeutung und der Wert der Ablässe verständlich gemacht sowie die Ablasstermine vereinfacht und den lokalen Gegebenheiten angepasst werden. Folglich lauten sie:

„Die „Apostolische Konstitution über die Neuordnung des Ablasswesens“ vom 1. Januar 1967 ist für die Ablässe der Bruderschaft bestimmend. Deshalb nachstehend hier die wichtigsten Grundsätze dieser Neuordnung und die entsprechenden Folgerungen daraus.

1. Mit dem Begriff „Ablass“ ist der Nachlaß der zeitlichen Strafen für Sünden gemeint, die hinsichtlich der Schuld bereits getilgt sind.

2. Das Ziel, das sich die kirchliche Autorität bei der Erteilung von Ablässen stellt, ist nicht nur, den Christgläubigen beim Abbüßen der Sündenstrafen zu helfen, sondern auch, sie zu Werken der Frömmigkeit, Buße und Liebe anzuspornen, besonders zu solchen, die zum Wachstum im Glauben und zum Allgemeinwohl beitragen.

3. Bei der Gewinnung von Ablässen erkennen die Gläubigen, daß sie das Böse aus eigener Kraft nicht sühnen können, das sie sich selbst, aber auch der ganzen Gemeinschaft durch ihre Sünde angetan haben.

4. Die Übung der Ablässe entzündet wirksam die Nächstenliebe. Sie verwirklicht diese in hervorragender Weise, wenn man den in Christus entschlafenen Brüdern und Schwestern Hilfe leistet.

5. Die heilsame Einrichtung der Ablässe trägt somit auf ihre Weise zur Heiligung der Kirche bei.

6. Der Ablass ist Teilablass oder vollkommener Ablass, je nachdem er von der zeitlichen Sündenstrafe teilweise oder ganz freimacht.

7. Die Teilablässe sowie vollkommene Ablässe können immer den Verstorbenen nach Art der Fürbitte zugewendet werden.

8. Einen vollkommenen Ablass kann man nur einmal am Tage gewinnen; einen Teilablass kann man mehrmals am Tage gewinnen. Man kann, wenn die Bedingungen für einen vollkommenen Ablass nicht gegeben sind, wenigstens einen Teilablass gewinnen.

9. Zur Gewinnung eines vollkommenen Ablasses sind die Verrichtung des mit dem Ablass versehenen Werkes und die Erfüllung folgender drei Bedingungen erforderlich. Sakramentale Beichte (vorher oder nachher), eucharistische Kommunion und Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters. Es genügt die einmalige sakramentale Beichte, um mehrere vollkommene Ablässe zu empfangen.

10. Der Bischof von Regensburg bat im Dezember 1967 den Heiligen Vater in Rom, den in der Diözese Regensburg kanonisch errichteten Bruderschaften, bzw. deren Mitgliedern – sofern sie die üblichen Bedingungen für einen vollkommenen Ablass erfüllen und das Bruderschaftsgebet andächtig beten bzw. ihr Gelöbnis erneuern – dreimal im Jahr einen vollkommenen Ablass zu gewähren. Rom entsprach dieser Bitte im Februar 1968. Diese drei Tage können beliebig gewählt werden. Es empfiehlt sich, diese Tage auf den Bruderschaftstag und zwei „Konkurstage“ des Kirchenjahres zu legen. Die Entscheidung hierüber liegt beim Ortspfarrer.

Außerdem kann, wie bekannt ein vollkommener Ablass gewonnen werden:

- a) An Portiunkula (kann auch den Verstorbenen zugewendet werden);
- b) an Allerseelen (kann nur den Verstorbenen zugewendet werden);
- c) in der Woche vom 1. bis 8. November durch den täglichen Besuch des Friedhofs, verbunden mit einem Gebet für die Verstorbenen;
- d) in der Sterbestunde.
 Teilablässe können, wie bekannt, bei verschiedenen Gelegenheiten gewonnen werden, zum Beispiel
 bei Beteiligung am Totengottesdienst und am Friedhofgang für einen Verstorbenen;
 bei Besuch des Friedhofs und Gebet für die Verstorbenen;
 bei Werken tätiger Nächstenliebe, zum Beispiel bei Krankenbesuchen;
 beim Gebet für die Verstorbenen usw.¹³⁸

Auf weite Strecken stimmen die unter Punkt V zusammengefassten Gebete des neuesten Büchleins in Reihenfolge und Inhalt mit den zur Zeit Pfarrer Tempels üblichen überein, wie schon anhand ihrer nachfolgenden Überschriften deutlich wird:

Gebet des heiligen Bernhard zur seligen Jungfrau Maria	S. 7
Gebet zu Maria, der Königin des Friedens	S. 7
Gebet Pius' XII.	S. 8
Kürzere Bruderschaftsandacht	S. 11
Am Samstag	S. 13
Stabat Mater	S. 15
Litanei vom heiligsten Herzen Mariä	S. 18
Fürbitte zur Bekehrung der Sünder	S. 20
Aufopferungsgebet zu Unserer Lieben Frau	S. 21
Aufnahme-Gelöbnis	S. 22
Magnifikat	S. 23

Tatsächlich sind die S. 7 bis 15 und S. 20 bis 22 abgedruckten Gebete völlig identisch mit den unter Pfarrer Tempel nachweisbaren.¹³⁹ Die übrigen Gebete sind allerdings neu hinzugekommen. Sie entstammen dem marianischen Gebetsschatz der Bibel, des Mittelalters oder der neueren Zeit und auch die „Litanei vom heiligsten Herzen Mariä“ weicht stark von der entsprechenden Litanei des ältesten Bruderschaftsbüchleins ab.

Die letzte Seite (S. [24]) des neuesten Bruderschaftsbüchleins wird unter Punkt VI durch das „Aufnahme-Zeugnis“ beschlossen, das genauso strukturiert ist wie das entsprechende Zeugnis in dem unter Pfarrer Tempel nachweisbaren Büchlein.

¹³⁸ Brudersch. d. hl. u. unbefl. H.s Mariä 1974, 4–7.

¹³⁹ Es handelt sich also um das Gebet des heiligen Bernhard, das Gebet zu Maria, der Königin des Friedens, das Gebet Pius' XII., die Kürzere Bruderschaftsandacht und das Gebet am Samstag sowie um die Fürbitte zur Bekehrung der Sünder und das Aufopferungsgebet zu Unserer Lieben Frau. – Das unter Pfarrer Tempel nachweisbare Bruderschaftsbüchlein liegt vor in Brudersch. d. hl. u. unbefl. H.s Mariä 1961, dessen Inhalt oben in den Anm. 129–131 belegt wird.

Die neueste Bruderschaftsgeschichte

Gemäß der Reorganisationsurkunde vom 3. März 1874 leitet der Theißinger Pfarrer oder sein Stellvertreter die Bruderschaft.¹⁴⁰ Folglich war der Pfarrer von Theißing fortan stets auch Bruderschaftspräses, bis Pfarrer Norbert Pabst diese Aufgabe 2004 dem seit 2005 im Theißinger Pfarrhaus ansässigen und hier ehrenamtlich wirkenden Pfarrvikar Johannes Hofmann¹⁴¹ übertrug. Darüber hinaus besteht die Vorstanderschaft der Bruderschaft seit der Bruderschaftsversammlung vom 24. Juni 2006 neben dem Präses aus der Kassierin Herta Völkl und der Schriftführerin Irmgard Sonner¹⁴² und tritt zusammen, sobald kirchliche und karitative Aufgaben sowie Bruderschaftsangelegenheiten zu klären sind.¹⁴³ Als Fahnenträger der Bruderschaft wird Johann Götz auf der besagten Versammlung bestellt, damit die Bruderschaft auf allen kirchlichen Veranstaltungen und auch bei der Beerdigung von Bruderschaftsmitgliedern präsent sein kann.

Auf der Grundlage des neuen Bruderschaftsbüchleins erreicht das Theißinger Bruderschaftsleben in den vergangenen vierzig Jahren am Bruderschaftsfest seinen Höhepunkt, da an diesem Sonntag nach Fronleichnam in der Regel die meisten Erstkommunionkinder und – falls noch nicht geschehen – ihre Eltern oder zugezogene Gemeindemitglieder in die Bruderschaft aufgenommen werden. Dabei werden – in den vergangenen zehn Jahren – nach dem Evangelium der Festtagsmesse vom „Unbefleckten Herzen der seligen Jungfrau Maria“¹⁴⁴ zunächst die oben präsentierten Verpflichtungen der Bruderschaftsmitglieder vorgelesen.¹⁴⁵ Anschließend läßt der Bruderschaftspräses die neu aufzunehmenden Bruderschaftsmitglieder namentlich zum Vortreten und zur Ablegung des Aufnahme-Gelöbnisses ein. Zusammen mit der ganzen Pfarrgemeinde sprechen sie nun das alte Aufnahme-Gelöbniß, das mit der ursprünglichen Angelobungs-Formel fast identisch ist.¹⁴⁶ Daraufhin erhalten

¹⁴⁰ Den Inhalt dieser Urkunde vgl. oben in Anm. 110.

¹⁴¹ Eine Kurzbiographie von Johannes Hofmann vgl. in Schematismus des Bistums Regensburg 2014. Verzeichnis der Weltpriester und Ständigen Diakone, Regensburg 2014, 35 und ausführlicher in Anselm BLUMBERG/Oleksandr PETRYNKO, Vorwort, in: DIESELBEN (Hg.), *Historia magistra vitae. Leben und Theologie der Kirche aus ihrer Geschichte verstehen*. Festschrift für Johannes Hofmann zum 65. Geburtstag (= Eichstätter Studien 76) Regensburg 2015, 11–13.

¹⁴² Vgl. hier und im Folgenden das Protokoll der Bruderschaftsversammlung vom 24. Juni 2006 im Ordner „Herz Mariae-Bruderschaft der Pfarrei Theißing“ im Archiv des Theißinger Pfarrhauses.

¹⁴³ Vgl. die Protokolle der Vorstanderschaftssitzungen im Ordner „Herz Mariae-Bruderschaft der Pfarrei Theißing“ im Archiv des Theißinger Pfarrhauses.

¹⁴⁴ Vgl. das Messformular vom Gedächtnis des Unbefleckten Herzens der seligen Jungfrau Maria (Samstag nach dem zweiten Sonntag nach Pfingsten), im Druck erschienen im Messbuch. Sammlung von Marienmessen für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch, Zürich Braunschweig Freiburg Basel Regensburg Wien Salzburg Linz 1990, 176–180 Nr. 28. Die zugehörigen Schrifttexte sind publiziert im Messlektionar. Sammlung von Marienmessen für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch, Zürich Braunschweig Freiburg Basel Regensburg Wien Salzburg Linz 1990, 100–102 Nr. 28. – Die Texte dieser Messe stammen laut HAUKE (wie Anm. 1) 22 „größtenteils aus dem Proprium der Claretiner [...], während die Präfation eigens neu entworfen wurde“; vgl. dazu auch MAAS-EWERD (wie Anm. 16) 60.

¹⁴⁵ Vgl. die oben mit Anm. 137 belegten Verpflichtungen der Mitglieder.

¹⁴⁶ Vgl. im obigen Textvergleich die mit Anm. 72 belegte Angelobungs-Formel des alten

sie das Bruderschaftsbüchlein und gehen auf ihre Plätze zurück. Mit einem Gebet für die im vergangenen Jahr verstorbenen Bruderschaftsmitglieder schließt ihre Aufnahmefeier. Auf diese Weise konnten auch in den vergangenen Jahren eine Reihe von neuen Mitgliedern aufgenommen werden, sodass der Bruderschaft 2016 – zusammen mit den gelegentlich auswärts Wohnenden – insgesamt 481 Personen angehören.¹⁴⁷ Diese Zahl ist insofern bemerkenswert, als die Pfarrei Theißing laut dem offiziellen kirchlichen Erhebungsbogen des Jahres 2015 insgesamt nur 395 Mitglieder umfasst.¹⁴⁸

Zum gegenwärtig gefeierten Bruderschaftsfest gehört auch das Bruderschaftsopfer, das von den Bruderschaftsmitgliedern vor der Festtagsmesse in einem Opferkorb abgegeben wird und vor allem karitativen und kirchlichen Zwecken dient. Schließlich wird nach dem Schlussgebet des Festtags das Allerheiligste ausgesetzt, in einer Prozession zur Theißinger Lourdeskapelle und – nach einer kurzen Andacht – von dort wieder zur Pfarrkirche zurück geleitet, wo der Festgottesdienst nach dem sakramentalen Segen mit dem *Te Deum* bzw. mit dem Gesang „Großer Gott, wir loben Dich“ endet. Abgeschlossen wird das Fest mit einem einfachen Mahl im Theißinger Vereinsheim St. Martin, zu dem die am Altardienst und bei der Prozession mit einer besonderen Aufgabe Beteiligten sowie die Vorstandschaft geladen sind.

Zusammenfassung und Ausblick

In einer Zeit, die Karl Hausberger in seiner Geschichte des Bistums Regensburg mit der Überschrift „Religiöse Erneuerung, geistliches Biedermeier und kirchliche Reaktion“ charakterisiert,¹⁴⁹ schließt sich Pfarrer Matthias Engl, „um die [...] guten Wirkungen der [im Frühjahr 1854 geplanten] Mission mittelst der Gnade der Beharrlichkeit bleibend zu erhalten,“ im Jahre 1853 mit seiner Pfarrei Theißing der in Paris entstandenen „Erzbruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder“ an, die – gegründet zur Förderung der Verehrung des Herzens Mariä und zur Bekehrung der Sünder – in der Diözese Regensburg damals schon weit verbreitet ist. Mit einem bischöflich approbierten und 1854 gedruckten Bruderschaftsbüchlein legt er damit den Grund für eine Bruderschaft, die den Gläubigen aufgrund ihrer spezifischen Ausrichtung auf Werke der Frömmigkeit und der Nächstenliebe ein bemerkenswertes Betätigungsfeld bietet. Ihre Mitglieder werden von 1854 bis 1968 in einem Bruderschaftsbuch registriert und erhalten 1854 in der Theißinger Pfarrkirche einen eigenen Bruderschaftsalter. 1874 wird die Bruderschaft im Sinne der bistumsweiten Vereinheitlichung der marianischen Bruderschaften reorganisiert und prägt das Theißinger Pfarrleben fortan nachhaltig. Noch 1937 findet das Theißinger Bruderschaftsfest – wie der Theißinger Pfarrer Georg Eichinger berichtet – „mit grossem Beicht-Konkurs von Seite[n] der Pfarrangehörigen und der umliegenden Ortschaften“ großen Zuspruch. Doch schon

Bruderschaftsbüchleins von 1854 mit dem dort mit Anm. 73 belegten, gegenwärtig üblichen Aufnahme-Gelöbnis.

¹⁴⁷ Vgl. die Liste „Mitglieder der Herz Mariä Bruderschaft Theissing im Februar 2016“ im Ordner „Herz Mariae-Bruderschaft der Pfarrei Theißing“ im Archiv des Theißinger Pfarrhauses.

¹⁴⁸ Vgl. die Angaben zur Pfarrei Theißing in der Kirchlichen Statistik der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland 2015.

¹⁴⁹ Vgl. HAUSBERGER, Geschichte (wie Anm. 26) 114.

Pfarrer Mithani beklagt 1952, dass die Prozession des Bruderschaftsfestes wegen des gleichzeitigen Bartlmarktes von Oberstimm „ganz armselig ausfällt“. Früher sei es zwar besser gewesen, „aber jetzt, bei dem vielen Geld, der Unmenge an Motorrädern, Autos, Omnibus und der Eisenbahn, strömt alles dorthin“, weshalb er seinen Bischof mit Erfolg um die Verlegung des Bruderschaftsfestes auf den Sonntag nach Mariä Himmelfahrt bittet. Der Geist der Erneuerung macht sich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil auch im Bruderschaftswesen der Diözese Regensburg bemerkbar. So entsteht hier 1974 das für die ganze Diözese approbierte Büchlein für die Herz-Mariä-Bruderschaften, das fortan auch für die Theißinger Bruderschaft relevant wird. Wie anhand des jährlich unter großer Anteilnahme begangenen Bruderschaftsfestes, der aktiven Vorstandschaft und des karitativen und kirchlichen Zwecken dienlichen Einsatzes der Bruderschaft deutlich wird, ist sie bis auf den heutigen Tag in Theißing lebendig geblieben und umfasst 2016 insgesamt 481 Mitglieder.

Im 19. Jahrhundert erlebt die Theißinger „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä“ – wie viele andere Bruderschaften¹⁵⁰ – ihre Blütezeit. Noch im vierten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ist ihre Anziehungskraft groß, wenn sich auch Mitte dieses Jahrhunderts eine deutliche Krise bemerkbar macht. Das ist kein Zufall; denn schon unter Bischof Valentin von Riedel (1842–1857) setzt in der Diözese Regensburg eine nachdrückliche Förderung der kirchlichen Vereine ein, die sich – neben den nun auch entstehenden weltlichen Vereinen – auf die Bruderschaften nachteilig auswirkt. Binden die besagten Vereine doch viele Kräfte, „die ansonsten wohl den Bruderschaften zugeflossen wären; die Geschichte des 20. Jahrhunderts, das den Vereinen noch im Dritten Reich wie in der frühen Bundesrepublik eine so wichtige Rolle zugewiesen hat, sowie die theologische Entwicklung, die im II. Vatikanum kulminierte, trugen dazu bei, dass im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts Bruderschaften vielerorts erlahmten und erloschen.“¹⁵¹

Diese Entwicklung macht auf den ersten Blick auch vor der Pfarrei Theißing nicht Halt. Wohl schon kurz nach 1870/71 besteht in Theißing ein „Krieger- und Soldatenverein“, der auf der Vorderseite seiner 1895 geweihten Fahne die Theißinger Pfarrkirche und auf der Rückseite Maria als Patrona Bavariae führt,¹⁵² sich also deutlich mit der Muttergottes und der Pfarrei Theißing identifiziert. Hinzu kommt die 1874 gegründete „Freiwillige Feuerwehr Theißing“,¹⁵³ deren christliche Ausrichtung in ihrem Wahlspruch „Gott zur Ehr, dem nächsten zur Wehr“ zum Ausdruck kommt. 1881 entsteht der „Bauern-Bund“, der spätere „Christliche Bauernverein“, dessen erster Vorstand bezeichnender Weise der Theißinger Pfarrer Schneider ist.¹⁵⁴ Pfarrer Mayer initiiert 1930 den „Katholischen Burschenverein Theissing“, der 1957 in die katholische Landjugend integriert wird,¹⁵⁵ seine Vereinstätigkeit jedoch 2010 vorübergehend einstellt. Es folgen 1948 die Gründung und 1971 die Wiederbegrün-

¹⁵⁰ Vgl. HAUSBERGER, Geschichte (wie Anm. 26) 167; HAUSBERGER, Streiflichter (wie Anm. 100) 16; VOGL, Die Reorganisation (wie Anm. 100) 62 f.; MAI, Das Bruderschaftswesen (wie Anm. 25) 57; Herbert W. WURSTER, Die Sieben-Schmerzen-Mariens-Bruderschaft Niederaltaich, in: Die beiden Türme. Niederaltaicher Rundbrief 48 (2012) 74–96; hier 80.

¹⁵¹ WURSTER (wie Anm. 150) 80.

¹⁵² Vgl. Chronik der Gemeinde Theissing, [Ingolstadt 1978], 51.

¹⁵³ Vgl. EBENDA, 52; 125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Theißing. Gründungsfest mit Fahnenweihe 5. bis 7. Juni 1998, [Ingolstadt 1998], [43].

¹⁵⁴ Vgl. Chronik der Gemeinde Theissing (wie Anm. 152) 50 f.

¹⁵⁵ Vgl. EBENDA, 55; 75 Jahre KLJB Theissing. 1930–2005, [Ingolstadt 2005], [15].

dung der „Sportkameradschaft Theissing“,¹⁵⁶ 1965 die Gründung des „Schützenvereins Bavaria Theissing“¹⁵⁷ und 1978 die Errichtung des „Gartenbauvereins Theissing.“¹⁵⁸ Allerdings legen alle aufgezählten Vereine Wert auf ihre Zugehörigkeit zur Pfarrei Theissing und übernehmen in ihr gerne vereinsspezifische Aufgaben wie z. B. Verkehrsregelung bei Prozessionen oder Blumenschmuck der Kirche usw. Das gilt natürlich in besonderer Weise für die kirchlichen Organe des Pfarrgemeinderats und der Kirchenverwaltung. So verteilen sich die in dieser Pfarrei vorhandenen Begabungen und Interessen zwar auf eine Reihe von Vereinen und kirchlichen Organen; doch führt dies nicht zu einer abgeschotteten Gruppenbildung. Vielmehr sind der „Schützenverein Bavaria Theissing“ und die „Sportkameradschaft Theissing“ Träger des nach dem Pfarrpatron benannten Vereinsheims St. Martin, in dem auch viele Veranstaltungen der Pfarrei stattfinden. Vor allem sind aber die meisten der genannten Vereinsmitglieder – wie anhand der insgesamt 481 Angehörigen der Bruderschaft deutlich wird – auch Mitglieder der Bruderschaft, beteiligen sich daher mit ihren Fahnen- und Vereinsabordnungen am Bruderschaftsfest und bringen dadurch auch in der Gegenwart zum Ausdruck, dass ihre Mitglieder sich nach wie vor den Zwecken der Theißinger „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä“ verbunden wissen. Aufgabe einer lebendigen Seelsorge ist es, diesen Vereinsangehörigen, aber auch den nicht in Vereinen organisierten Mitgliedern der Pfarrei Theissing den zeitlosen Wert marianischer Frömmigkeit und christlicher Mitverantwortung für die Bekehrung der Sünder neu zu vermitteln. Ziel müsste sein, dass die Bruderschaftsmitglieder mit der Kirche immer mehr und immer intensiver auf das Beispiel der Gottesmutter blicken, damit Christus „durch die Kirche auch in den Herzen der Gläubigen geboren werde und wachse“ (LG 65).¹⁵⁹

¹⁵⁶ Vgl. Chronik der Gemeinde Theissing (wie Anm. 152) 54 f.; SK Theissing e.V. 1971–1996, [Kösching 1996], 11, 16–18.

¹⁵⁷ Vgl. Chronik der Gemeinde Theissing (wie Anm. 152) 52; 50 Jahre (1965–2015) Schützenverein Bavaria Theissing, [Ingolstadt 2015], [13].

¹⁵⁸ Vgl. die am 25. Februar 1978 protokollierte Gründungsversammlung des Vereins im handschriftlichen Protokollbuch Garten[bau]verein Theissing, [Bd. 1, f. 1r–2r], das gegenwärtig bei Frau Sandra Walzl, der Schriftführerin des Vereins, aufbewahrt wird.

¹⁵⁹ Vgl. HAUKE (wie Anm. 1) 21.



Paris, le 2 Sept. 1853.

Leipzig, le 30 Août 1853.

N. 4062.

Großmüdigkeit Herrn Professor

der Philosophie an der Universität
zu Leipzig, in der ich die
Güte habe, mir die
Hochachtung zu erweisen.

Die Bekanntschaft mit dem
Herrn Professor, und die
Hochachtung, die ich ihm
gegenüber habe, sind die
Ursachen, die mich zu
dieser Bekanntschaft
geführt haben. Ich habe
die Ehre, Sie zu kennen
und zu schätzen. Ich
hoffe, dass Sie mir
die Ehre machen werden,
mich zu besuchen.

Prof. Dr.

Joseph Schlicht (1832–1917)

Lebensweg, Werk und Wirkung des vielgepriesenen Schilderers
niederbayerischen Bauerntums

von

Karl Hausberger

Nachstehende Abhandlung skizziert den Lebensweg, beschäftigt sich mit dem literarischen Werk und fragt nach der schriftstellerischen Wirkung des langjährigen Steinacher Schlossbenefiziaten Joseph Schlicht,¹ der vor einhundert Jahren am 18. April 1917 gestorben ist. Im Gedenken an diese Priestergestalt von bemerkenswerter poetischer Kraft, deren hauptsächliches Tätigkeitsfeld das Umland von Straubing war, zeichnet der Landkreis Straubing-Bogen seit nunmehr vier Jahrzehnten Persönlichkeiten, die sich in besonderer Weise um Heimat, Kultur und Brauchtum verdient gemacht haben, mit der „Josef-Schlicht-Medaille“ aus. Deren erster Träger war Dr. Rupert Sigl (1915–2007),² der sich als Kulturredakteur beim *Straubinger Tagblatt* wie kein zweiter um den Nachruhm Schlichts bemüht hat. Von daher mag es nicht nur müßig, sondern auch überflüssig erscheinen, Leben, Werk und Wirkung des Steinacher Schlossbenefiziaten noch einmal zu thematisieren, zumal die *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* schon 1989 ein Porträt Schlichts aus der Feder von Paul Mai präsentiert haben.

Allerdings wirft just das nachgerade leidenschaftliche Bemühen Sigls, Schlicht nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, manch kritische Rückfrage auf. So zum Beispiel: Trifft Sigl tatsächlich ins Schwarze, wenn er in seiner 1982 zum 150. Geburtstag Schlichts erschienenen Biographie diesen einer breiten Leserschaft als *den* Klassiker der bayerischen Volkskunde vorstellt und dabei den Eindruck vermittelt, als habe der Steinacher Schlossbenefiziat für die damals im Entstehen begriffene Wissenschaft eine Pionierleistung vollbracht, die jener seines Landsmanns Johannes Turmair, genannt Aventinus, für die Historiographie Altbayerns gleichrangig sei? Und: Sind die von Sigl gesammelten Argumente stichhaltig genug, um Schlichts Darstellungsweise des Bauerntums und Landlebens als Zeit- und Gesellschaftskritik zu verbuchen? Hat Schlichts Feder nicht vielmehr den Umbrüchen der bäuerlichen Lebenswelt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebenslang eine entschiedene Absage erteilt? Noch einmal anders und zugespitzt formuliert: Ist nicht der erstmals 1868 aus der Perspektive der „Hienharter Höhe“ erzählende Kooperator von Ober-

¹ Entgegen der häufig gepflogenen Unsitte, die historische Schreibweise von Namen der heutigen anzupassen, gebe ich Schlichts Vornamen so wieder, wie er ihn selbst geschrieben hat und meist auch publizieren ließ, nämlich mit „ph“.

² Zu ihm: Helmut WAGNER, Das Kleine und das Große. Zum Tod von Dr. Rupert Sigl, in: *Straubinger Tagblatt* v. 22. März 2007, S. 33.

schneiding in seiner schriftstellerischen Positionierung auch als Schlossbenefiziat von Steinach ein Gestriger geliebt?

Auf solche und ähnliche Fragen soll gebührend eingegangen werden, jedoch ohne Anspruch auf ihre abschließende Beantwortung, die sich bei der Beschäftigung mit einem literarischen Werk allzumal verbietet. Im vorliegenden Fall wird sie zusätzlich dadurch erschwert, dass Schlichts handschriftlicher Nachlass, über den Sigl erklärtermaßen verfügte und aus dem er in seinen 1973 und 1982 vom Verlagshaus Alfred Förg in Rosenheim veröffentlichten Schlicht-Büchern sowie mehreren Aufsätzen reichlich geschöpft hat, mittlerweile als verschollen gilt. Dies ist aus zweierlei Gründen bedauerlich. Zum ersten deshalb, weil sich in Sigls Publikationen die Grenzen zwischen Zitaten aus Schlichts Werken und eigenen Gedankengängen immer wieder verwischen und sich selbst der sachkundige Leser nicht selten vor die Frage gestellt sieht: „Wo hört Schlicht auf, und wo fängt Sigl an?“³ Noch bedauerlicher aber ist zum zweiten der Umstand, dass sich eine beträchtliche Anzahl der von Sigl herangezogenen Dokumente, vor allem aus Schlichts Personalakt und einem „Konvolut“ von Briefen an Franz Xaver Witt,⁴ nicht mehr „in situ“ befindet, da er sie in seiner Sammlerleidenschaft allem Anschein nach eigenmächtig dem verschollenen Nachlass einverleibt hat. Dieses misslichen Umstands halber wird Schlichts Lebensweg nachfolgend, soweit nicht archivalische Quellen, die noch verfügbar sind, darüber Auskunft geben, in enger Anlehnung an seine um 1897 erstellte Autobiographie skizziert.

I. Der Lebensweg

1. Kindheit, Bildungsgang und Priesterweihe (1832–1856)

Zwanzig Jahre nach dem Erscheinen seines Erstlingswerks *Bayerisch Land und Bayerisch Volk*, dessen Erzählungen den kirchlichen Festkreisen zugeordnet sind, veröffentlichte Joseph Schlicht 1895 unter dem Titel *Altheimland* „ein zweites Bayernbuch“, das sich im Bilderkleid der vier Jahreszeiten am Ablauf des Menschenlebens orientierte. Anhebend mit dem „Buzal“, führt es über „Bua, Dianl“ und „Mo, Wei“ hin zu „Oedl, Adl“.⁵ Spürt man den genannten Generationen in umgekehrter Reihenfolge nach, dann erschließt sich die Abstammung des „Buzals“ am untrüglichen. Wir fragen also zunächst nach Schlichts Großeltern und nähern uns dann über seine Eltern ihm selber. Dabei rücken die anzustellenden Recherchen in geographischer Hinsicht die Hallertau oder Holledau ins Blickfeld.⁶

Martin Schlicht, der Großvater väterlicherseits, der aus dem Dorf Notzenhausen im Pfarrbezirk Sandelzhausen stammte, hat im Juni 1811 mit seiner jungen Frau Marianne, geborene Lang, ein Anwesen mit 14 Tagwerk landwirtschaftlicher Nutzfläche in dem unweit von Wolnzach gelegenen Pfarrdorf Geroldshausen käuflich erworben.⁷ Durch dieses Rechtsgeschäft stieg der „Bergmartl“ – so nannte man ihn

³ So Walter HARTINGER in seiner Rezension von Sigls Schlicht-Biographie, in: Ostbairische Grenzmarken 24 (1982), S. 265 f., hier S. 265.

⁴ Siehe die unten S. 199 verzeichneten ungedruckten Quellen. – Auf das Fehlen von Dokumenten des Personalakts und der Witt-Korrespondenz wird in den Fußnoten hingewiesen.

⁵ Siehe unten S. 174 f.

⁶ Soweit nichts anderes angegeben wird, orientierten sich nachstehende Ausführungen zur Abstammung an SIGL, Schlicht, S. 9–15.

⁷ SIGL, Schlicht, S. 9.

fortan, weil sein Anwesen am oberen Dorfrand auf einer Anhöhe lag – zur sozialen Gruppe der Kleinlandwirte auf, die im fortschreitenden 19. Jahrhundert nicht mehr als „Söldner“, sondern als „Gütler“ bezeichnet wurden.⁸ Zwar lasteten auf seinem bescheidenen Besitztum mehrere Hypotheken, doch ließ es sich trotz einer siebenköpfigen Kinderschar ungeschmälert über die Zeitläufte hinwegretzen, wobei freilich die Übereignung an eine jüngere Generation gemäß dem Grundsatz der Universal sukzession „Res transit cum onere“ die Schuldenlast miteinschloss.

Erbe des Bergmartl-Anwesens wurde der am 27. November 1802 in Notzenhausen geborene Vater von Joseph Schlicht mit Vornamen Mathias. Er verliebte sich in Anna Maria Sellmayer aus der zur Nachbarpfarrei Au gehörigen Dorfschaft Osseltshausen, deren Vater dort das Schusterhandwerk ausübte. Geboren am 7. März 1808 als Tochter des Veit Sellmayer und dessen Ehefrau Eva, geborene Sternecker,⁹ hatte sie das Schneidern erlernt und war eifrig bemüht, ihr geringes Heiratsgut mit dem Verdienst als Störnäherin aufzustocken. Am 26. April 1830 schenkte Annemarie Sellmayer einem Töchterchen das Leben, das den Namen Theresia erhielt, aber schon bald einer Säuglingskrankheit erlag.¹⁰ Für seinen Eintrag als „illegitima“ in die Taufmatrikel war wohl nicht nur die restriktive staatliche Gesetzgebung bezüglich der Verhehlung von Minderbemittelten verantwortlich,¹¹ sondern auch die fehlende Bereitschaft des Bergmartls zur Übergabe des Anwesens. Denn als er am 22. Oktober 1831 starb,¹² schloss sein Sohn Mathias zwei Wochen später, am 4. November, als nunmehriger Alleineigentümer den Ehevertrag mit seiner Verlobten, durch den auch die kleine Theresia legitimiert wurde. Am 22. November, also auf den Tag genau nach Ablauf des Trauermonats, führte er dann seine Braut Annemarie in der Geroldshausener Pfarrkirche zum Traualtar.¹³ Sie war damals bereits etliche Monate zum zweiten Mal schwanger und brachte am 18. März 1832 den Stammhalter zur Welt. Er wurde noch am selben Tag vom Kooperator Joseph Straßer, der auch die kirchliche Trauung vorgenommen hatte, getauft und erhielt den Namen Joseph,¹⁴ weil tags darauf der Feiertag zu Ehren des Nährvaters Jesu von Nazareth einfiel.

In seiner Autobiographie erzählt dieser Stammhalter Joseph Schlicht in der dritten Person über sich und wartet dabei durchgängig mit frappierenden Aphorismen auf. Im ersten Abschnitt, der über die Herkunft informiert, vermittelt er in einer geschickt arrangierten Abfolge von Substantiven und Adjektiven zugleich ein aussagekräftiges Charakterbild seiner Eltern: „Vom altbayerischen Volksstamm. Ein Edelgebiet der deutschen Brauerrebe, das große schöne Dorf Geroldshausen ober Wolnzach in der Hollerndau, seine Wiege. Eines gehörnten Zwiespanngutes ohne Reichtum und Armut Erstgeborener, Stammhalter und Majoratserbe vom Hochzeitsjahr 1831. Sein Vater in der Junggesellenzeit ein Zither-, Sing- und Schützenblut, ohne ein Falsch von je, ehrliebend, sehr viel Gemüt; seine Mutter liebherzig, flink, frohsinnig,

⁸ FRIED/ZICHE, Sozialentwicklung, S. 198.

⁹ BZAR, Matrikeln Geroldshausen Bd. 9, S. 12 (Fiches 113).

¹⁰ So SIGL, Schlicht, S. 10.

¹¹ Siehe hierzu FRIED/ZICHE, Sozialentwicklung, S. 187, 193 f., 207.

¹² Todesdatum, das in der Sterbematrikel nicht verzeichnet ist, nach SIGL, Schlicht, S. 11.

¹³ BZAR, Matrikeln Geroldshausen Bd. 9, S. 12 (Fiches 13).

¹⁴ BZAR, Matrikeln Geroldshausen Bd. 3, S. 37 (Fiches 39). – Das von Pfarrer Joseph Hilmer am 23. September 1844 ausgestellte Taufzeugnis in Schlichts Personalakt (BZAR, PA 3237) benennt fälschlicherweise Elisabeth Harthausener als Mutter, da sich Hilmer in der Zeile geirrt hat.

in Rede und Gebärde eine Landanmut von ihrem Jugendgeschäft, dem Kleidermachen.“¹⁵

Nicht minder geistreich und prägnant spielt Schlicht in *Altheimland* auf den reichen Kindersegen im Bergmartl-Haus an mit der Formulierung: „Jahr auf Jahr kam wie der Waizen auf dem Acker, so das Kind in der Wiege.“¹⁶ Die Zahl seiner Voll- und Halbgeschwister summierte sich bis zum Jahr 1853 immerhin auf sieben, von denen jedoch elf das Säuglings- beziehungsweise Kleinkindalter nicht überlebten.¹⁷ Zum Beleg genügt es, die Vollgeschwister mit Taufnamen und Geburtsjahr herzuzählen, nämlich: Mathias 1833, Maria Anna 1834, Anna Maria 1835, Mathias 1836, Johann Baptist 1837, Theresia 1838.¹⁸ Durch die letztgenannte Geburt am 8. Oktober wurde der „Majoratserbe vom Hochzeitsjahr 1831“ ein Halbweise, denn „sein viertes [!] Geschwisterchen nahm der Mutter das Leben“.¹⁹

Da der Hansl (Johann Baptist) beim Tod der Mutter noch kaum laufen konnte und die Großmutter Marianne häufig kränkelte, sah sich der Bergmartl Mathias gezwungen, so schnell wie möglich eine tüchtige weibliche Arbeitskraft ins Haus zu holen, sprich noch einmal zu heiraten. Am 11. Oktober geleitete er seine liebherzige Annemarie zu Grabe. Bereits am 14. November schloss er einen neuen Ehevertrag mit Anna Maria Wöhrl von Niedergeroldshausen, die er dann an seinem Geburtstag, dem 27. November, zum Traualtar führte. Die 36-jährige Hochzeiterin, geboren am 2. November 1802 als Müllerstochter von Engelbrechtsmünster,²⁰ brachte als Heiratsgut 500 Gulden Barschaft in die Ehe mit und ein Liebespfand namens Franzl, der durch den Ehevertrag den Halbweisen rechtlich gleichgestellt wurde.²¹

Obschon Schlicht in seiner Lebensskizze auf das Geschehen vom Spätherbst 1838 aus der Distanz von etwa sechzig Jahren zurückblickt, spricht er darüber immer

¹⁵ SCHLICHT, Autobiographie, S. 33.

¹⁶ SCHLICHT, *Altheimland*, S. 88.

¹⁷ Näheres hierzu bei SIGL, Schlicht, S. 14 f., 24 f.

¹⁸ Mathias, * 7. April 1833, † 20. April 1833; Maria Anna, * 1. März 1834; Anna Maria, * 10. April 1835, † 28. April 1835; Mathias, * 10. Juni 1836, † 8. August 1836; Johann Baptist, * 6. Juni 1837, † 7. März 1843; Theresia, * 8. Oktober 1838, † 27. Oktober 1838. BZAR, Matrikeln Geroldshausen Bd. 3, S. 38 f., 41–43, 45 (Fiches 39 f.) und Bd. 5, S. 38, 41 f., 45 (Fiches 69 f.). – Von den Vollgeschwistern Schlichts hat also nur Marianne das Erwachsenenalter erreicht. Johann Baptist starb im Alter von knapp sechs Jahren an „Brustwassersucht“; bei den im Säuglingsalter verstorbenen Geschwistern ist als Todesursache die „Fraisen“ angegeben, worunter durch Kalkmangel ausgelöste Krampfzustände zu verstehen sind, wobei für diese Mangelkrankheit in erster Linie die häufigen Schwangerschaften ursächlich waren.

¹⁹ SCHLICHT, Autobiographie, S. 33. – Sie starb am 9. Oktober 1838 um 2.00 Uhr morgens an „Blutfluß“. BZAR, Matrikeln Geroldshausen Bd. 5, S. 45 (Fiches 70). – An die Mitteilung, dass „die beinahe unstillbare Wehklage des Vaters“ über den Heimgang seiner Frau „das zeitfernste, umdämmertste Bild aus seiner Elternstube“ ist, fügte Schlicht in der Rückschau auf seine Kindheit zwei düstere Begebenheiten in seiner Heimatpfarre, mit denen er sich 1839 als Siebenjähriger konfrontiert sah: „Seinen ersten Lehrer befiel ein geistesgestörter Lebenstrübsinn; er hat sich nach einem Heimgange von einer geselligen Zusammenkunft selbstmörderisch seine Halsader durchgeschnitten. Seinen ersten Pfarrer verschlangen die reißenden Gebirgswellen; er spornte auf einem Heimritt von Freising, im Nachtdunkel gänzlich irre, sein treues Pferd hartnäckig in die Amper: in diesem schmerzbelegten Leichenzug aus weiter Ferne trabte auch der Knabe.“ SCHLICHT, Autobiographie, S. 33; Näheres zu den beiden Todesfällen bei SIGL, Schlicht, S. 23.

²⁰ BZAR, Matrikeln Geroldshausen Bd. 9, S. 15 (Fiches 114).

²¹ Vgl. SIGL, Schlicht, S. 24.

noch mit einer Bitterkeit, wie sie die Degradierung zum Stiefkind beim Sechsjährigen hatte aufkommen lassen: „Den ersten Lebensbund seines Vaters schloß die Liebe, den zweiten nur mehr das Geld; daher brachte dieser wohl noch einen starken Kinderzuwachs von sechs lebenden Köpfen, aber die wahre Harmonie der Seelen niemals. Nach seinem sechsten Jahr hörte das Vaterhaus auf ihm sein trautes, süßes Heim zu bleiben.“²² Ob er aber damit seine Stiefmutter nicht zu Unrecht ins Zwielicht rückt? Immerhin lag sie bis 1853 noch neunmal im Wochenbett,²³ und die tägliche Sorge für die wachsende Kinderschar sowie die unverzichtbare Mitarbeit bei der Bewirtschaftung des Anwesens nahmen ihre Kräfte wohl nicht selten bis zur Erschöpfung in Anspruch, zumal nach dem Tod der Großmutter, die am 1. April 1843 starb.²⁴ Auch hat der Autobiograph den der Stiefmutter angelasteten Harmonieverlust im „Vaterhaus“ vielsagend relativiert mit dem Nachsatz: „Er selbst war freilich auch kein stilles, kosiges Stiefkind, eher ein halsbrechend wilder Bube: Auf dem First des Elternhauses (‘s war noch das alte, liebe Strohdach!), auf dem Kopfe stehen, das zählte noch lange nicht zu seinen tollkühnsten Stücken.“²⁵

Es ist nur allzu begreiflich, dass der Vater, „als die Familienvögel aus zwei Ehen sich immer dichter um den Tisch drängten“, danach trachtete, „zuerst seinen Ältesten von der Schüssel wegzuräumen“, wobei die Vermögensverhältnisse das unentgeltliche Erlernen eines Handwerks bei einem Verwandten nahelegten. Diesbezüglich taten sich zwei Möglichkeiten auf. Der Bruder der verstorbenen Mutter in Osseltshausen erbot sich, dem Sepperl „sein eigenes Brot und Handwerk gänzlich kostenfrei zu lehren: das ehrsame Stiefelmachen“. Ein Bruder des Vaters, Martin Schlicht, war Dorfhirte in Niedergeroldshausen und seinerseits gewillt, den Buben dem Hirtenstand zuzuführen. Gegen ersteres Anerbieten sperrte sich der Ausersehene „mit allen Kräften, im tiefen und ernsten Bewußtsein, daß der Schusterstand wider seine Natur sei; denn er könne nicht ein tausendstel so viel sitzen“. Für die Alternative, sich beim Oheim väterlicherseits „vom Kuhbuben in ein vornehmeres Brot“ hochzudienen, konnte er sich zwar auch nicht begeistern, „aber lieber als die enge Schusterstube war ihm doch noch die freie Berghalde“.²⁶ Indes, ein Impuls, der von außen kam, machte 1844 die Entscheidung zwischen Schusterhandwerk und Hirtenstand hinfällig und wies dem Werdegang des damals Zwölfjährigen eine völlig andere Richtung. Was aber hatte es mit diesem wegweisenden Impuls auf sich?

Mit Schreiben vom 28. Oktober 1843 unterbreitete der Regensburger Bischof Valentin Riedel (1842–1857), der als vormaliger Regens des Freisinger Klerikalseminars besonderen Wert auf eine frühzeitige Rekrutierung und sorgfältige Ausbildung des Priesternachwuchses legte, P. Gregor Scherr (1804–1877), dem ersten Abt des 1830 wiedererstandenen Benediktinerstifts Metten, seinen Plan, in Metten ein der Obhut des Klosters anvertrautes Knabenseminar für den Einzugsbereich der

²² SCHLICHT, Autobiographie, S. 33.

²³ Sie gebar folgende neun Kinder und damit Halbgeschwister von Joseph Schlicht: Mathias, * 12. November 1839, † 4. Dezember 1839; Martin, * 24. Oktober 1840; Mathäus, * 3. August 1842; Anna Maria, * 9. August 1844; Jakob, * 22. Juli 1846; Michael, * 6. September 1848, † 22. September 1848; Justina, * 17. September 1849; Andreas, * 30. November 1851, † 19. März 1852; Adam, * 3. Mai 1853. BZAR, Matrikeln Geroldshausen Bd. 3, S. 46 f., 49, 51, 54, 57 f., 61, 63 (Fiches 40 f.) und Bd. 5, S. 47, 57, 61 (Fiches 70 f.).

²⁴ BZAR, Matrikeln Geroldshausen Bd. 5, S. 50 (Fiches 70).

²⁵ SCHLICHT, Autobiographie, S. 33.

²⁶ SCHLICHT, Autobiographie, S. 33 f.

Diözese Regensburg zu errichten.²⁷ Da sich Scherr dem bischöflichen Anliegen nicht verschloss, ließ sich das Projekt bereits im Jahr darauf realisieren. Am 22. Oktober 1844 eröffnete Riedel persönlich das unter den Schutz des Bistumspatrons St. Wolfgang gestellte und vorerst provisorisch in den Klostergebäuden untergebrachte Seminar, dessen Zöglinge ihren Unterricht zusammen mit den Seminaristen des klösterlichen Internats in der seit 1837 bestehenden vierklassigen Lateinschule erhielten. Diese Schule wurde dann ab 1847 durch sukzessive Hinzufügung der vier Gymnasialklassen zu einem Vollgymnasium ausgebaut, so dass im Sommer 1851 das erste Gymnasialabsolutorium in Metten vonstatten gehen konnte. Zum Direktor des bischöflichen Seminars hatte Abt Gregor 1844 seinen Mitbruder Utto Lang (1806–1884) bestellt, der dieses verantwortungsvolle Amt bis 1856, dem Jahr seiner Wahl zum Nachfolger Scherrs, offenbar mit großem Einfühlungsvermögen wahrnahm. Jedenfalls hat ihm Schlicht rückschauend hohes Lob gezollt, indem er der Aufzählung seiner Mettener Lehrer, denen allen er „das dankbarste, freudigste Andenken“ bewahre, noch anfügte: „Und wenn er ausreden sollte, was für einer ihm doch der liebste gewesen, so müßte er sagen: der, welcher ihn am längsten unter der Hand gehabt und ihm dabei die meisten Jugendstreiche verziehen hat. Und das war Utto Lang ...“²⁸ Doch spätestens jetzt stellt sich gebieterisch die Frage, wie es dazu kam, dass der Bergmartl-Stammhalter aus Geroldshausen Seminarist und Lateinschüler in Metten wurde.

Wie bei jeder Gründungsinitiative musste auch bei der Errichtung des dortigen Knabenseminars die Finanzierung gesichert werden. Deshalb gab Bischof Riedel in einem Hirtenwort vom 9. Februar 1844 seinen Entschluss der diözesanen Öffentlichkeit bekannt und bat eindringlich um finanzielle Unterstützung des Vorhabens, entweder durch Zahlung eines monatlichen Beitrags von drei Kreuzern oder, wenn es die Mittel gestatten, durch Stiftung eines ganzen oder halben Freiplatzes. Außerdem teilte er mit, dass das Seminar für „arme befähigte Knaben, welche Neigung und

²⁷ Vgl. hierzu und zum Folgenden: MERGEL, Knabenseminar Metten, S. 334; PONSCHAB, Festschrift, S. 7 f.; Anton LANDERSDORFER, Gregor von Scherr (1804–1877). Erzbischof von München und Freising in der Zeit des Ersten Vatikanums und des Kulturkampfes (Studien zur altbayerischen Kirchengeschichte 9), München 1995, S. 44–46. – Einen Abriss der Wahrnehmung schulischer und erzieherischer Aufgaben durch die Abtei Metten bietet neuerdings Michael KAUFMANN, Metten, in: DERS. u. a. (Bearb.), Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Bayern, Teilbd. 2 (Germania Benedictina II/2), St. Ottilien 2014, S. 1117–1150, hier: S. 1129 f.

²⁸ SCHLICHT, Autobiographie, S. 34 f. – Geordnet nach landsmannschaftlicher Zugehörigkeit, listete er folgende „Benediktinermönche, die er zu seinen Lehrern und Zuchtmeistern gehabt hat“, namentlich auf: die Altbayern Rupert Mittermüller († 1893), Valentin Wurm († 1869), Bernhard Högl († 1886), Karl Ammer († 1856), Felizian Preißer, Maurus Deybeck († 1871), Willibald Freymüller († 1890) und Utto Lang; die Oberpfälzer Benedikt Haberborn († 1852), Augustin Höfer († 1865), Hieronymus Lauß und Ildephons Lehner († 1899); den Tiroler Thaddäus Brunner († 1892) und den Rheinländer Bartholomäus Gerz († 1888). SCHLICHT, Autobiographie, S. 34; Angaben in (...) nach PONSCHAB, Festschrift, S. 62 f. – Im weiteren Verlauf seiner Schilderung der Mettener Jahre teilt Schlicht mit, dass bereits alle seine Lehrer „unter ihren schwarzen, schmucklos einfachen Mönchskreuzen im ewigen Frieden“ liegen, „bis auf einen, der noch lebt und seinem neunzigsten Winter entgegenschreitet“. Da es sich hierbei nur um den 1899 verstorbenen P. Ildephons Lehner handeln kann, muss die Autobiographie vor 1899 verfasst worden sein. In ihrem Wiederabdruck von 1912 weist nach der zitierten Mitteilung ein Asteriskus auf die Fußnote hin: „Ist natürlich auch schon längst gestorben.“ SCHLICHT, Autobiographie, S. 35.

Beruf zum geistlichen Stande haben“, voraussichtlich schon im Herbst diesen Jahres eröffnet werde.²⁹ Nachdem das Kultusministerium im April mit der Genehmigung der von Riedel in Absprache mit Scherr erstellten Seminar-Satzungen³⁰ auch einer neuerlichen Kollekte zugestimmt hatte, wiederholte der Bischof am 6. Mai seinen Aufruf zur finanziellen Beisteuer und benannte zugleich folgende Aufnahmebedingungen: „1. Die ... aufzunehmenden Knaben müssen bereits einen solchen Vorbereitungs-Unterricht erhalten haben, dass sie in die 1. oder 2. Klasse der lateinischen Schule eintreten können. 2. ... Knaben vermöglicher Eltern haben für ganze Verpflegung jährlich 120 fl. zu bezahlen. Diejenigen, deren gänzliche Vermögenslosigkeit nachgewiesen ist, erhalten einen ganzen Freiplatz. Die Uebrigen erhalten nach dem Masse ihres Vermögens einen viertel, halben oder dreiviertel Freiplatz ... 3. Die Gesuche um Aufnahme ... müssen mit einem Zeugnisse über bisher genossenen Unterricht, sowie über Talente, Fleiss und religiös-sittliches Betragen im Laufe des Monats Juli ... eingereicht werden.“³¹

Als die besagten Hirten schreiben von der Kanzel der Geroldshausener Pfarrkirche verlesen wurden, befand sich auch der Bergmartl Sepperl unter den Zuhörern, gehörte er doch schon seit geraumer Zeit zu „den vier Kirchenbuben, die mit dem Pfarrer amtierten und Vierteljahrsold aus der Ministrantenkasse schöpften“. Aber er lauschte, „in seinem roten Talar und weißen Chorhemd auf der Altarstufe sitzend“, den oberhirtlichen Verlautbarungen „wie einer, den das alles nichts angeht“.³² Doch das glatte Gegenteil sollte sich einstellen, nachdem sein Lehrer Joseph Löweneck mit dem Kooperator und dem Pfarrer Rücksprache gehalten und man sich darauf verständigt hatte, dass der Bergmartl Bub zum Studieren taugte. Pfarrer Joseph Hilmer (1800–1867), ein Bayerwäldler aus Blossersberg bei Viechtach und seit 1839 in Geroldshausen wirkend, bestellte den Vater in den Pfarrhof und machte ihm die Aufnahme seines Ältesten in das Bischöfliche Knabenseminar Metten schmackhaft, nicht zuletzt auch dadurch, dass er die anfänglichen Bedenken wegen der Kosten mit der Hoffnung auf die Gewährung eines Freiplatzes beschwichtigte. Außerdem erbot er sich, den Sepperl ab sofort in Kost und Logis zu nehmen und ihm den erforderlichen Vorbereitungsunterricht für die Lateinschule zu erteilen. Der Betroffene „vernahm das aus Vatersmund wie eine sehr seltsame Mär; denn ihm selbst war ein Student noch ganz ein spanisches Dorf. Aber dann erfaßte ihn die Logik mit aller Gewalt: ‚Wenn ich ja sage und studiere, komm ich dem Hütstecken aus.‘ Und darum trabte er willig und frohgemut vom Eltern- hinab zum Pfarrhause.“³³

Noch am selben Tag, an dem der Bergmartler vom Pfarrer vorgeladen war, „zog und siedelte der Bub mit Sack und Pack nach dem Pfarrhofe“,³⁴ wo er die Anfangsgründe des Lateinischen vermittelt bekam und Unterricht im Singen erhielt. Den Aufenthalt im Geroldshausener Pfarrhof, der entgegen der hierfür getroffenen

²⁹ Text des Hirtenworts vom 9. Februar 1844 bei LIPF, Oberhirtliche Verordnungen, S. 453–455.

³⁰ Text der Satzungen, die dem Klerus am 29. Mai 1844 bekanntgegeben wurden, bei LIPF, Oberhirtliche Verordnungen, S. 457 f.

³¹ Text des Pastoral Schreibens vom 6. Mai 1844 bei LIPF, Oberhirtliche Verordnungen, S. 456 f.

³² SCHLICHT, Autobiographie, S. 34.

³³ SCHLICHT, Autobiographie, S. 34.

³⁴ SCHLICHT, Altheimland, S. 27 mit anschließender Schilderung seiner Erlebnisse und Widerfahrnisse im Pfarrhof bis S. 31.

Wortwahl „Vorbereitungsjahr“ nur etliche Monate – von Ende Mai oder Anfang Juni bis Oktober – gedauert haben kann, zählte Schlicht rückschauend „leiblich und wohnlich zu seinen schönsten Jugenderinnerungen“, denn Pfarrer Hilmer „war namentlich auch darin das Ab- und Nachbild seines göttlichen Heilandes, daß er in jedem zehnmal Abgelederten und elfmal Reumütigen den glimmenden Docht niemals auslöschte“.³⁵ Das Gesuch um Aufnahme seines Schützlings ins Knabenseminar richtete Hilmer am 19. Juli an den Regensburger Bischof mit der Bitte, diesem einen „ganzen Freiplatz“ zu gewähren. Zum Nachweis der Bedürftigkeit legte er ein Zeugnis des Gemeindevorstehers vom 12. Juli bei, in dem bescheinigt wurde, dass der Bergmartlgütler seine Familie „nur kümmerlich“ ernähren kann und „nicht im Stande ist, seinem Sohn auch nur den geringsten Unterhalt zu seinen Studien zu reichen“. Hilmer selbst führte taktisch sehr klug ins Feld, dass es ihm, „obwohl seit Menschengedenken noch kein Priester aus der Pfarrei [Geroldshausen] hervorgegangen war“, gelungen sei, „den Wohltätigkeitssinn und die Freude über die Errichtung des Knabenseminars so zu wecken, daß die Gläubigen im ersten Vierteljahr 55 Gulden dafür opferten, damit auch Arme den Studien sich widmen können“. Sollte gleichwohl die große Gnade eines ganzen Freiplatzes nicht gewährt werden können, verspreche er, für den Seminaufenthalt von Joseph Schlicht jährlich 30 Gulden beizusteuern, „da sein Vater nichts bezahlen kann“.³⁶ Zusätzlich redete das Zeugnis über Eignung und Neigung des Bergmartl Sepperls dem für ihn erbetenen und tatsächlich auch gewährten ganzen Freiplatz das Wort: „Er zeichnet sich durch vortreffliche Talente, durch ein religiös-sittliches Betragen, durch kindliche Anhänglichkeit an seine Vorgesetzten und durch eine leichte und richtige Fassungskraft sowie durch offene Heiterkeit in hiesiger Schule, die gegen 120 Schüler zählt, so vorteilhaft aus, daß er den ersten Platz erhielt. Auch erhält er Unterricht im Singen, wozu er Anlage und Freude bezeigt.“³⁷

Zum Beginn des Schuljahrs 1844/45 fand sich der Bergmartl Sepperl wie alle Zöglinge des künftigen Knabenseminars um das Fest der Apostel Simon und Judas (28. Oktober) in Metten ein. Von seiner Reise dorthin, die er ob ihres offenbar unauslöschlichen Eindrucks gleich zweimal zu Papier gebracht hat,³⁸ sei hier die nüchternere gehaltene Fassung zitiert, aus der gleichwohl seine Begeisterung über den neuen Aufenthaltsort spricht: „In der Zeit der tiefblauen Zuckerzwetschgen trabte also von den Abensquellen gegen das Isargemünde, aus der freisingischen hinab zur passauischen Bisthumsgrenze ein kräftiger wiehernder Einspänner; darauf waren: der Voda, Stiafödl,³⁹ Pfarrabua mit Sack und Pack. Aus der Donaufähre ging es hinüber zur zweigethürmten, blumig gelegenen Kaiserabtei. Dem Voda gefiel es in der Abteikirche und Klosterschenke am meisten, bis zu seinem seligen Tode lobte er das Prälatenbier; der Oedl trug ebenfalls eine ausnehmend vergnügte Stimmung, er war zur Kriegszeit in Siebenbürgen und liebte also die Entdeckung neuer Länder und Völker; der Freudigste war aber der Pfarrabua, denn es gab einen guten Tisch, eine lustige Gesellschaft und schöne Frei- und Spieltage. Als der Einspänner zum Heimtrabe aufwieherte, hatte der Bua nur das linke Ohr bei den Aufträgen des Oedl und

³⁵ SCHLICHT, Autobiographie, S. 34.

³⁶ Hilmers Gesuch an den Bischof und das Armen-Zeugnis des Gemeindevorstehers, die im Personalakt fehlen, zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 39.

³⁷ SCHLICHT, Autobiographie, S. 34.

³⁸ Vgl. SIGL, Schlicht, S. 41 f.; MAI, Schlicht, S. 827.

³⁹ Georg Wöhrl, der Vater seiner Stiefmutter.

Voda, das rechte aber beim Jubelgeschrei der Studiengesellen; wischte unter der Abschiedsszene kein Auge aus, und sprang davon weg zum Spielplatze.“⁴⁰

Für den „Pfarrabuam“ aus dem „Hopfenländchen“, der sich in Metten trotz mancher Unannehmlichkeiten des Seminaralltags alsbald heimisch fühlte,⁴¹ folgten nun je vier Jahre der Lateinschule und des Gymnasiums. „Während derselben gehörte er niemals unter die Ersten, aber auch unter die Letzten niemals, sondern jedes Mal und unentwegt zu jener Mittel- und Kerntruppe, von der jedes Jahreszeugnis vermeldet: ‚Er darf in die nächst höhere Klasse vorrücken.‘“⁴² Rupert Sigl, der Schlichts Zeugnisse im Mettener Archiv gesichtet hat,⁴³ bescheinigt ihm vor allem eine bemerkenswerte Sprachenbegabung. In den gymnasialen Kernfächern Deutsch, Latein und Altgriechisch nahm er in seiner Klasse zumeist den achten oder neunten Platz ein. An modernen Fremdsprachen, deren Unterricht im Seminar angeboten wurde, erlernte er Englisch, Französisch und Italienisch. Rühmend erwähnt wird in den Jahresberichten wiederholt auch Schlichts musikalisches Talent als Chorsänger, Trompeter und Hornist. Ursächlich dafür aber, dass er nicht „unter die Ersten“ gehörte, sondern zur „Mittel- und Kerntruppe“, war hauptsächlich das Fach Mathematik, „seine Achillesferse“, so Sigl.⁴⁴

Dass sich Joseph Schlicht, der im Jargon der Mitschüler wegen seiner Statur „Stutzl“ hieß,⁴⁵ all seinen Mettener Lehrern und unter ihnen zuvorderst dem Seminardirektor Utto Lang zu tiefem Dank verpflichtet wusste, wurde bereits erwähnt. Nachgetragen sei noch, dass er in der Autobiographie zwei weitere Mettener Patres über die Namensnennung hinaus mit wenigen Strichen charakterisiert hat, nämlich Karl Ammer und Willibald Freymüller. Von Ammer weiß er schalkhaft zu berichten, er habe sich, als eine totale Sonnenfinsternis den Tag zur Nacht machte, unter das Ewige Licht der Abteikirche gestellt und dort eine Griechisch-Schul-aufgabe korrigiert, „um von seinen gottgeweihten Berufsstunden nichts zu verlieren“. Zu Freymüller, der das Gymnasium bis 1871 offenbar höchst autoritäts-

⁴⁰ SCHLICHT, Altheimland, S. 31 f. – In der anderen Schilderung seiner ersten Fahrt nach Metten fügte er der Bemerkung, dass er „zu Abschiedstränen ... weder Zeit noch Seelenstimmung“ gehabt habe, an: „Ihm ging es unter den Fittichen des heiligen Michael allbereits besser als zu Hause im Hopfenländchen – ubi bene, ibi patria (Wo es einem gutgeht, da ist er daheim).“ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 42.

⁴¹ Den wichtigsten Grund dafür gab Schlicht, der schon in Geroldshausen dank seiner sportlichen Veranlagung stets der „Spielkönig“ gewesen war, kund wie folgt: „Wenn er aber ganz aufrichtig reden darf und ihm die reine, volle Wahrheit aus seiner Jugend nicht etwa übel ausgelegt wird: von allem, was diese acht Jahre schön gewesen in Metten, gefiel ihm doch am meisten im Sommer der Bayerische erd-, heidel- und himbeerreiche Vorwald mit Bergsteile und Perlbachrauschen, die luftkurortigen Spielplätze Paulusberg, Kälberweide, Uttobrunn, Himmelberg und im Winter der Schlittschuhlauf in den Donauwiesen.“ SCHLICHT, Autobiographie, S. 35.

⁴² SCHLICHT, Autobiographie, S. 34.

⁴³ Der Personalakt enthält nur einen „Auszug sämtlicher Studienzeugnisse des Joseph Schlicht“, der aber neben den je vier Jahren der Lateinschule und des Gymnasiums auch das zweisemestrige Studium der in der Philosophischen Sektion des Lyzeums vertretenen Disziplinen berücksichtigt. BZAR, PA 3237.

⁴⁴ SIGL, Schlicht, S. 53 f.

⁴⁵ Im Sketch „In d' Vakanz“, ein „Lustspiel in drei Aufzügen“, hat er sich selbst als Lateinschüler mit Namen Zachäus Stutzl in die Schar der Darsteller eingereiht. SCHLICHT, Bayerisch Land, S. 460–471.

gebietend geleitet hat, hielt er aussagekräftig fest: „Der Rektor der Mettener Studienanstalt, Pater Willibald, der ernsteste und strengste unter allen Mönchen mit dem Wahlspruch: ‚Fiat justitia!‘ was auf Deutsch heißt: ‚Weder Gnade noch Milde!‘ führte unter den Studentenhoren den Namen: ‚Der alte Schwed.‘ Ein Name, bei dem der Scherz und Humor nur den kleineren, aber die heilsame Ehrfürchtigkeit den bei weitem größeren Anteil gehabt hat.“⁴⁶

Beim zweiten Mettener Gymnasialabsolutorium, dem sich die 23-köpfige Schülerschar der Oberprima im Juli 1852 unterzog, erzielte Schlicht das Gesamtprädikat „Vorzüglich würdig“. Die im Abiturzeugnis ausgesprochene „Erlaubnis zum Übertritt an die Universität“ lag ihm nach eigenem Bekunden während der folgenden Ferien „stark im Kopfe, zerging aber an der Geldmittelfrage.“⁴⁷ So entschied er sich – ob nur der Not gehorchend, wissen wir nicht⁴⁸ – für den geistlichen Stand und richtete an den Bischof ein Gesuch um Aufnahme in das Regensburger Klerikalseminar, die am 21. September 1852 gewährt wurde mit der lakonischen Rückäußerung: „Der Eintritt in selbes ist auf den 28. Oktober festgesetzt.“⁴⁹ Vom Seminar, das damals in den Räumlichkeiten des ehemaligen Damenstifts Obermünster untergebracht war, gelangte man in nur wenigen Gehminuten zur wissenschaftlichen Ausbildungsstätte, dem staatlichen Philosophisch-Theologischen Lyzeum am Ölberg, an dem für ihn zunächst die Disziplinen der Philosophischen Sektion auf dem Lehrplan standen. In seinem Rückblick hierauf benennt er Ross und Reiter, sprich das Fach und die es vermittelnde Lehrperson im Rang eines promovierten Lyzealprofessors: Philosophie – Georg Hannauer; Geschichte und Philologie – Peter Johann Adam Schmitz; Physik – Ferdinand von Schmöger; Mathematik – Johann Baptist Wandner; Botanik – August Emanuel Fürnrohr.⁵⁰ Den letztgenannten Gelehrten evangelischer Konfession, der ein Meister seiner Disziplin war und drei Jahrzehnte lang die Fachzeitschrift *Flora* redigiert hat, versah Schlicht als einzigen mit einem qualifizierenden Attribut und sprach vom „trefflichen Dr. Fürnrohr“. Dies mag im Fach selbst und dessen begeisternder Vertretung seinen Grund haben. Vielleicht war Fürnrohr aber auch derjenige akademische Lehrer, der ihn „mit einer kleinen Übersetzungsarbeit aus dem Englischen in das Deutsche“ betraut hat und ihm dafür 20 Mark vergütete, „die sogleich den Geldgrundstock abgeben mußten für eine Reise nach dem deutschen Norden: Waldmünchen, Pilsen, Prag, Dresden, Berlin, Hamburg, Braunschweig, Magdeburg, Leipzig, München (1853)“.⁵¹

Im dreijährigen Curriculum der theologischen Disziplinen hörte Schlicht alt- und neutestamentliche Exegese bei Joseph Schiml, Dogmatik bei Johann Baptist Kraus,

⁴⁶ SCHLICHT, Autobiographie, S. 35.

⁴⁷ SCHLICHT, Autobiographie, S. 35.

⁴⁸ Vgl. MAI, Schlicht, S. 828.

⁴⁹ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 57.

⁵⁰ Biogramme der Lyzealprofessoren Fürnrohr (1804–1861), Hannauer (1817–1868), Schmitz (1800–1879), Schmöger (1792–1864) und Wandner (1802–1866) bei SCHENZ, Lyzeum Albertinum, S. 250–252, 254 f., 289–294, 307 f.

⁵¹ SCHLICHT, Autobiographie, S. 36. – In den Sommerferien des darauffolgenden Jahres unternahm er von München aus, wo er im Glaspalast eine Aufführung von Joseph Haydns Oratorium „Die Schöpfung“ besuchte, „seine zweite Reise, diesmal dem Süden zu: Kochelsee, Heimgarten- und Herzogstandalpe, Murnau, Peißenberg, Füßen, Hohenschwangau, Schattwald, Hindelang, Grüntenalpe, Immenstadt, Lindau, Bodensee, Konstanz. ... In den Norden ging er nicht wieder wegen erstmaligem großem Heimweh nach der Glockenmusik der Katholikenstädte.“ Ebenda.

Kirchenrecht und Kirchengeschichte bei Karl Wilhelm Reischl und Moraltheologie bei Leo Samberger und Ludwig Mittl.⁵² Der Diözesanpriester, die als Seminarvorstände für die spirituelle Formung der Alumnen und ihre Einführung in die Seelsorgepraxis zuständig waren, gedachte er rückschauend in jeweils prägnanter Charakterisierung wie folgt: „In seinem geistlichen Seminar hatte er den ehrfurchtgebietenden und geistig überwältigenden Dr. Joseph Amberger aus Pfahl bei Viechtach und hernach den praktischen, liebenswürdigen Johann Baptist Dirschedl aus Treffelstein bei Waldmünchen zum Regens, den heiligmäßigen Joseph Grillmaier aus Hundsbach bei Waldsassen zum Subregens und den im ‚facere et docere‘ eben so hoch stehenden Dr. Georg Jacob aus Straubing zum Präfekten.“⁵³ Eingerahmt wird der zitierte Passus von Mitteilungen über seine äußere Erscheinung und seinen Lyzealabschluss von 1856. Bei Letzterem erhielt er in den vier Kategorien Fähigkeiten, Fleiß, Fortgang und sittliches Betragen jeweils die Bestnote. Für erstere Mitteilung bezieht er sich auf seinen „Militär-Entlaß von 1854“, der ihm folgende Gestalt und Physiognomie bescheinigte: „Größe 5 Fuß, 5 Zoll, 2 Linien, Haar dunkelblond, Stirne hoch, Augenbrauen dunkelblond, Augen blau, Nase länglich, Mund ebenmäßig, Bart blond, Kinn eirund, Gesichtsform länglich, Gesichtsfarbe gesund, Körperbau untersetzt.“⁵⁴

Schlichts Aufnahme in den geistlichen Stand erfolgte am 22. August 1855 mit der Erteilung der Tonsur und der vier niederen Weihen. Vor Empfang der höheren Weihen musste er sich um den Nachweis eines sicheren lebenslangen Versorgungsanspruchs für den Bedarfsfall bemühen, kurz „Tischtitel“ genannt. Diesen verlieh ihm auf seine Bitte hin der bayerische Landesherr König Max II. am 25. Juni 1856 „dergestalt, daß er, wenn er ohne Kirchenpräbende oder andere Versorgung erhalten zu haben, zur Seelsorge untauglich oder wegen Krankheit oder anderen gesetzlichen Hindernissen seinen Amtsverrichtungen nicht mehr vorstehen kann, ihm aber die zu seinem Unterhalte notwendigen Mittel fehlen, in den Genuß dieses Titels eintreten solle.“⁵⁵ Da damals im Bistum Regensburg alles andere denn ein Mangel an Aspiranten für den kirchlichen Dienst herrschte, erteilte Bischof Riedel den insgesamt 100 Bewerbern des Jahrgangs 1856 die Priesterweihe in zwei Etappen: am 11. Juni 51 Kandidaten, am 16. August deren 49, wobei die Kandidaten der zweiten Gruppe, zu der Joseph Schlicht gehörte, am 12. August die Subdiakonatsweihe und tags darauf die Diakonatsweihe empfangen.⁵⁶ Besondere Erwähnung verdient das Zeugnis, mit dem Regens Dirschedl den Alumnus aus Geroldshausen zum Empfang der höheren Weihen empfohlen hatte. Er gab ihm in den Rubriken „Talente“, „Fleiß“, „Fortgang“ sowie „religiöse und priesterliche Tendenz“ viermal die Bestnote und fügte

⁵² Biogramme der Lyzealprofessoren Kraus (1818–1888), Mittl (1821–1893), Reischl (1818–1873), Samberger (1820–1867) und Schiml (1813–1854) bei SCHENZ, Lyzeum Albertinum, S. 270–273, 275 f., 279–281, 285–287.

⁵³ SCHLICHT, Autobiographie, S. 36. – Lebensdaten der Genannten: Amberger (1816–1889), Dirschedl (1806–1858), Grillmaier (1818–1862), Jakob (1825–1903).

⁵⁴ SCHLICHT, Autobiographie, S. 36. – Umgerechnet ergeben fünf Fuß, fünf Zoll, 2 Linien eine Größe von 161 cm. Ihre Kombination mit der Angabe „untersetzt“ für den Körperbau rechtfertigt Schlichts Spitznamen „Stutzl“ und dessen Steigerung zu „Zachäus Stutzl“ (siehe Anm. 45) vollauf.

⁵⁵ Urkunde über die Gewährung des Tischtitels, die im Personalakt fehlt, zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 67 f.

⁵⁶ SCHLICHT, Autobiographie, S. 36; SIGL, Schlicht, S. 68.

unter „Sonderheitliche Bemerkungen“ hinzu: „Feines, talentvolles, gebildetes Herrchen; a gentleman; spricht sehr geläufig englisch; taugt u. hat Neigung zum Missionar in Nordamerika“.⁵⁷

Waren schon bei der Priesterweihe im Hohen Dom zu Regensburg viele Geroldshausener Augen- und Ohrenzeugen des feierlichen Geschehens gewesen, so bereitete man dem Neupriester bei seiner Ankunft in der Heimat einen überaus festlichen Empfang, konnte sich doch in Geroldshausen keiner mehr daran erinnern, dass aus der Pfarrgemeinde jemals ein „geistlicher Herr“ hervorgegangen war. Für die auf das Fest Mariä Geburt anberaumte Primiz hatte Schlicht am 21. August die Erlaubnis eingeholt, sie bei guter Witterung wegen des begrenzten Fassungsvermögens der Pfarrkirche im Freien halten zu dürfen.⁵⁸ Zwar regnete es dann am 8. September fast bis zum Gottesdienstbeginn, doch tat dies einer zahlreichen Teilnahme der Gläubigen von weitem kaum Abbruch.⁵⁹

2. *Knappe drei Lustra des pastoralen Wirkens als Kooperator (1857–1870)*

Die enorm günstige Nachwuchssituation beim Weltklerus hatte zur Folge, dass für die 49 jungen Männer, die am 16. August 1856 zu Priestern geweiht worden waren, keine vakanten Kaplanstellen zur Verfügung standen. Um diese Misslichkeit zu überbrücken, wurden sie in das sogenannte Vorpraktikum geschickt, das Bischof Riedel auf Anraten des früheren Regens Amberger in den käuflich erworbenen Räumlichkeiten des säkularisierten Benediktinerklosters Ens Dorf an der oberpfälzischen Vils zur vertieften Einführung in die Seelsorgepraxis etablieren ließ.⁶⁰ Auch Schlicht kam im Herbst 1856 nach Ens Dorf und gehörte nach Monaten vergeblichen Wartens auf eine Beschäftigung im Weinberg des Herrn „unverhofft“ zu den ersten drei Priestern aus dem Kreis der Überzähligen (Supernumerarier), die eine oberhirtliche Anweisung erhielten.⁶¹ Um den 20. Januar 1857 bestellte ihn ein Schreiben des seit 1854 amtierenden Generalvikars Johann Baptist Lemberger (1793–1856) zum Kooperator II. Klasse in der niederbayerischen Marktgemeinde Ergoldsbach.⁶²

Der weitläufige Ergoldsbacher Pfarrbezirk zählte damals mit seinen fünf Filialen nahezu 2400 Seelen und wurde von vier Priestern betreut.⁶³ Neben Schlicht waren dies der Pfarrer Anton Jakob Ehrl (1803–1867), ein Oberpfälzer aus Beratzhausen,

⁵⁷ Beurteilung Dirschedls, Regensburg, 26. Juli 1856. BZAR, PA 3237.

⁵⁸ Schlicht an Bischof Riedel, Geroldshausen, 21. August 1856. BZAR, PA 3237. – Die Erlaubnis wurde mit Schreiben des Generalvikars Lemberger vom 26. August 1856 erteilt. Ebenda.

⁵⁹ SIGL, Schlicht, S. 68 f.

⁶⁰ Vgl. HAUSBERGER, Geschichte 2, S. 145.

⁶¹ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37. – Im Bittgesuch um Zulassung zum Pfarrkonkurs vom 30. April 1861 benannte er als Zeitraum seines Aufenthalts „im Priester-Seminar Ens Dorf“: 31. Oktober 1856 bis 22. Januar 1857. BZAR, PA 3237.

⁶² Lembergers Anweisung befindet sich nicht (mehr) im Personalakt. Doch laut Bittgesuch um Zulassung zum Pfarrkonkurs vom 30. April 1861 war Schlicht vom 22. Januar 1857 bis 30. März 1858 Kooperator in Ergoldsbach, wobei letzteres Datum in 30. Mai zu korrigieren ist, da seine Versetzung auf einen anderen Posten erst mit Schreiben vom 28. Mai 1858 erfolgte. BZAR, PA 3237.

⁶³ So die Angaben der auf die Pfarreibeschreibung von 1860 gestützten Bistumsmatrikel 1863, S. 351–353; worauf sich SIGL, Schlicht, S. 76 bezieht, der von „neun Filialen und 1419 Seelen“ spricht, konnte ich nicht ergründen.

der Kooperator I. Klasse und spätere Domvikar Joseph Anton Rohrmiller (1822–1899) sowie Johann Georg Schießl (1832–1887), ein Kurskollege Schlichts, der die Frühmesserstelle innehatte. Die Sozialstruktur Ergoldsbachs befand sich damals im Umbruch. In der von Haus aus ländlich geprägten und bäuerlich dominierten Marktgemeinde war seit 1842 infolge der Gründung einer Ziegelei eine Arbeitersiedlung im Entstehen begriffen, die nicht nur Rückwirkungen auf ihre Umwelt hatte, sondern auch in pastoraler Hinsicht besondere Probleme aufwarf, vor allem deshalb, weil der Marktrat gegen die Heiratsabsichten der mit Hungerlöhnen abgesehenen „Fabrikler“ häufig ein Veto einlegte, um etwaigen Hilfeleistungen aus der kommunalen Armenkasse vorzubeugen.⁶⁴ Schlicht, der die missliche Situation der Betroffenen aus der eigenen Familiengeschichte kannte, fasste den Entschluss, die Verweigerung der Heiratslizenz auf der Kanzel als unchristlich anzuprangern. Doch Pfarrer Ehrl strich den entsprechenden Passus seines vorgelegten Predigentwurfs und gab ihm zu bedenken: „Eine Stunde nach dieser Predigt, mein lieber Herr Kobradra, glauben Sie mir, ich weiß es, würde Sie der Marktrat beim Bischof überschreiben. ... Ihre Predigt ist erstklassig, aber eben ...“⁶⁵ Überhaupt scheint es Ehrl vorzüglich verstanden zu haben, auf den jungen Hitzkopf aus der Hallertau mäßigend einzuwirken. Seiner Qualifikationspflicht trug er am 15. Juni 1857 unter ausdrücklichem Hinweis auf Schlichts Versiertheit in den Fremdsprachen Englisch, Französisch und Italienisch hinsichtlich des sittlichen Verhaltens mit den prägnanten Sätzen Rechnung: „Das Wirtshaus besucht er gar nicht. Die übrigen Dinge⁶⁶ kennt er nicht.“⁶⁷

Vom 28. Mai 1858 datiert ein Schreiben des Generalvikars, das Schlicht im zeit-typischen Kanzleistil aufforderte, „sich ungesäumt als Aushilfspriester nach St. Nikola bei Landshut zu begeben,“⁶⁸ woraufhin Pfarrer Ehrl den Vollzug dieses „Marschbefehls“ ebenso lakonisch bestätigte: „Am 1. Juni verfügte er sich nach Landshut.“⁶⁹ Die Anweisung dorthin konnte der Sechszwanzigjährige nur als Versetzung auf einen Strafposten empfinden, denn in der an die 1350 Seelen zählenden Landshuter Vorstadtparrei links der Isar, zu der auch das Zisterzienserinnenkloster Seligenthal gehörte, gab es noch keine dotierte Kaplanstelle.⁷⁰ Der vormalige Kooperator war somit quasi zum Supernumerarier degradiert worden, dessen ganzer Verdienst sich im täglichen Messstipendium von 37 Kreuzern erschöpfte. Doch verstand sich Schlicht hervorragend mit seinem neuen Chef, dem Pfarrer Georg Windmaisser (1803–1870). Dieser hat ihn dann als Pfarrer von Tunding wenige Monate vor seinem Tod noch einmal zu sich geholt.⁷¹ In Landshut aber gab er ihm den wohlmeinenden Rat, den Bischof um Versetzung auf einen einträglicheren Posten zu bitten.⁷²

⁶⁴ Vgl. SIGL, Schlicht, S. 76; WAX, Schlicht, S. 6 f.

⁶⁵ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 77 f.

⁶⁶ Sie beziehen sich auf die Stichworte „Trunk-, Spiel- oder Jagdliebe“ und „Umgang mit dem anderen Geschlecht“ im Vordruck.

⁶⁷ In allen drei Kategorien (Fähigkeiten, Amtseifer und moralisches Betragen) erhielt Schlicht von Ehrl die Note 1. Qualifikationstabelle, Ergoldsbach, 15. Juni 1857. BZAR, PA 3237; vgl. auch SIGL, Schlicht, S. 79 f.

⁶⁸ Lemberger an Schlicht, Regensburg, 28. Mai 1858. BZAR, PA 3237.

⁶⁹ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 81.

⁷⁰ Bistumsmatrikel 1863, S. 43 f.

⁷¹ Siehe unten S. 147–149.

⁷² Vgl. SIGL, Schlicht, S. 81 f.

Am 28. Mai 1859 – bemerkenswerterweise unterm gleichen Datum, an dem im Vorjahr die Anweisung nach Landshut ergangen war – befolgte Schlicht Windmaissers Rat und trug dem neuen Bischof Ignatius von Senestrey (1858–1906) seine unerquickliche Lage brieflich vor. Das tägliche Messstipendium, schrieb er, sei seine einzige Einnahme, denn selbst Rechnisse für Versehänge („Provisurganggelder“) dürfe er nicht beanspruchen, weil sie zum Einkommen des Pfarrers zählten, das überwiegend aus Stolgebühren bestehe. „Um nun dieser prekären Stellung enthoben zu werden und um eine pekuniäre Aufbesserung zu erlangen vornehmlich zur Unterstützung der armen verwitweten Mutter,⁷³ bitte er, der Bischof möge „ihn des gegenwärtigen Aushilfspostens in Gnaden entheben, und ihm einen andern Seelsorgposten ertheilen“. Dürfte er einen Wunsch äußern, so wäre es der „nach einem Posten, wo mehrere Priester sind, z. B. Gangkofen, von wo Herr Unterholzner fort kommen wird.“⁷⁴ Sein Bittgesuch fand Erhörung. Mit Schreiben des neuen Generalvikars Johann Michael Reger (1807–1881) wurde er um den 20. August 1859 zwar nicht nach Gangkofen versetzt, jedoch in die mindestens genauso gut situierte Pfarrei Oberschneiding südöstlich von Straubing am Rande des Gäubodens,⁷⁵ die damals nur Schneiding hieß.⁷⁶ Vermutlich hat zur Anweisung dorthin auch die sehr positiv ausgefallene Beurteilung des Pfarrers Windmaisser beigetragen. Er rühmte wie schon Ehrl die Fremdsprachenbegabung seinen Hilfspriesters, dabei zusätzlich das Spanische erwähnend, gab ihm dreimal die Bestnote 1, qualifizierte das Wirken auf der Kanzel, im Beichtstuhl, in der Schule und am Krankenbett als „beständig unermüdet“ und schrieb in die für die „Verwendung der Nebenstunden“ vorgesehene Rubrik: „Studium und Gebet – zur Erholung ein Spaziergang.“⁷⁷

Die ein volles Jahrzehnt währende „gauländische Zeit“ nimmt in Schlichts autobiographischer Skizze einen vergleichsweise breiten Raum ein. Im ersten Satz ihrer Schilderung gibt er über seine Position und seinen Vorgesetzten Auskunft wie folgt: „Schneiding im Gäuland [war] 1859–1869 sein dritter [Posten]: 5 Jahre als Unter- und zweiter, 5 Jahre als Ober- und einziger Kaplan beim Pfarrer und Dechant Tobias Leutner aus Bodenmais, der eine äußerlich geräuschlose, aber innerlich markvolle Seelsorge geführt hat und in Gesinnung, Rede und Leben durch alle Zeiten zu den Musterpfarrern des Bistums zählt.“⁷⁸

Schlicht war also die ersten fünf Jahre in Schneiding der „Unterkaplan“. Als solcher hieß er im Volksmund der „kloa Herr“, wobei diese Titulierung nichts mit seiner Statur zu tun hatte. In einer Humoreske, die von seinem Missgeschick als „Kavallerist“ erzählt, hat er selbst die Frage aufgeworfen, wer denn der „kloa Herr“ sei, und hierzu auskunftsfreudig mitgeteilt: „Das ist ein jungs Kooperaterl, den der

⁷³ Schlichts Vater war am 20. März 1857 im Alter von 54 ½ Jahren an „Magenverhärtung“ gestorben. BZAR, Matrikeln Geroldshausen Bd. 5, S. 68 (Fiches 72).

⁷⁴ Schlicht an Bischof Senestrey, Landshut, 28. Mai 1859. BZAR, PA 3237; vgl. auch SIGL, Schlicht, S. 82.

⁷⁵ Das Anweisungsschreiben befindet sich zwar nicht (mehr) im Personalakt, doch vermerkte Schlicht im Bittgesuch um Zulassung zum Pfarrkonkurs vom 30. April 1861, dass er bis 24. August 1859 Kooperator „in der Vorstadt S. Nicola bei Landshut“ war. Am 12. September 1859 teilte der Oberschneidinger Pfarrer Tobias Leutner der oberhirtlichen Behörde mit, dass der Kooperator Schlicht am 3. des Monats eingetroffen sei. BZAR, PA 3237.

⁷⁶ So auch in der Bistumsmatrikel 1863, S. 413 f.

⁷⁷ Qualifikationstabelle, unterzeichnet von Pfarrer Windmaisser, Landshut, 19. August 1858. BZAR, PA 3237; vgl. SIGL, Schlicht 82.

⁷⁸ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37.

Bischof vorrätig hat und gewöhnlich erst aus der Pfanne heraus. Der Oberkooperator ist auf alte Einkünfte fest gestiftet. Nicht so der ‚kloa Herr‘: den halten sich der Pfarrer und die Bauern auf eigene Faust. Der Pfarrer beherbergt und speist ihn aus, gibt ihm ein Wochengeld und läßt ihm etwas von Leichen und Kindstauen; die Bauern statten ihn mit einer Weizenkollektur aus, das tun sie mit Stolz und Freuden, damit sich mehr schwingt in der Kirche und sie eine levitierte Christmetten und, wenn Bauern sterben, ein ‚dreispänniges‘ Begräbnis und Requiem haben. Es kann sich schicken, daß der Oberkooperator nur fünf Schuh lang ist [wie Schlicht!]; tut gar nichts, darum heißt er dennoch der ‚groß Herr‘. Und der Unterkooperator ist sechs Schuh lang; macht gar nichts, deshalb heißt er dennoch der ‚kloa Herr‘. Er gedeiht selbstverständlich nur da, wo es reiche bayerische Bauern gibt. Auch haben manche Zeitläufte den ‚kloa Herrn‘ gar nicht, wie z. B. unser gegenwärtiges Jahrzehnt [1870er Jahre]. Aber ums Jahr 1860 herum gab es die kloa Herrn reichlich und nach Auswahl.⁷⁹

Bei Schlichts Anweisung verfügte die rund 1500 Seelen zählende Pfarrei Schneiding nur über *eine* fundierte Kaplanstelle, die Joseph Pritzl (1826–1906), der spätere Pfarrer von Leiblfing, innehatte. Doch beherbergte Tobias Leutner (1805–1877), der die Gäuboden-Pfarrei 1854 übernommen hatte, schon vor Schlicht einen „kloa Herrn“ im Pfarrhof. Hierbei handelte es sich um Franz Xaver Witt (1834–1888), einen vielseitig begabten Lehrerssohn aus Walderbach am Regen, den sein Organisationstalent in den sechziger Jahren zum Wortführer einer weit um sich greifenden kirchenmusikalischen Reformbewegung werden ließ, die sich die intensive Pflege des Gregorianischen Chorals und der altklassischen Vokalpolyphonie aufs Panier schrieb.⁸⁰ Da Witt ein Kurskollege Schlichts war und gleich ihm 1856 die Priesterweihe empfangen hatte, dürfte er an seiner Versetzung nach Schneiding nicht unbeteiligt gewesen sein. Vermutlich war sogar er es, der Leutner bewogen hat, den Bischof um die Anweisung des darbanden Kaplans der Landshuter Pfarrei St. Nikola zu bitten. An Arbeit für einen zusätzlichen pastoralen Mitarbeiter fehlte es ohnedies nicht, weil der kirchliche Selbstvortrag in Wort und Sakrament damals in der Pfarrei Oberschneiding eine Dichte aufwies und auf eine Akzeptanz stieß, die größer kaum hätten sein können. Zurückzuführen war dies hauptsächlich auf Leutners Vorgänger, den „Segenspfarrer“ Franz Sales Handwercher (1792–1853).⁸¹ Er ließ hier ab 1836 den Geist jener vorbildlichen Priestergestalten zur seelsorgerlichen Tat werden, die ihn selbst maßgeblich geprägt haben: den Geist des Landshuter Professors für Pastoraltheologie Johann Michael Sailer (1751–1832) und intensiver noch den des Regensburger Seminarregens Georg Michael Wittmann (1760–1833). Der in Schlichts literarischem Werk wiederholt dokumentierte außergewöhnliche Frömmigkeitseifer der Schneidinger Bevölkerung, den Witt durch detaillierte Angaben zum Wirken der

⁷⁹ SCHLICHT, Bayerisch Land, S. 104. – Schlichts unmittelbarer Vorgänger in Schneiding, der nachfolgend wiederholt genannte Kurskollege Witt, gibt über den „kloa Herrn“ weniger poetisch Auskunft wie folgt: „Die Pfarrei wird versehen von einem Pfarrer und einem Kooperator. Da aber damals die Arbeit etwas viel war, weil der Pfarrer auch einen völligen Neubau der Pfarrgebäude ... beabsichtigte, da ferner damals Ueberfluß an Geistlichen in der Diözese herrschte, so bat der damalige Pfarrer um ‚einen zweiten Kooperator‘ ...“ WITT, Erinnerungen, S. 201.

⁸⁰ Näheres hierzu bei HAUSBERGER, Geschichte 2, S. 168.

⁸¹ Siehe zu ihm August LEIDL, Pfarrer Franz Sales Handwercher, in: Bavaria Sancta. Zeugen christlichen Glaubens in Bayern, hg. v. Georg SCHWAIGER, Bd. 2, Regensburg 1971, S. 332–358.

Ortsgeistlichen im Beichtstuhl und auf der Kanzel untermauert,⁸² war somit zu-
vorderst eine Frucht von Handwerchers charismatischem Wirken.⁸³

Was Schlicht selbst angeht, so fühlte er sich auf seinem neuen Posten von Anfang
an ungemein wohl, und zwar aus mehreren Gründen: Zum einen bot ihm die Posi-
tion des Unterkaplans einen beträchtlichen Freiraum, eigenen Interessen und Nei-
gungen nachzugehen; zum anderen entsprach die Sozialstruktur der Pfarrei ganz
und gar seiner Vorliebe für das bäuerliche Milieu, mit dem er von klein auf vertraut
war; zum dritten schlug ihm seitens der Bauernschaft große Zuneigung entgegen.
Dem war offenbar nicht nur so, weil sich die Bauern für das Wohlergehen des zusätz-
lichen Kaplans ein Stück weit verantwortlich erachteten, sondern allem Anschein
nach auch deshalb, weil der neue „kloa Herr“ weit umgänglicher war als die strengen
und bisweilen recht kleinlichen Pfarrer Handwerker und Leutner. Jedenfalls kann
man aus zahlreichen Erzählungen Schlichts, die Beobachtungen und Erlebnisse in
Schneiding zur Sprache bringen, heraus hören, wie sehr es ihm dort behagte und dass
man ihn ins Herz geschlossen hatte. Davon zeugt auch der einschlägige Passus seiner
autobiographischen Rückschau: „Diese gauländische Zeit, namentlich die frühere
Hälfte, war überaus schön, so schön, daß ihm der Gedanke oder gar das Fieber: auch
einmal Pfarrer zu werden, nicht im entferntesten kam. ... Im Verkehr mit der ganzen
rund umliegenden Geistlichkeit fehlte nichts; denn auf allen vier Weltecken des
Pfarrsprengels hatte er seinen Bauer, der einen Schießer für ihn bereit hielt, im
Sommer mit Kutsche, im Winter mit Schlittengeißel, einige Zeit gab es sogar einen
habsburgischen Husarenbraun aus dem italienischen Feldzug von 1859 zum Aus-
ritte. Noch heute, nach 35 Jahren und bei zufälligen Begegnungen, strecken ihm
stämmige Gauländer, mit Schnauzbärten und ohne, zum Gruß die Hände entgegen:
,Sie kennen uns nicht mehr? Wir sind Ihre eh'maligen Schulbuben. Sie haben uns
brav durchgewichst, aber dann auch wieder gern gehabt!‘“⁸⁴

Setzt man diese begeisterte Bekundung in Bezug zum literarischen Werk Schlichts,
dann legt sich die Schlussfolgerung nahe, dass er in seinen Schneidinger Jahren die
stärksten Eindrücke niederbayerischen Bauernlebens empfangen hat. In Sigls poeti-
scher Diktion nimmt sich die gleiche Schlussfolgerung so aus: „Schneiding, diese
Bauernmetropole, darf sich rühmen, Schlichts Bild vom Baiern und Bauern wesent-
lich geprägt zu haben. Die Pfarrei und die umliegenden Bauerndörfer bilden den
Goldgrund zu unzähligen Szenen und Bildern. Die Menschen selbst malten mit
ihrem Leben, ihrer Arbeit und Mentalität, ihren Sitten diesen Grund, prägten
Schlichts Vorstellungen. Er liebte die Leute, so wie sie waren, mit ihrem Dorfjux, wie
sie einander aufzwickten, miteinander kämpften, die Kleinen gegen die Großen. Der
sich um die Seelen sorgt, entdeckt auch den Menschen als das eigentliche Studium
der Volkskunde.“⁸⁵

Wie aber kam es, dass der „kloa Herr“ von Schneiding unter die Schriftsteller
ging? Schon unsere Fragestellung bedarf der Modifizierung, weil es erst der „groß'
Herr“ war, der sich literarisch zu betätigen begann. Animiert dazu beziehungsweise,
wie Schlicht ausdrucksstärker formuliert, „gekeilt“ hat ihn sein Mettener Studien-
freund Georg Aichinger (1835–1916). Dieser, ein Bauernsohn aus dem Dorf Kogl in

⁸² WITT, Erinnerungen, S. 201–203.

⁸³ Erläuterungen dazu bei WITT, Erinnerungen, S. 204 f. und PEINKOFER, Gäubodenfahrt,
S. 12.

⁸⁴ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37.

⁸⁵ SIGL, Schlicht, S. 87.

der Bayerwaldpfarrei Achslach bei Viechtach, war im November 1857 zum Priester geweiht worden und hatte dann ab April 1858 nahezu zehn Jahre lang die Kaplanstelle in Pondorf inne, ehe er um die Jahreswende 1867/68 zum Beichtvater und Administrator des Klosters der Elisabethinen in Straubing-Azlbürg bestellt wurde, um auf diesem Posten fortan über ein Vierteljahrhundert das *Straubinger Tagblatt* zu redigieren. Seine vielseitige Belesenheit und die Eleganz seiner Schreibfeder hatte Aichinger schon in Pondorf unter Beweis gestellt, unter anderem mit einem Lebensbild Sailers, der ersten und auf Generationen hin einzigen Sailer-Biographie überhaupt.⁸⁶

Als sich die beiden Studienfreunde 1868 erstmals wieder begegneten, vermutlich in Straubing, sagte Aichinger zu Schlicht: „Du könntest mir ja auch etwas für meine Zeitung schreiben!“ Schlicht „lachte und wiegte ungläubig sein Haupt; auf Bejahung und Zureden begann er aber dann doch Landskizzen zu schreiben unter dem Titel: ‚Von der Hienharther Höhe‘. Anfangs ausschließlich mit Humor gewürzte und nicht ungerne gelesene Lektüre, mit der Zeit aber auch politische und kirchliche Artikel ernststen Inhaltes.“⁸⁷ Sigl skizzierte das Wiedersehen mit Aichinger anhand einer Schilderung Schlichts aus den letzten Lebensjahren, die sich in seinem Nachlass fand. Aus ihr geht hervor, dass Aichinger den Mitbruder vor allem mit dem biblischen Gleichnis von den Talenten „gekeilt“ hat, indem er ihm vor Augen stellte, dass er „von Gott wenigstens die letzten zwei Talente der Parabel Christi habe“, und sie müsse er „hier auf dieser Welt beim Straubinger Tagblatt gewissenhaft mit allem Fleiß und Treuschwur für Gott verwalten.“⁸⁸ Der Schneidinger Kaplan entsprach daraufhin dem Wunsch des Redakteurs und verfasste eine erste „Landskizze“ über das Ernteleben im Gäuboden. Sie erschien in zwei Teilen unter dem Titel „Von der Hienhardter Höhe“ am 18. Juli und 24. August 1868 im *Straubinger Tagblatt*.⁸⁹ Später wurde sie wie viele weitere Skizzen dem Hauptwerk einverleibt, freilich überarbeitet und betitelt mit „Bayerisches Ernteleben“.⁹⁰

Die von Sigl zitierten Aufzeichnungen Schlichts über seine wegweisende Wiederbegegnung mit Aichinger schließen mit dem Satz: „Und topp, das erste, was ich schusterte und Aichinger zu Probe und Meisterstück einschickte, fand das helle Entzücken seiner Leser.“⁹¹ Nicht hellauf entzückt über seinen literarischen Erfolg dürfte allerdings Pfarrer Leutner gewesen sein, hatte er doch, wie man den Qualifikationstabellen der Jahre 1860 bis 1869 entnehmen kann,⁹² am pastoralem Engagement seines Kaplans gar manches auszusetzen. Gleichwohl war Leutner damit einverstanden, dass der „kloa Herr“ 1864 als Nachfolger Pritzls auf der fundierten Kaplanstelle zum Oberkaplan aufstieg. Nur bedarf Schlichts Angabe in der Autobiographie, er sei in dieser Position fünf Jahre lang einziger Kaplan gewesen, der Korrektur, weil bis 1867 nachgewiesenermaßen Georg Dinauer (1826–1889) aus Beratzhausen seine vorherige Position eingenommen hat, so dass sich die alleinigen Dienstjahre unter Leutner von fünf auf zwei reduzieren.

⁸⁶ Georg AICHINGER, Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg. Ein biographischer Versuch, Freiburg i. Br. 1865. – Bereits 1860 war Aichingers erstes Buch „Das Kloster Metten und seine Umgebung“ bei Thoman in Landshut erschienen.

⁸⁷ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37.

⁸⁸ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 97.

⁸⁹ Die Erstfassung ist wiedergegeben bei SIGL, Blauweiss, S. 181–190.

⁹⁰ SCHLICHT, Bayerisch Land, S. 289–300.

⁹¹ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 97.

⁹² BZAR, PA 3237.

Rupert Sigl hat in seine Schlicht-Biographie auch ein „Konvolut“ von Briefen Schlichts an seinen Intimus Witt eingearbeitet, auf das ihn Dr. August Scharnagl (1914–2007), der langjährige Kustos der Proskeschen Musikbibliothek in Regensburg, hingewiesen hat.⁹³ An einem dieser Briefe vom April 1863, der sich wie manch anderer bedauerlicherweise nicht mehr in dem auf ganze fünf Dokumente zusammengesetzten „Konvolut“ befindet, demonstrierte er das nicht immer konfliktfreie Verhältnis zwischen Schlicht und Leutner. Dem Brief voraus ging ein Zerwürfnis Schlichts mit dem Pfarrer, dem „in seinem Gedankenkreise verschrumpften Herrn“, dessen Anlass er „lieb Fränzchen“ alias Franz Xaver Witt wohl kurz dargelegt hat. Dann beteuerte er seinem Schneidinger Vorgänger, es sei ihm nunmehr völlig gleichgültig, ob ihn Leutner für den Posten des Oberkaplans geeignet finde oder nicht, und fuhr wörtlich fort: „Ob man über mich seufzt oder grübelt, was schere ich mich?! Um pfarrhöffliche Gunst zu buhlen, fällt mir nicht mehr ein. Lebte ich nicht fast eines fünfjährigen gemütlich-fröhlichen Bewußtseins zu entsprechen – und siehe, man tat wunderbar. Was der Henker kümmert’s mich, ich bin nicht so schwachnervig, ich kann auch ohne pfarrliche Zuneigung leben – und famos leben, ich mache eben zu Zeiten Ausflüge nach Aiterhofen, Piebing, Reissing, Hienhardt, wir ‚schwingen‘ (den Eichelober), lachen und handhaben alles, was erholt, denn der Mensch muß a Freud haben! ... Soviel ist mir klar geworden, daß man die Leutner’sche Gesamtanschauung der Dinge keineswegs zu vergöttern braucht.“ Allerdings fügte er dem heftigen Gemütserguss ein Postskriptum an, das Mitleid mit dem vom Ischias geplagten Pfarrer, der öfters weine und vom Resignieren spreche, bekundete und den über ihn geäußerten Missmut beträchtlich relativierte: „Die Pfarrei würde an ihm vielleicht den geeignetsten Pfarrer verlieren, ich würde ihn sehr ungern vermissen; denn er ist doch ein recht humaner guter Vorgesetzter.“⁹⁴

Bereits zwei Jahre zuvor hatte sich der Schneidiger „kloa Herr“ dem sogenannten Pfarrkonkurs unterzogen, worunter die für die Übernahme eines Pfarramtes kirchenrechtlich vorgeschriebene Eignungsprüfung zu verstehen ist, bei der theologisches Fachwissen und praktische Fähigkeiten nachzuweisen sind. Seinem Bericht zufolge ließ er sich „wegen des Pfarrkonkurses von 1862 [korrekt: 1861]“⁹⁵ kein einziges graues Haar wachsen“, sondern „schusterte ihn mit den anderen 125 einfach auch mit“, weil er damals „nicht im entferntesten“ daran dachte, selbst einmal eine Pfarrei zu übernehmen. Wie in seiner Gymnasialzeit wurde er beim Konkurs „wie-

⁹³ SIGL, Schlicht, S. 99.

⁹⁴ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 100. – Witt berichtet, dass sich Pfarrer Leutner trotz seines offenen Fußes, der während der Nacht „oft zur Größe eines ‚Wasser-Eimers‘, also furchtbar angeschwollen war“, an Sonn- und Feiertagen regelmäßig bereits morgens um 4 Uhr in den Beichtstuhl begab, und resümiert in seinen 1882 niedergeschriebenen Erinnerungen zu Leutners Wirken: „Er ist mir noch heute nach 26jährigen Erfahrungen das unerreichte Muster eines Seelsorgers, dessen Sorgen und Denken ganz in seiner Pflicht aufging.“ WITT, Erinnerungen, S. 203.

⁹⁵ Dass sich Schlicht nicht, wie in der Autobiographie angegeben, 1862, sondern 1861 der Eignungsprüfung für das Pfarramt unterzogen hat, belegt der einschlägige Faszikel des Personalakts unzweideutig. Sein Bittgesuch an den Bischof „um gnädigste Zulassung zur Pfarr- und Predigtamts-Concursprüfung“ datiert vom 30. April 1861. Verschlissen beigefügt hat er ihm Zeugnisse der Distrikts-Schulinspektion Straubing II in Aiterhofen vom 12. April und des Landgerichts Straubing vom 28. April 1861. Das von Generalvikar Reger unterfertigte Qualifikationszeugnis des Bischöflichen Ordinariats trägt das Datum 16. Mai 1861; in ihm ist die wissenschaftliche Bildung mit „vorzüglich“ (Note 2), der Amtseifer ebenfalls mit „vorzüglich“ und das sittliche Betragen mit „ausgezeichnet“ (Note 1) bewertet. BZAR, PA 3237.

der beinahe ganz genau der Kern- und Mittelmann mit Einstellung in das Folium der Pfründen für 1861 [korrekt: 1871].⁹⁶ Um mit einer noch exakteren Angabe aufzuwarten: Unter den 126 Teilnehmern erzielte er die Platzziffer 69 und unter den 99 vergebenen Dreiern nahm er den Rang 57 ein.⁹⁷

Wie erwähnt, war Schlicht nach dem Weggang Dinauers einziger Kaplan in Schneiding. Offenbar kam es in dieser Zeit vermehrt zu Reibereien und Konflikten mit Leutner, so dass er spätestens anfangs Oktober 1869 den unumstößlichen Entschluss fasste, der Pfarrei den Rücken zu kehren, selbst um den Preis der Versetzung auf eine Kooperatur II. Klasse. Bei der Suche nach einem geeigneten Posten nahm er die Mithilfe seines Freundes Witt in Anspruch, der, weil in Regensburg tätig, bei Bedarf auch den für Personalfragen zuständigen Generalvikar rasch kontaktieren konnte. Um den 10. Oktober machte ihn Witt auf eine zur Wiederbesetzung anstehende Kaplanstelle der 1500-Seelen-Pfarrei Hohenthann im Dekanat Altheim aufmerksam, worauf er ihm am 13. Oktober zurückschrieb, dieser Posten komme für ihn deshalb nicht in Frage, weil der dortige Pfarrer schon „ein graulicher Alter“ sei, der „vielleicht über kurz oder lang ad patres gehen“ werde und er dann bis zur Nachfolgeregelung als Provisor zu fungieren hätte, „was ich eben nicht mag“. Im gleichen Brief teilte er Witt mit, dass ihm bei der gestrigen Herbstkonferenz der Pfarrer von Altenbuch angetragen habe, zu ihm zu kommen, und meinte hierzu: „Hm, Altenbuch, schönes Einkommen, schöner Pfarrhof – aber im Gäu, u. ver-teufelt öd, unlandschaftlich, unromantisch, Weiz, Weiz, aber keine Gegend.“ Auch habe er unlängst einen Brief von Georg Windmaisser, seinem früheren Chef in Landshut und jetzigen Pfarrer von Tunding, erhalten, der ihn „mit offenen Armen“ und „toto desiderio“ aufnahme, sofern er sich mit einer Kooperatur II. Klasse begnügen wollte. Wie er Witt weiter berichtete, hielt er in besagter Dekanatskonferenz ein Referat, für das ihm „selbst Herr decanus Leutner ... grosses Lob“ spendete. Beim anschließenden geselligen Beisammensein habe er zur Gitarre gegriffen und mehrere lustige Volkslieder zum Besten gegeben, was mit einem beifälligen Gejohle bedacht wurde, „dergleichen im Pfarrhof Schneiding regnante Leutner noch nie gehört worden“. Schließlich verhehlte er dem mit den Schneidinger Gegebenheiten bestens vertrauten Freund auch nicht, dass ihn Leutner „nicht einmal gern“ verliere; „aber nur bin ich satt von Schneiding satt bis in die Ohren, mag nicht mehr.“⁹⁸

Fünf Tage später richtete Schlicht an Witt, der ihn zwischenzeitlich über die voraussichtlich vakant werdende Kooperatur I. Klasse in der Pfarrei Ottering informiert hatte, die Bitte, dem Generalvikar Reger einen Brief zu überbringen, in dem er seine „ganze Angelegenheit“ dargelegt habe, und bei ihm solange zu bleiben, „bis er ihn gelesen“. Dann falle die Entscheidung zwischen Ottering und Tunding, die er ihm sogleich kommunizieren solle.⁹⁹ Doch weil bei der Wiederbesetzung der Pfarrei Ottering nicht jener Bewerber zum Zug kam, den Witt benannt hatte und bei dem Schlicht „am liebsten“ gewesen wäre, aber wohl auch, um eine rangmäßige Abstufung zu vermeiden, bot ihm Reger als Alternative die Anweisung auf die Kooperatur I. Klasse in der Pfarrei Taufkirchen bei Eggenfelden an. Postwendend, so berichtete er Witt am 29. Oktober, habe er den Generalvikar gebeten, er möge ihn

⁹⁶ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37.

⁹⁷ „Resultat des Pfarr-Concurses 1861“, mit roter Tinte vermerkt auf dem Bittgesuch um Zulassung zum Konkurs. BZAR, PA 3237.

⁹⁸ Schlicht an Witt, Oberschneiding, 13. Oktober 1869. BZBR, ProskeMA, KorrWitt.

⁹⁹ Schlicht an Witt, Oberschneiding, 18. Oktober 1869. BZBR, ProskeMA, KorrWitt.

mit Taufkirchen „verschonen“, und tat seinem Freund auch ungeschminkt kund, weshalb er das Angebot ausgeschlagen habe: „Meinen Hals (der sich immer difficiler geberdet) zu Rathe ziehend wünsche ich definitiv keinen I. Coop.-Rackerposten mehr, mir graut vor Tischtitel u. Emeritenfond, provisus [Vorsorge], das empfiehlt sich. Ich habe, um eine ‚Frette‘ (Expositur etc.) anzutreten, die übrige Geldmacherei; ich verachte sie vom Grund des Herzens; diese Mammonsorgen – pfui Teufel, man wird zum öden freudlosen Rackerer!“ Er habe die Angelegenheit zehnmal überdacht und dabei die feste Überzeugung gewonnen, dass ihm Tunding, nachdem Ottering nicht mehr in Frage komme, „das erwünschteste Plätzchen“ sei und die damit verbundenen Schatten „durch ebensoviel Licht zur Gänze aufgewogen“ werden. Der dortige alte Pfarrer schreibe ihm ein ums andere Mal, dass er ihn „mit offenen Armen“ aufnehme und der Umzug keine Kosten verursache, da er ihm hierfür seinen Baumann schicken werde. Zwar trage die Kooperatur in Taufkirchen mit 400 Gulden jährlich um etwa 30 Gulden mehr ein als die Tundinger, doch seien die damit verbundenen Strapazen nicht nur um 30, sondern um dreimal 30 Gulden größer. Auch liege Tunding nicht sonderlich weit von der Bahn entfernt, Taufkirchen aber in dieser Hinsicht „am Ende der Welt“. Außerdem seien die beiden Taufkirchener Kooperatoren nicht im geräumigen Pfarrhof untergebracht, sondern in „Wohnungen über dem Hühnerstall (Wanzen!)“.

Bevor Schlicht mit diesem Brief Witt erneut um einen Gefallen bat, kam er noch einmal auf seinen Schneidinger Vorgesetzten zu sprechen. Nicht näher bezeichnete Ungeschicklichkeiten Leutners, den er als „Geldmann“ apostrophierte, der „seine Schuldigkeit nicht gethan hat“, hätten maßgeblich dazu beigetragen, dass er das „goldene Capitel“ [Dekanat Pilsting] verlassen und namentlich aus dem „Bezirksamt Straubing“, in dem er „hoch‘-schwarz stehe“, scheiden möchte. Sein Entschluss sei wegen Leutners Verhalten endgültig: „Warum soll ich denn jedesmal die Castanien für ihn aus dem Feuer holen?! Mag nicht mehr!“ Zwar bleiben diese Andeutungen allesamt rätselhaft, doch weil Schlicht sehr daran gelegen war, Schneiding noch vor den am 25. November 1869 stattfindenden Landtagswahlen zu verlassen, hat er sich möglicherweise – vielleicht sogar auf Drängen Leutners – durch politische Parteinahme in der Presse beim Bezirksamt missliebig gemacht. Aber wodurch auch immer der Versetzungswunsch motiviert war: Auf seinem bisherigen Posten wollte er keinesfalls mehr bleiben. „Von Schneiding sehne ich mich aufrichtig fort“, schrieb er Witt und fügte hinzu, „mag’s ein Andrer 10 Jahr probieren, er geht auch fort von allem Mammon.“

Da ihm der Generalvikar die Anweisung nach Tunding versprochen hatte, wenn er dies „ernstlich wünsche“, bat er den Freund, erneut bei Reger vorzusprechen und ihm zu sagen, „er möge es thun.“¹⁰⁰ Infolgedessen erfolgte am 19. November, also noch etliche Tage vor den Wahlen, seine Versetzung.¹⁰¹ Damit hatte im Widerstreit der doppelten Interpunktion, mit der im Brief an Witt ein von erheblichen Gefühlschwankungen zeugendes Raisonement versehen ist, das Ausrufezeichen über das Fragezeichen den Sieg davongetragen. Und dieses Raisonement lautet: „Sonderbar: ich gebe eine hübsch erträgliche I. Cooperatur ab gegen eine bescheidenere II., u. so difficil ist das Ding?!“¹⁰²

¹⁰⁰ Schlicht an Witt, Oberschneiding, 29. Oktober 1869. BZBR, ProskeMA, KorrWitt.

¹⁰¹ Reger an Schlicht, Regensburg, 19. November 1869. BZAR, PA 3237; vgl. SIGL, Schlicht, S. 102.

¹⁰² Wie Anm. 100.

Wie es scheint, wurde Schlicht in Tunding nicht nur vom Pfarrer, sondern auch von der Bevölkerung mit offenen Armen aufgenommen. Denn für seine schriftstellerische Betätigung erwies sich das kurzzeitige Wirken in der mit dem Filiationdorf Lengthal knapp 1000 Seelen zählenden Pfarrei nördlich von Dingolfing als ungewöhnlich fruchtbar, wohl nicht zuletzt auch deshalb, weil sich das Brauchtum in der holzländischen Abgeschlossenheit links der Isar ursprünglicher präsentierte als im gauländischen Bezirk. Wie Sigl dem handschriftlichen Nachlass entnehmen konnte, hat Schlicht in Tunding das Sujet für sein Büchlein *Die altbayerische Land-Hochzeit* aufgezeichnet und darüber hinaus reiches Material für eine Reihe weiterer Schilderungen gesammelt, vornehmlich für solche, die mit den Lebenswenden von Geburt, Eheschließung und Tod zu tun haben.¹⁰³ Dabei kam ihm wohl auch zugute, dass ihm der 67-jährige Pfarrer Windmaisser, der offenbar schon gesundheitlich beeinträchtigt war, die Spendung von Sakramenten und Sakramentalien einschließlich der Teilnahme an den damit verbundenen Festivitäten bereitwillig überließ.

Als Windmaisser am 30. April 1870 unerwartet starb, hatte Schlicht etliche Monate als Pfarrverweser zu fungieren, was ihm entgegen der früher bekundeten Abneigung gegen ein Provisorat¹⁰⁴ wegen des Wohlwollens der Bevölkerung offenbar nicht sonderlich schwer fiel. Mit der Übernahme der Pfarrei durch Peter König (1819–1897) aus Neuhaus in Böhmen am 31. August 1870 wurde er wieder Kooperator, verblieb jedoch in dieser Position nur mehr wenige Wochen in Tunding, weil er am 22. August brieflich ein verlockendes Angebot seines Freundes Witt erhalten hatte, dem er tags darauf zurückschrieb: „Lieber Franzl! Gestern bekam ich Deinen Brief. Topp, ich schlage ein und nehme Dein Offert dankbarst an; auch auf das Risiko hin, daß Du wieder nach Jahr u. Tag einwanderst u. mich austräucherst. Für ein halbes oder ganzes Jahr ist gesorgt, u. dann wird sich schon wieder was ‚fürithun‘.“¹⁰⁵ Zur Beantwortung der Frage, worin dieses Offert bestand und wodurch es veranlasst war, müssen wir nochmals auf Witt als Initiator und Organisator einer kirchenmusikalischen Reformbewegung zurückkommen.

Nach seinem dreijährigen Wirken als zweiter Kooperator in Oberschneiding war Witt 1859 Lehrer für Choralgesang, Homiletik und Katechetik am Klerikalseminar in Regensburg geworden und 1862 zusätzlich Prediger und Präses der Marianischen Kongregation an der Dominikanerkirche. Anfang Mai 1867 übertrug man ihm die Inspektion über das königliche Studienseminar St. Emmeram, die mit der Stelle des Chorregenten an der Stadtpfarkirche St. Rupert verbunden war. Bereits 1865 hatte er mit einer vielbeachteten Broschüre über den beklagenswerten „Zustand der katholischen Kirchenmusik“ den Kampf gegen jede der Liturgie nicht angemessene kirchenmusikalische Praxis eröffnet, und ab Januar 1866 erschien zur Konkretisierung der Reformvorstellungen die von ihm redigierte Zeitschrift „Fliegende Blätter für katholische Kirchen-Musik“, zwei Jahre später gefolgt von der Zeitschrift „Musica sacra – Beiträge zur Reform und Förderung der katholischen Kirchenmusik“. Gleichzeitig warb er unablässig für den organisatorischen Zusammenschluss der Reformfreunde, der auf dem Bamberger Katholikentag im Sommer 1868 mit der Gründung des „Allgemeinen Cäcilienverbandes“ zur Erneuerung der Kirchenmusik gelang. Unter Witt als Generalpräses setzte sich dieser Verband für Deutschland,

¹⁰³ Näheres bei SIGL, Schlicht, S. 102 f.

¹⁰⁴ Siehe oben S. 147.

¹⁰⁵ Schlicht an Witt, Tunding, 23. August 1870. BZBR, ProskeMA, KorrWitt.

Österreich und die Schweiz zwei Hauptziele: die Verbreitung der Reform bis hinaus in die letzte Dorfkirche und die Errichtung eines ausschließlich der Pflege der Kirchenmusik verpflichteten Konservatoriums.¹⁰⁶

Unerlässliche Voraussetzung für die Verwirklichung des ersten Hauptziels war es, dass sich zuvorderst die Bischofsstädte der Reform öffneten. Und damit sind wir wieder bei der Offerte Witts an Schlicht, der das Angebot des Bischofs von Eichstätt an Witt vorausging, den dortigen Domchor mit der von ihm erstrebten kirchenmusikalischen Strenge, vor allem mit dem Gregorianischen Choral und dem mehrstimmigen A-cappella-Gesang, vertraut zu machen. Während nun Witt ab Herbst 1870 den „Domchor in Eichstätt zäzilianisierte,“¹⁰⁷ überließ er für die Dauer der Abwesenheit seinem Freund Schlicht das 1858 von Joseph Golling an die ehemalige Klosterkirche St. Mang (St. Andreas) in Stadtamhof gestiftete Benefizium, das ihm unter Entpflichtung von der Leitung des Studienseminars St. Emmeram 1869 verliehen worden war. Schlicht wurde am 20. September als „Commendist“ auf Witts Benefizium in Stadtamhof angewiesen,¹⁰⁸ womit in Ableitung vom Begriff „commenda“ (Pfründengenuss) zum Ausdruck gebracht ist, dass er das Einkommen des Gollingschen Benefiziums, das jährlich 530 Gulden betrug,¹⁰⁹ einschließlich des Wohnrechts im Benefiziatenhaus während der Abwesenheit des Amtsinhabers genießen konnte. Dabei war die Stadtamhofer Pfründe ein sogenanntes Inkuratbenefizium, ein Kirchenamt ohne Seelsorge (sine cura animarum) also. Die mit ihm verbundenen Verpflichtungen beschränkten sich auf gottesdienstliche Obliegenheiten. Der Inhaber des Benefiziums hatte stiftungsgemäß „an allen Sonn- und Feiertagen Frühmesse mit Vortrag zu halten, und täglich die Messe in der Kirche zu lesen.“¹¹⁰ Aushilfen im Beichtstuhl oder bei Versehngängen waren zwar erwünscht, aber nicht verpflichtend festgelegt.

Schlicht blieb die Zeit auf der „Kommendistenstelle“, die bis zu Witts Rückkehr aus Eichstätt im September 1871 währte, als „schönes Jahr“ in Erinnerung, unter anderem wegen der „vielen Anregungen“, die das aufblühende kirchliche Geistes-, Vereins- und Kunstleben Regensburgs bot.¹¹¹ Vor allem aber kam „der nicht an ein festes Stundenreglement gebundene Tagesablauf eines Benefiziaten seinen persönlichen Interessen sehr entgegen.“¹¹² Daher hat das Jahr in Stadtamhof seinen Blick für die weitere priesterliche Laufbahn maßgeblich geschärft und die Weichen in Richtung „eigener Hausstand“ gestellt. Er selbst gesteht diesbezüglich: „Nach jenem Jahre stellte sich merkwürdigerweise auch bei ihm ein Fieber ein; allerdings nicht das Pfarrerrfieber, denn dieses durfte sich damals mit 20 Kaplanjahren erst einstellen, aber das Expositusfieber und weil sich auch das mit 16 Jahren noch zu früh einstellte, so war es eigentlich nur ein Hausschlüsselfieber. Und den bot ihm, nachdem das Foliolum der Kuratpfründen noch zu allem und jedem den Kopf wiegte, das Benefizium

¹⁰⁶ Näheres hierzu bei August SCHARNAGL, Erneuerer der Kirchenmusik im 19. Jahrhundert: Carl Proske (1794–1861) – Johann Georg Mettenleiter (1812–1858) – Franz Xaver Witt (1834–1888), in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 23/24 (1989), S. 657–666, hier S. 663–666; vgl. auch HAUSBERGER, Geschichte 2, S. 168.

¹⁰⁷ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37.

¹⁰⁸ Generalvikar Reger an Schlicht, Regensburg, 20. September 1870. BZAR, PA 3237.

¹⁰⁹ Bistumsmatrikel 1863, S. 16.

¹¹⁰ Bistumsmatrikel 1863, S. 15.

¹¹¹ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37.

¹¹² MAI, Schlicht, S. 830.

von Steinach in reizendster Landlage Niederbayerns und aus königlichem Patronat. (15. Nov. 1871).¹¹³

3. Gute neun Lustra Schlossbenefiziat in Steinach bei Straubing (1871–1917)

Die nördlich von Straubing den Ausläufern des Bayerischen Waldes vorgelagerte Pfarrei Steinach zählte im Jahr 1860 an die 1200 Seelen und 1913 gut 1300.¹¹⁴ Jeweils knapp die Hälfte der Pfarrangehörigen wohnte im Dorf Steinach, dem zwei markante Bauwerke bis zum heutigen Tag unverwechselbare Konturen verleihen: „das Alte Schloß Steinach auf einem Bergrücken im Westen und die Pfarrkirche St. Michael als Gegenpol im Osten des Dorfes“.¹¹⁵ Das Schloss, eine stattliche zweigeschossige Anlage mit großflächigem Walmdach, war 1549 aus den Bruchsteinen der baufällig gewordenen mittelalterlichen Burg im Stil der Renaissance errichtet worden. Das mit ihm eng verbundene Benefizium verdankte seine Entstehung einer 1336 gestifteten „Ewigen Messe“, deren Ertrag nach mehreren Zustiftungen ab dem 15. Jahrhundert die Bestellung von Benefiziaten für die neben der Pfarrkirche im Friedhofsbereich zu Ehren Unserer Lieben Frau errichtete Begräbniskapelle der Gutsherrschaft ermöglichte. Die oberhirtliche Bestätigung des Benefiziums erfolgte aber erst nach einer nochmaligen Aufstockung der Fundationsmasse 1496. Im frühen 19. Jahrhundert gingen die Stiftungsmessen der Kapelle St. Maria, die wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde, auf die Schlosskapelle St. Georg über.¹¹⁶

Wie das Gollingsche Benefizium zu Stadtamhof war auch das Steinacher Schlossbenefizium eine Pfründe sine cura animarum. Ihrem Inhaber stand als Dienstwohnung das 1789 neuerbaute Benefiziatenhaus unweit der Pfarrkirche zur Verfügung, dessen Baufälle er jedoch auf eigene Kosten zu wenden hatte. Das jährliche Einkommen des Benefiziaten beziffert die Bistumsmatrikel von 1863 auf 954 Gulden 46 Kreuzer, die zu tragende Last auf 125 Gulden 21 Kreuzer. An Obliegenheiten benennt sie: a) Zelebration an Sonn- und Feiertagen in der Schlosskapelle; b) wöchentlich vier Messen für die Stifter ebenda; c) vierteljährlich einen Jahrestag mit Vigil und „Lobamt“, welch letzteres der Klerus der Pfarrkirche zu zelebrieren hat; d) auf Ansuchen Aushilfe in der Seelsorge.¹¹⁷

Durch wen Schlicht auf das Freiwerden dieser Sinekure aufmerksam und zur Bewerbung um sie animiert wurde, wissen wir nicht. Sigl vermutet, „daß sein Vorgänger Franz Xaver Leonhard [1839–1908] über Georg Schießl die Fäden knüpfte“, konstatiert aber gleichzeitig, dass es nicht mehr zu klären ist, „wie Schlicht auf Steinach verfiel“, und wartet anschließend mit etlichen Einträgen in dessen verschollenem „Taschenbuch“ auf: am 24. August 1871 Bewerbung um Steinach; am 27. August Benachrichtigung durch den Schlossherrn Eduard von Berchem, „dass das Benefizium erledigt wird – im Fall Sie zu einer Besprechung kommen wollen“; am 13. Oktober Mitteilung Berchems an Schlicht, dass ihn der Kultusminister dem König „meinem Wunsch gemäß primo loco“ zur Verleihung des Benefiziums vorschlagen werde, dass man allerdings die Option für „einen so jungen Herrn“ getadelt habe.¹¹⁸ Doch ungeachtet des Tadels von wessen Seite auch immer hat Ludwig II. die

¹¹³ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37.

¹¹⁴ Bistumsmatrikel 1863, S. 323; Bistumsmatrikel 1916, S. 433.

¹¹⁵ AGSTEINER, Steinach, S. 35.

¹¹⁶ Vgl. AGSTEINER, Steinach, S. 74–76.

¹¹⁷ Bistumsmatrikel 1863, S. 324.

¹¹⁸ Dass Schlicht trotz seiner erst fünfzehn Priesterjahre primo loco auf der Vorschlagsliste

Bewerberliste wunschgemäß vollzogen, so dass die Amtseinführung Schlichts als Steinacher Schlossbenefiziat am 15. November 1871 erfolgen konnte.¹¹⁹

Zweifelsohne hat Schlicht mit dem Schlossbenefizium Steinach ein Glückslos gezogen. Da ihm dieser Posten keine katechetischen und pastoralen Verpflichtungen auferlegte – Aushilfe in der Seelsorge war nur „auf Ansuchen“ zu leisten, das nicht in jedem Fall positiv beschieden werden musste –, konnte er nach der Zelebration in der Schlosskapelle den ganzen Tag seinem Gutdünken gemäß gestalten und sich insbesondere der literarischen Muse ungestört widmen. Dass der gewonnene Freiraum alsbald Früchte trug, lässt sich sogar aus den Qualifikationstabellen ersehen. In der Rubrik „besondere Fähigkeiten“ findet sich 1875, dem Jahr des Erscheinens seines „Bestsellers“, der Eintrag „bekannter Schriftsteller“. Später erwähnen die Einträge in dieser Rubrik neben der Schriftstellerei wiederholt seine vortrefflichen Geschichtskennntnisse und 1910 erstmals auch sein ausgeprägtes Interesse für die Volkskunde.¹²⁰

Schlicht, der bei seiner Übersiedlung nach Steinach knapp 40 Jahre alt war, behielt das Benefizium bis zu seinem Tod im April 1917. Er „amtete“ also fast 46 Jahre als Schlossbenefiziat und pflegte dabei bis zuletzt einen Lebensstil, über den man Authentisches von den ihm nahestehenden Zeitzeugen Simon Höpfl und Eduard Stemplinger erfährt. Ihnen zufolge war er ein Frühaufsteher, der im Sommer um 6.30 Uhr, im Winter um 7.30 Uhr die hl. Messe in der Schlosskapelle las. Nach seiner Rückkehr, die sich in späteren Jahren häufig durch ein Plauderstündchen bei seinem Freund Ludwig Niggel, dem Schlossverwalter, verzögerte, nahm er das Frühstück ein: Tag für Tag eine Schüssel mit „Hirgst-Suppe“, bestehend aus saurer Milch, Mehl und Wasser. „Kaffee oder Tee rührte er so wenig an wie Zigarren oder Wein; nur Sekt liebte er über alle Maßen.“¹²¹ Nach dem Frühstück ging es ans Studium; er schrieb oder las bis um 11.00 Uhr. Dann gab es als Mittagessen einfache Hausmannskost, deren Hauptbestandteil in der Regel Semmelknödel bildeten. Nachmittags unternahm er bei jeder Witterung und zu jeder Jahreszeit einen ausgedehnten Spaziergang, auf dem ihn stets seine Hunde Kalmuck und Prinz Schnudi oder Schnackerl und Dantscher begleiteten, nach eigenem Bekunden einer hässlicher als der andere, aber allesamt sehr treu. Mit Vorliebe wanderte er von Steinach aus zu höher gelegenen Dorfschaften, vor allem nach Saulburg und Falkenfels, gelegentlich auch auf den Pilgramsberg, und traf dort meist auf Gesellschaft, die zu humorvoller Unterhaltung oder einem gemüthlichen Spiel anregte. An den Rastorten nahm er stets eine Jause zu sich: Brot mit etwas Schinken und ein paar Glas Bier. Ein Abendessen gab es zuhause nicht mehr.¹²²

platziert wurde, war zweifellos auch den der Bewerbung beigefügten Zeugnissen zu verdanken, die nur die Bestnote enthielten. Er selbst teilt diesbezüglich mit: „Und um nichts zu verschweigen, sollen auch die Noten hier stehen, die er erhielt und seiner einzigen Eingabe beilegte. Als Katechet von der Königlichen Distrikts-Schulen-Inspektion Straubing II: ‚Fähigkeiten: Note I, Fleiß: Note I, Sittliches Betragen: Note I.‘ Als zeitweiser Lokalschulinspektor von der Distrikts-Schulen-Inspektion Dingolfing II: ‚Fähigkeiten I, Fleiß I, Sittliches Betragen I. Nimmt durch seine allgemeine Bildung eine hervorragende Stellung ein.‘“ SCHLICHT, Autobiographie, S. 38.

¹¹⁹ Vgl. SIGL, Schlicht, S. 107.

¹²⁰ BZAR, PA 3237; vgl. auch MAI, Schlicht, S. 830.

¹²¹ STEPLINGER, Niederbayern-Spiegel, S. 10.

¹²² Zum ganzen Abschnitt: HÖPFL, Schlicht, S. XVIII; STEPLINGER, Niederbayern-Spiegel, S. 10 f.; SIGL, Schlicht, S. 112 f.

Über die häuslichen Verhältnisse des Benefiziaten Schlicht weiß Höpfl Folgendes zu berichten: „Seine Wohnung war einfach, aber geschmackvoll ausgestattet, die ihm sein getreuer ‚Hausbesen‘, wie er seine Haushälterin nannte, trefflich imstande hielt. Bei der ersten Wahl seines ‚Hausbesens‘ hatte er eine Niete gezogen. ‚Mehr einem sündflutlichen Drachen als einer holden Küchenfee‘ gleich, machte sie ihm das Leben zur Hölle. Als sie endlich starb und man ihn fragte, warum er sie bei solchen Verhältnissen nicht schon längst abgedankt habe, meinte er trocken: ‚Ich habe geglaubt, es ist eine wie die andere.‘ Vielleicht dürfen wir aus diesen Erlebnissen und denen mit seiner Stiefmutter seine Abneigung gegen das andere Geschlecht herleiten. Er wird ihm in seinen Schriften gerecht, aber ein schadenfrohes Lächeln umspielt seinen Mund, wenn ihm etwas stark mitgespielt wird.“¹²³

Gleichsam als wolle er letztere Feststellung, die zweifellos richtig ist, wettmachen oder wenigstens abmildern, fügt Höpfl in seinem „Lebensbild“ unmittelbar daran ein paar Sätze, die belegen sollen, dass Schlicht „ein großer Freund der Kinder und Vögel“ war. „Ohne Kinder und Vögel wäre die Welt nicht schön“, zitiert er den Benefiziaten und berichtet, dass dieser Schelmenstücke der Kinder stets mit freudig leuchtenden Augen erzählt habe und selbst für arg boshafte Streiche noch „ein Wort der Entschuldigung“ zu finden suchte. Um aber dem vielstimmigen Gezwitzcher der Vögel aus unmittelbarer Nähe lauschen zu können, habe er sich in der mächtigen Haselnussstaude seines Gartens eigenhändig einen Tisch mit Bank gezimmert. Auf diesem Hochsitz las und schrieb er, so oft es die Witterung gestattete. „Hier lebte er ganz für sich. Nur wenige Eingeweihte wussten von dem Studierstüblein auf luftiger Höhe.“¹²⁴

Auch für die Frage nach Schlichts Charakter und Wesensart wird man bei Höpfl und Stemplinger fündig. Stemplinger vertritt die Ansicht, dass Schlicht, der „von Jugend auf ein lebhaftes Temperament“ besaß und „von Haus aus ein Eigenbrötler“ war, in Steinach „mehr und mehr seine knorrige Eigenart“ ausgeprägt hat. Demzufolge kommentiert er die Höpflsche Notiz über die Boshaftigkeit der ersten Haushälterin ohne Bedauernsbekundung mit dem Bemerkten: „Der Herr Benefiziat war aber auch nicht ohne Fehler, vor allem streitsüchtig.“¹²⁵ Aber auch Höpfl geht über Schlichts „eigenartiges, mitunter auch schroffes Wesen“ nicht kommentarlos hinweg, sondern führt als Beleg hierfür die Äußerung eines unmittelbar Betroffenen an, des Diözesanpriesters Albert Lang (1861–1954) aus dem oberpfälzischen Falkenberg, der von 1903 bis 1911 Pfarrer von Steinach war und resümierte: „Unter dem schwierigen Charakter Schlichts hatten ... die Steinacher Pfarrherrn zu leiden.“¹²⁶

¹²³ HÖPFL, Schlicht, S. XVIII f.; vgl. auch STEPLINGER, Niederbayern-Spiegel, S. 11.

¹²⁴ HÖPFL, Schlicht, S. XIX; vgl. auch STEPLINGER, Niederbayern-Spiegel, S. 11. – Irene Kohl platzierte in ihrer Miscelle über Schlicht den vom Benefiziaten gezimmerten Hochsitz „zwischen den starken Ästen des alten Ahornbaumes in seinem Steinacher Garten“, weil ihr vermutlich die Tragfähigkeit der bei Höpfl und Stemplinger erwähnten „mächtigen Haselnussstaude“ zweifelhaft erschien. KOHL, Schlicht, S. 588.

¹²⁵ STEPLINGER, Niederbayern-Spiegel, S. 10 f.

¹²⁶ Zwar wird der Name des Pfarrers nicht genannt, doch erschließt er sich aus der Bemerkung „so ruft einer aus, der mit ihm acht Jahre dort verlebte“. HÖPFL, Schlicht, S. XV. – Albert Lang, nach Steinach Pfarrer von Hölsbrunn, wurde 1920 als Pater Godehard (Gotthard) Konventuale des wiederbegründeten Benediktinerklosters Niederaltaich. Wahrscheinlich erfuhr Höpfl die zitierte Äußerung von Peinkofer, der von 1923 bis 1928 Schulleiter in Niederaltaich war, im dortigen Kloster wohnte und in seiner Erzählung „Gäubodenfahrt im

Dabei waren es immerhin acht Mitbrüder, die die Pfarrei Steinach während der neun Lustra des Benefiziaten Schlicht innehatten.¹²⁷ Doch sei dahingestellt, ob überhaupt, weshalb und wie sehr der eine oder andere von ihnen unter Schlicht zu „leiden“ hatte. Es gab ja zweifelsohne in diesen viereinhalb Jahrzehnten auch Phasen scheidlich-friedlichen Auskommens und einvernehmlichen Miteinanders, zumal in den siebziger Jahren, als der „streitsüchtige“ Benefiziat seine Klinge mit dem Schlossherrn kreuzte.

Das Schloss Steinach befand sich bei Schlichts Dienstantritt im Besitz der freiherrlichen Linie derer von Berchem. Eduard von Berchem auf Niedertraubling bei Regensburg, dessen Mutter Anna eine Gräfin von Königsfeld zu Alteglofsheim war, hatte es 1839 käuflich erworben. 1860 bekam er den Adelstitel von Berchem-Königsfeld verliehen, da auch seine Frau Natalie, geborene Gräfin von Deym zu Arnstorf, eine Gräfin von Königsfeld zur Mutter hatte. Aus der an Pfingsten 1834 in Arnstorf geschlossenen Ehe von Natalie und Eduard gingen fünf Kinder hervor, von denen aber nur drei, nämlich Max, Rudolph und Marie, das Erwachsenenalter erreichten. Rudolph, geboren 1842, wurde 1883 Erbe des Steinacher Schlosses, dessen Grundbesitz sein Vater von 522 auf 1450 Tagwerk gemehrt hatte, und vermählte sich im Herbst 1885 in Prag mit der Baronin Marie-Zoe von Hönning-O'Carroll, die väterlicherseits ungarischem Adel entstammte, mütterlicherseits der böhmischen Linie der Grafen von Deym.¹²⁸

Obschon sich Eduard von Berchem-Königsfeld 1871 für die Verleihung des Schlossbenefiziums an Joseph Schlicht eingesetzt hatte, kam es nach anfänglichem gutem Einvernehmen zu heftigen Auseinandersetzungen mit ihm. Streitobjekt war die Verrichtung der gottesdienstlichen Obliegenheiten. Der Baron vertrat die Meinung, der Benefiziat habe die stiftungsgemäß festgelegte Anzahl der Messen in der Schlosskapelle zu lesen. Schlicht hingegen „hielt sich für berechtigt, nach eigenem Gutdünken dort zu zelebrieren, wo er wollte, und war deswegen auch jederzeit bereit, seelsorgliche Aushilfe zu leisten ohne seinen Patronatsherrn zu fragen“.¹²⁹ Er machte dafür mehrere triftige Gründe geltend, zunächst gegenüber dem Schlossherrn, dann auch gegenüber dem Regensburger Ordinariat, nachdem dieses auf Beschwerde hin für Berchem Partei ergriffen hatte.¹³⁰

Doch Näheres zum Verlauf des erbittert geführten Streits kann demnächst in einer gründlichen Quellenstudie über das Steinacher Schlossbenefizium aus der Feder von Hans Agsteiner nachgelesen werden. Daher genügt hier die Feststellung, dass sich Schlicht zu seiner Rechtfertigung dem zeitaufwändigen Studium der einschlägigen Urkunden unterzog, aus dem sein historisches Erstlingswerk „Die Geschichte von

Advent“ ausdrücklich erwähnt, dass der ihm nahestehende P. Gotthard Lang „durch lange Jahre der Pfarrherr Schlichts in Steinach gewesen“ ist. PEINKOFER, Gäubodenfahrt, S. 14.

¹²⁷ Nämlich: Georg Prentner (1838–1874), Franz Seraph Gratzl (1874–1887), Joseph Dippel (1887–1890), Joseph Eigen (1890–1896), Johann Baptist Rauscher (1896–1899), Wilhelm Falzboden (1899–1903), Albert Lang (1903–1911) und Jakob Diepold (1911–1917). AGSTEINER, Steinach, S. 93.

¹²⁸ Vgl. SCHLICHT, Steinach, S. 37 f.; SIGL, Schlicht, S. 111 f., 117.

¹²⁹ HÖPFL, Schlicht, S. XV.

¹³⁰ Vgl. HÖPFL, Schlicht, S. XVI, der schreibt: „Als gütliche Auseinandersetzungen zu keinem Ziele führten, wandte sich Baron Berchem beschwerdeführend an die kirchliche Oberbehörde nach Regensburg. In ziemlich deutlicher und kräftiger Sprache erinnert nun diese unseren Schlicht an seine Obliegenheiten in der Schlosskapelle und verbot ihm, anderswo als dort Messe zu lesen ohne Zustimmung des Schloßherrn.“

Steinach“ hervorging.¹³¹ Darin war auch der Nachweis erbracht, dass seine Auffassung von den Obliegenheiten des Benefiziaten dem Quellenbefund weitaus näher kam als jene des Schlossherrn und der ihm beipflichtenden Bistumsbehörde. Allem Anschein nach hat Baron von Berchem-Königsfeld diesbezüglich auch eingelenkt. Denn 1880, drei Jahre vor seinem Tod, ließ er die Schlosskapelle nach einem Entwurf des Bistumsarchitekten und Domvikars Georg Dengler (1839–1896) umfassend restaurieren. Am Gedenktag des hl. Eduard (13. Oktober), dem Namenstag des Schlossherrn, erteilte Bischof Ignatius von Senestrey dem kunstvoll ausgestatteten Gottesdienstraum im Beisein von neun Geistlichen neuerlich die Konsekration.¹³²

Dass sich Schlichts Verhältnis zu Eduard von Berchems Sohn und Nachfolger Rudolph und dessen Ehefrau Marie-Zoe recht harmonisch gestaltete, lässt sich allein schon daran ablesen, dass er ihren „Ebu“ und „Coky“ gerufenen Kindern Eduard und Konstantin „gelegentlich sogar ein Denkmal“ setzte.¹³³ Allerdings traf Baron Rudolph bereits 1890 das bittere Geschick der Erblindung. Als er dann 1897 starb, sah sich „die feingebildete und herzensgute Freifrau Marie-Zoe“ alsbald zur Veräußerung des Schlossguts gezwungen.¹³⁴ Dieses gelangte 1899 vorübergehend in den Besitz der Familie Lang von Puchhof, von der es 1901 Dr. jur. Carl August von Schmieder aus Karlsruhe käuflich erwarb. Er vermählte sich 1904 mit Marie von Lang, der Tochter des Vorbesitzers, und begründete mit ihr die bayerische Linie der in den erblichen Adelsstand erhobenen Familie von Schmieder. Da dem jungen Paar das Schloss aus der Mitte des 16. Jahrhunderts als Wohnsitz nicht mehr komfortabel genug war, ließ es in den Jahren 1905 bis 1907 auf dem Singberg westlich von Steinach ein neues geräumiges Schloss errichten und den umliegenden Wald in einen weitgedehnten Park verwandeln.¹³⁵ Gleichzeitig wurde der ganze Gutsbesitz modernisiert und um verschiedene Betriebe, unter anderem um ein Pferdegestüt, erweitert, so dass Schlicht seine begeisterte Schilderung all dieser Maßnahmen ausklingen lässt mit dem Fazit: „Einen so großartigen Aufschwung in allen Zweigen wie unter August von Schmieder gibt demnach Schloß und Gut Steinach in gar keiner früheren Zeit zu verzeichnen.“¹³⁶

Mit dem neuen Schlossherrn, der gleich seiner Frau Marie evangelischer Konfessionszugehörigkeit war, lebte Schlicht „in bestem Einvernehmen“. Denn „dieser ließ seinem Schloßbenefiziaten das, was er brauchte, volle Freiheit und Unabhängigkeit“.¹³⁷ Im alten wie im neuen Schloss sah man Schlicht wegen seiner Geselligkeit gern zu Gast. Aber ein besonderes Verdienst daran, dass sich der Benefiziat unter Schmieder in Steinach wohl fühlte wie nie zuvor, kam dem 1904 als Gutsverwalter eingesetzten Ludwig Niggel aus Regensburg zu. Da sich der damals 72-jährige Schlicht mit Niggel von Anfang an bestens verstand, ernannte er ihn in einem köstlich

¹³¹ Näheres unten S. 175 f.

¹³² SCHLICHT, Steinach, S. 81 f.; vgl. auch SIGL, Schlicht, S. 117.

¹³³ SIGL, Schlicht, S. 117.

¹³⁴ SCHLICHT, Steinach, S. 39.

¹³⁵ Vgl. AGSTEINER, Steinach, S. 47–49. – „Dem alten Schloss verbleibt nach 1908 nur mehr folgende Bestimmung: 1. Es ist nur noch Gutshof. 2. Der Oberstock dient als Absteigequartier für den Schlossherrn, wenn er aus seinem Wintersitz München nach Steinach kommt. 3. In den Unterstock zieht die Verwaltung ein. 4. Das jetzige Verwalterhaus, Neubau von 1892, wird Gutskanzlei und Dienstwohnung für die Unterbeamten.“ SCHLICHT, Steinach, S. 41.

¹³⁶ SCHLICHT, Steinach, S. 51.

¹³⁷ HÖPFL, Schlicht, S. XVI.

gehaltenen Schreiben zu seinem lebenslänglichen Duzfreund. Niggel wiederum bekennt in seinen Aufzeichnungen über Schlicht: „Ihn als Freund zu besitzen, war eine große Freude; denn ein Mann so ohne Falschheit, von goldener Treue, von solcher Vernunft, solcher Klarheit, von so großem Interesse, von solch edlem Charakter begegnet einem nur selten im Leben. Da er das Schöne, Edle, das Ideale, das Offene verkörperte, so strahlte das Göttliche aus seinem Herzen.“ Und des Weiteren schrieb er über den so hochgeschätzten Benefiziaten nieder: „Schlicht verkehrte meist mit mir im Alten Schloß und später im Neuen. Die Fahrt [dorthin] machte ihm, dem großen Pferdliebhaber, stets eine große Freude, besonders im Winter, wenn der Schlitten ging. Unvergeßlich bleiben mir die Abende am trauten Schloßkamin, wenn Schlicht seine herrlichen altbayerischen Geschichten erzählte, urwüchsig, voll Humor, aber auch ungemein bilderreich. Sie waren so ganz aus dem Leben gegriffen. Für alle, die sich für das Bauernleben interessierten, waren sie unbezahlbar.“¹³⁸

Da Schlicht im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durch seine schriftstellerische Betätigung weit über Bayern hinaus Bekanntheit erlangt hat, gilt es auch die Frage nach seiner politischen Orientierung aufzuwerfen. Dass er hierüber in der Autobiographie keine Silbe verliert, überrascht insofern nicht, als er sich in der Öffentlichkeit stets von der Politik fernhielt und in seinen Schriften allenfalls nur beiläufig auf sie zu sprechen kam.¹³⁹ Gleichwohl gibt es eine Reihe von beweiskräftigen Indizien dafür, dass er ein entschiedener Parteigänger seines Landsmanns Dr. Johann Baptist Sigl (1839–1902) war, der im April 1869 die Zeitung *Das Bayerische Vaterland* ins Leben gerufen hatte. In ihr schwor sich der niederbayerische Kassandraufer aus Ascholtshausen nach der Reichsgründung ganz und gar auf eine anti-preußische Berichterstattung ein und schlug mit der Apostrophierung der Juden als „Preußen der Wirtschaft“ auch dem Antisemitismus eine Bresche.¹⁴⁰ Stemplinger schließt sich nur Höpfl an, wenn er behauptet, „Das Bayerische Vaterland“ sei Schlichts „Leibblatt“ gewesen.¹⁴¹ Rupert Sigl gelang mit Einschränkung auch der Nachweis, dass der Steinacher Schlossbenefiziat zum Kreis der anonymen Mitarbeiter dieser Gazette zählte.¹⁴²

Ehe wir uns Schlichts Lebensabend zuwenden, bedarf noch folgende Mitteilung in seiner um 1897 verfassten Autobiographie einer kurzen Erläuterung: „Unter das Angenehmste und Liebste in Steinach zählt er seine 15 Reisen, jede in der schönsten Jahreszeit, die er um das zehnfache Geld, das sie ihn gekostet haben, nicht hergäbe.“¹⁴³ Addiert man zu den 15 Reisen noch jene, die er vor der Steinacher Zeit unternommen hat – schon als Student wie die „Nordfahrt“ 1853 und die Reise gen Süden 1854¹⁴⁴ oder als Kaplan wie seine Frankreich-Tour 1862 –, dann kommt man auf „mindestens 20 Reisen, von denen wir wissen“.¹⁴⁵ Einige von ihnen hat er mehr oder minder ausführlich geschildert, so beispielsweise die bayerisch-böhmische

¹³⁸ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 143.

¹³⁹ Vgl. HÖPFL, Schlicht, S. XVI.

¹⁴⁰ Näheres dazu bei Rupert SIGL (Hg.), Dr. Sigl. Ein Leben für das Bayrische Vaterland, Rosenheim 1977.

¹⁴¹ HÖPFL, Schlicht, S. XVI; STEPLINGER, Niederbayern-Spiegel, S. 12.

¹⁴² Vgl. SIGL, Schlicht, S. 118 f.

¹⁴³ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37.

¹⁴⁴ Siehe oben S. 138.

¹⁴⁵ SIGL, Schlicht, S. 142.

Reise nach Klattau 1878 und seine Wanderung durch den Bayerischen Wald 1890 in der „Donauzeitung“ oder die bayerisch-österreichische Reise von 1879 in der „Landshuter Zeitung“. Andere Unternehmungen führten ihn nach Kärnten, Tirol, in die Steiermark und in das Vorarlberg, wieder andere nach Franken, Oberschwaben und in das Rheinland. Im Sommer 1897 unternahm er mit seinem Neffen Martin Fischer, der Zinggießermeister in Passau war, eine ausgedehnte Reise „nach dem östlichen Nibelungenland“, sprich nach Österreich und Ungarn.¹⁴⁶ Er ließ sich also Goethes Spruchweisheit, dass ein gescheiter Mensch die beste Bildung auf Reisen erfahre, bis ins hohe Alter angelegen sein.

Am 16. August 1906 konnte Schlicht sein Goldenes Priesterjubiläum begehen. Hierzu hielt er in seiner *Geschichte von Steinach* fest: „Diesen Gedenktag gestaltete August von Schmieder für den Geistlichen seiner Schloßkapelle zu einer vornehmen Festlichkeit. Nach der Kirchenfeier in der Sankt Georgskapelle war patronatsherrliche Festtafel in der Schloßhalle.“¹⁴⁷ Über den weiteren Tagesablauf erfahren wir von Höpfl: „Der Nachmittag und Abend sah die Verehrer Schlichts aus Nah und Fern im v. Schmiederschen Jagdhouse inmitten prächtiger Wälder fröhlich versammelt, ein Fest ganz im Geschmacke des Gefeierten.“¹⁴⁸ Bleibt noch zu ergänzen, dass der dem Jubilar seelenverwandte Studienfreund Georg Aichinger eine fulminante Laudatio hielt, entweder im Anschluss an die Gottesdienstfeier oder beim Festbankett, was Rupert Sigl nicht kundtut wie auch seine Wiedergabe der Ansprache, deren Fundort er verschweigt, nicht durchgängig in wünschenswerter Deutlichkeit die Ausführungen des Redners von eigenen Gedankengängen abhebt. Dennoch seien hier zumindest jene Passagen der Laudatio referiert, die auf den Schriftsteller Schlicht Bezug nehmen und für dessen Rezeption erhellend sind.

Nach Aichinger hat sich Schlicht von Dantes Wort „l'arte nipote di Dio“, die Kunst eine Enkelin Gottes, inspirieren lassen, denn seine lebensnahen Schilderungen seien allesamt vom göttlichen Herzschlag durchpulst und die darin gezeichneten Charaktere in Gottes Barmherzigkeit geborgen. Ob der Originalität seiner „Volks-gemälde“, durch die sie sich dezidiert als „ein Weiterführen des göttlichen Schöpfungsauftrages“ ausweisen, beachte er den „lieben Stutzl“ mit einer Abfolge von Epitheta ornantia – „Du Defregger der Feder, Du Aventin der Volkskunde, Du Bruder Berthold von Steinach, Du derber Neidhart von Reuenthal“ – und schlussfolgerte, selbst sein Humor sei „im tiefsten und letzten Grunde das Lächeln Gottes, wie nur eine Enkelin ihren Ahn und Schöpfer anlächeln kann“.¹⁴⁹ Sodann leitete der Laudator vom „gottbegnadeten Dichter“ zum Priester Schlicht über und schlug nach dessen Würdigung abschließend einen Brückenbogen zwischen den zwei tra-

¹⁴⁶ Vgl. zum ganzen Abschnitt: SIGL, Schlicht, S. 141 f.; MAI, Schlicht, S. 829 f.

¹⁴⁷ SCHLICHT, Steinach, S. 83. – Ebenda benennt er folgende Gäste der patronatsherrlichen Festtafel: „Benefiziat Josef Schlicht von Steinach, Ökonomierat und Oberverwalter August Kuchenmeister von Puchhof, Verwalter Ludwig Niggel von Steinach, Kgl. geistl. Rat und Anstaltspfarrer Josef Schneeweis und Klosterbeichtvater Georg Aichinger, beide von Straubing, Karmelitenpater Gerhard Wieselhuber von Sossau, Erzieher Dr. Isidor Feist aus Aschach an der Donau in Oberösterreich, die Pfarrer Johann Eichschmied von Parkstetten, Albert Lang von Steinach, Josef Hüttinger von Mitterfels, Adolf Stauber von Münster und Franz Hiendlmaier von Kirchrot, Benefiziumsverweser Max Plötz von Pilgramsberg, Sazellan Nikolaus Lechner von Falkenfels.“

¹⁴⁸ HÖPFL, Schlicht, S. XVII.

¹⁴⁹ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 163.

genden und einander stützenden Pfeilern seines Wirkens, der seelsorgerlichen und der schriftstellerischen Betätigung, mit den Worten: „Die Bücher sind Deine Kanzel. In ihnen verzehrt sich Dein Eifer für das Haus Gottes im Menschen. Du rückst die von den menschlichen Leidenschaften versetzten Marksteine wieder an ihren ursprünglichen Platz, Du wertest Getroffenes und Gefehltes, scheidest Gesundes und Gefreveltes, Gesetze des Lebens und des Unterganges. Du läßt kein Kind an Dir vorübergehen, ohne mit ihm zu zwiesprachen, sorgst Dich um die Familien, denen das Bier den Hof und die Zukunft ertränkt; verherrlichst Sitt und Ordnung, verkündest Freiheit und Gleichheit der Menschen, weil sie alle Kinder Gottes sind oder, mit dem Titel Deiner jüngsten Geschichte gesagt, weil jeder ‚Unsan Herrgott sei Bruader is‘. Und Bauernbuben, wie wir beide sind, beide Pfarrer, Schriftsteller beide, wissen wir, wie das bäuerliche und religiöse Element in unserem bairischen Bauerntum verschmolzen sind, aber ich weiß es erst durch Dich, den Sänger des Bauerntums. Ich darf mich nur rühmen, Dich entdeckt, den Brunnen gegraben zu haben. Alles, was ich sonst dachte, schrieb, tat, wollte, zählt dem gegenüber nicht. Verstehst Du jetzt mein Anglerglück, meine Freude, daß ich Dich damals an die Angel geködert habe?“¹⁵⁰

Wie immer man Aichingers Laudatio einstufen will: Die Honorierung zum Goldenen Priesterjubiläum stellte zweifellos den Höhepunkt im Leben des alternden Schlossbenefiziaten dar.¹⁵¹ Wenige Monate später, am 13. Januar 1907, erhielt er vom bayerischen Staat „für treue, fünfzigjährige Dienstzeit“ die Ehrenmünze des Königlichen Ludwigsordens. Sie überreichte ihm in Anwesenheit der Lehrerschaft sowie von Vertretern der Gemeinde-, Kirchen- und Gutsverwaltung der Bezirksamtman Crusilla von Straubing, der sich kurioserweise vorher beim Steinacher Pfarrer Lang nach dem von Schlicht verfassten „Werkchen“ erkundigt hatte.¹⁵² Ob Lang dem Benefiziaten diese Peinlichkeit erzählte, wissen wir nicht. In seiner *Geschichte von Steinach* fügte Schlicht der staatlichen Auszeichnung nur noch ein offenbar erstmaliges Geschehen an, nämlich: „Die Glückwünsche der Patronatsherrschaft trug der Fernsprecher aus dem Wintersitz in München nach Steinach.“¹⁵³

Das Spätjahr 1911 bescherte Schlicht sein vierzigjähriges Dienstjubiläum als Benefiziat von Steinach. Vermutlich auf ausdrücklichen Wunsch des Schlossherrn und dank entschiedener Befürwortung des seit März des Jahres amtierenden Generalvikars Dr. Alphons Maria Scheglmann (1858–1937) verlieh ihm Bischof Antonius von Henle (1906–1927) zu diesem Jubiläum den Titel eines Bischöflichen Geistlichen Rates.¹⁵⁴ Scheglmann, der aus Oberschneiding stammte und Schüler des Kooperators

¹⁵⁰ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 164.

¹⁵¹ Für die zahlreichen mündlichen und schriftlichen Glückwünsche bedankte er sich pauschal mit folgenden humorigen Versen im *Straubinger Tagblatt*: „Wie nur so ein alter Tag / (solchen Rummel stiften mag!) / So viel Glückwunsch ernstlich, scherzlich, / lieb und redlich, warm und herzlich / fast als wie ein Wolkenbruch: / für das bißchen Bayernbuch. / Frische Jahre, flotte Feder, / neidlos, edel gönnt mir's jeder, / mündlich, brieflich, recht und treu: / gar kein Falscher ist dabei. / Müßt zum Dank für all die Dinger / stumpf mir schreiben meine Finger, / heiser reden mich nicht bloß, / nein, schon mehr noch, atemlos. / Für so was hat Riesenzunge, / Monsterstift und Juchtenlunge / nur die Presse ganz allein. / Einzig der verleib ich's ein: / Spend Euch Gott wie mir das Gleiche / – Eins nur nicht – die Klauenseuche.“ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 164 f.

¹⁵² Vgl. SIGL, Schlicht, S. 165.

¹⁵³ SCHLICHT, Steinach, S. 83.

¹⁵⁴ Dass sich Baron von Schmieder im Vorfeld des Jubiläums an den Bischof gewandt hatte,

Schlicht gewesen war, fand sich zur Überreichung der Urkunde in der auf den 20. November anberaumten Jubiläumsfeier persönlich in Steinach ein. Bei dieser Gelegenheit dankte er dem Jubilar auch dafür, dass er ihn zum Studieren gebracht hatte, und eröffnete ihm zudem, mit welch lobenden Worten er 1856 vom Regens Dirschedl dem Bischof zur Priesterweihe empfohlen worden war. Die Ernennungsurkunde zum Geistlichen Rat nahm allerdings mit keinem Wort auf Schlichts schriftstellerische Leistung Bezug, sondern begründete die Auszeichnung mit der „allzeit bewährten kirchlichen Gesinnung und musterhaften priesterlichen Führung und in dankbarer Anerkennung seiner langjährigen verdienstvollen und ersprießlichen Tätigkeit“.¹⁵⁵

Gute drei Monate später, am 18. März 1912, konnte Schlicht in körperlicher und geistiger Frische sein achtzigstes Wiegenfest begehen. Dieser Jubeltag, „den seine Freunde zu einer schlicht-schönen Feier gestalteteten“,¹⁵⁶ vollzog sich „ohne rauschende Ehrenbezeugung von außen her, gewissermaßen im Familienkreise“.¹⁵⁷ Eine letzte hohe Auszeichnung aber stand Schlicht noch bevor. Über sie weiß Höpfl zu berichten: „Als König Ludwig III. [am 10. Juli] 1914 Straubing besuchte, war auch der Steinacher Schloßbenefiziat in den dortigen Rathaussaal befohlen, um persönlich vom König den Michaelsorden IV. Kl.[asse] mit der Krone überreicht zu erhalten. Nichtsahnend war er gerade ganz ins Schauen vertieft – besonders interessierten ihn die Königstöchter –, als der König vor ihm stand, ohne daß er es gewahr wurde. ‚Hochwürden, nehmen Sie nur, er gehört schon Ihnen‘, mit diesen Worten mußte der König erst auf seine Person und auf die Auszeichnung, die ihm zugebracht war, aufmerksam machen.“¹⁵⁸

Am 25. Mai 1911, dem Hochfest Christi Himmelfahrt, verfasste Schlicht sein Testament. Darin bedachte er drei seiner Neffen – den Sohn der Vollschwester Marianne Martin Fischer, den Sohn der Halbschwester Annemarie Martin Sternecker und den Hoferben Mathäus Schlicht – mit je 3 000 Mark. Dem Neffen Martin in Haushausen vermachte er 2 000 und dem Neffen Mathias in Obergeroldshausen 1 400 Mark. Bedacht wurden auch die Gemeinden Geroldshausen und Haushausen, erstere mit 2 000, letztere mit 1 000 Mark, um ihnen „meine Dankbarkeit zu bezeigen für die genossenen Wohltaten während meiner Studienzeit“. Zudem erstattete er seiner Heimatgemeinde 1 454 Mark an Armenpflugschaftskosten für seinen Bruder Jakob testamentarisch zurück. „1915 fügte er noch hinzu, daß er jeden, der das Testament anstreite, von jedem Erbteil ausschließe. In seiner Steuererklärung für die Veranlagung zu der außerordentlichen Kriegsabgabe vom 12. Februar 1917 nennt Schlicht 25 000 M Kapitalwerte sein ganzes Vermögen.“¹⁵⁹

Nachdem es zum Diamantenen Priesterjubiläum im August 1916 „mausestill“

belegt folgende Rückäußerung des Generalvikars Scheglmann vom 3. November 1911: „Unter Bezugnahme auf die im bez. Betr. [Dienstjubiläum des Schlossbenefiziaten Herrn J. Schlicht] an Seine bischöfliche Excellenz ... gerichtete Eingabe wird vertraulich eröffnet, daß zur Feier am 20. November ein Abgesandter des Bischofes erscheinen wird. Wir ersuchen um Angabe der Stunde des Festaktes.“ BZAR, PA 3237.

¹⁵⁵ Ernennungsurkunde, deren Entwurf im Personalakt fehlt, zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 166.

¹⁵⁶ So eine Notiz im *Straubinger Tagblatt*, zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 166.

¹⁵⁷ Niederbayerische Monatsschrift 1 (1912), S. 119.

¹⁵⁸ HÖPFL, Schlicht, S. XVII.

¹⁵⁹ SIGL, Schlicht, S. 165 f.

geblieben war,¹⁶⁰ stellte sich bei Schlicht ein halbes Jahr später ein nicht mehr weichen wollendes Gallenleiden mit zeitweise heftigen Koliken ein. Am 22. März 1917 beantwortete er die Glückwünsche, die ihm Max Peinkofer (1891–1963) zum 85. Geburtstag und zugleich zum Namenstag übermittelt hatte, mit Zeilen, die einmünden in eine Vorahnung des Todes und die Ergebung in Gottes Willen: „Sehr verehrter und viel lieber Herr Hilfslehrer! Habe zum Josefstage einen ganzen Stoß von Gratulationen bekommen. Das meiste ist herkömmlicher Schmarrn, der für die Katze ist. Eine Ausnahme sind Sie, Ihnen muß ich eine eigene Dankkarte schicken: weil Sie mir so viele Liebe und Verehrung entgegenbringen. Wenn Sie Herrgott wären, so würde ich 200 Jahre alt werden. Aber die Jahre lügen halt nicht. Ich wäre mit einem Lebensabend von fünf Jahren zufrieden. Der Kopf ist mein bestes Stückl. Aber auch er taugt nicht mehr viel. – Übrigens, wie es Gott fügt und will. Unter herzlichem Handschlag Ihr ergebener Schloßbenefiziat Schlicht.“¹⁶¹

Drei Wochen später, am 13. April, musste der Lieblingsneffe Martin Fischer den angekündigten Besuch des Pfarrers Joseph Weigert (1870–1946) absagen, da dem Onkel „sein Leberleiden“ sehr zusetze und er „schon seit fast 14 Tagen gar keine Nahrung mehr, nur etwas Wasser mit Fruchtsaft“ zu sich nehme. Am 17. April schrieb Schlicht auf sein letztes Blatt: „Sched dem Lötzel[n] [Lebzeltel], wenn ih nöd gössn häd!“¹⁶² Nach dem Empfang der kirchlichen Tröstungen gab der zweitälteste Geistliche des Bistums im 86. Lebensjahr und 61. Priesterjahr am 18. April 1917 um 9.00 Uhr vormittags sein Leben dem Schöpfer zurück.¹⁶³ An seinem Sterbebett vernahmen Ludwig Niggel und Martin Fischer zuletzt noch die oft zitierten Worte: „Bua, jetzt san d' Wagscheit'l brocha!“¹⁶⁴ Anrührender als mit diesem bildhaften Vergleich aus der bäuerlichen Lebenswelt hätte sich der unentwegte „Sänger des Bauerntums“ (Aichinger) schwerlich verabschieden können.

Am 21. April wurde Joseph Schlicht an der Außenmauer der Steinacher Pfarrkirche bestattet. Der Schloßherr Baron von Schmieder, der als Major der Reserve im Felde stand, und seine Frau Marie vermeldeten den Tod ihres langjährigen Benefiziaten mit der einfühlsamen, von tiefer Verbundenheit zeugenden Anzeige: „Schlicht, wie sein Name, aber überreich an Wissen, ein seltener Mann mit goldenem Charakter, dessen ganzes Streben nur nach Wahrheit gerichtet war, scheidet als lieber Freund unserer Familie aus dieser Welt, der uns unvergessen bleiben und dessen Verlust uns schwer wird. Sein Name bleibt mit der Geschichte von Steinach in dankbarer Erinnerung für immer verbunden.“¹⁶⁵

Durch die Erweiterung der Kirche kamen die sterblichen Überreste Schlichts Mitte der fünfziger Jahre im Kircheninneren zu liegen. Am 13. Mai 1956 wurde an seiner Grablege in Gegenwart des Regensburger Oberhirten eine Gedenktafel feierlich enthüllt. Sie zeigt sein ehernes Brustbild und unter den Lebensdaten die Inschrift: „Wie keiner kannte, liebte und schilderte er das altbayerische Bauernland.“

¹⁶⁰ SIGL, Schlicht, S. 168.

¹⁶¹ PEINKOFER, Gäubodenfahrt, S. 14.

¹⁶² Zitiert nach SIGL, Schlicht 170.

¹⁶³ Am 19. April 1917 berichtete der Dekan Dr. Anton Götz (1867–1946), Pfarrer von Arrach, an das Generalvikariat, „daß gestern, 18. ds., vormittag 9 Uhr Herr Geistlicher Rat Joseph Schlicht, Benefiziat in Steinach, nach längerer Krankheit, wohl versehen mit den hl. Sakramenten, gestorben ist“. BZAR, PA 3237.

¹⁶⁴ HÖPFL, Schlicht, S. XIX; SIGL, Schlicht, S. 171.

¹⁶⁵ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 171.

II. Das literarische Werk

Das literarische Werk Schlichts lässt sich in drei Bereiche einteilen: in Erzählungen, die die bäuerliche Welt Niederbayerns ausleuchten, in historische Arbeiten zur Lokal- und Regionalgeschichte sowie in Theaterspiele meist heiterer Art, die in thematischer Hinsicht zwar auch auf die Illustrierung der bäuerlichen Welt angelegt sind, sich aber durch ihre dramatische Form von den Publikationen der ersten Kategorie unterscheiden.¹⁶⁶ Beifall hat die Mit- und Nachwelt hauptsächlich dem Erzähler Schlicht gespendet. Dieser fiel besonders lebhaft für das Buch *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* aus, mit dem er 1875 sein schriftstellerisches Debüt gab. Allerdings wurde der zeitgenössische Begeisterungssturm 1878 jäh von der „preußischen Hagelkatastrophe“ in Gestalt einer vernichtenden Besprechung des Buchs im Periodikum *Preußische Jahrbücher* unterbrochen. Sie hat den Autor tief verletzt und zu einem allgemein bedauerten Rückzugsmanöver veranlasst. Da er sich aber über dessen Beweggründe ausschwig, provozierte er ein Rätselraten, bei dem insbesondere die kirchliche Oberbehörde in ein schiefes Licht geriet.¹⁶⁷

1. Der Erzähler

Zur Entstehung des genannten Erstlingswerks muss daran erinnert werden, dass Schlicht, „gekeilt“ von seinem Studienfreund Aichinger, ab Sommer 1868 im *Straubinger Tagblatt* Skizzen des altbayerischen Landlebens publizierte.¹⁶⁸ Wie wir aus seiner Selbstbiographie erfahren, „gefiel die Feder von Straubing auch in Augsburg“, so dass er für das *Sonntagsblatt* der *Augsburger Postzeitung* in den Jahren 1871/72 „ebenfalls bayerische Landskizzen“ niederschrieb. Diese in Straubing und Augsburg veröffentlichten Skizzen „wurden von selbst zu einem Volksgemälde und erschienen später, das war aber nicht sein, sondern augsburgischer Gedanke, unter mehr Feile und Auslese, als das Buch ‚Bayerisch Land und Volk‘ ...“¹⁶⁹ Mit „augsburgischer Gedanke“ ist der Redakteur, Verleger und Politiker Dr. Max Huttler (1823–1887) gemeint, ein Ex-Benediktiner von St. Stephan in Augsburg, auf den auch der Buchtitel *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* zurückzuführen ist, der Schlicht wegen der engsten Zusammengehörigkeit von Land und Volk der Bayern missfiel, so dass er sein Werk stets wie in der Autobiographie zu nennen pflegte, also *Bayerisch Land und Volk*.¹⁷⁰

Schlichts Erstlingswerk besteht aus 82 Einzelbeiträgen, die nach eigenem Bekunden „in ihrer weitaus größten Zahl“ bereits im *Straubinger Tagblatt* oder *Augsburger Sonntagsblatt* veröffentlicht worden waren. Um ihnen ein geistiges Band zu verleihen, bettete er sie in die kirchlichen Festkreise Weihnachten, Ostern und

¹⁶⁶ Vgl. WAX, Schlicht, S. 8.

¹⁶⁷ Siehe unten S. 172 f.

¹⁶⁸ Siehe oben S. 144 f.

¹⁶⁹ SCHLICHT, Autobiographie, S. 37. – Im Vorwort teilte er zur Entstehung des Buchs mit: „Schon in den Jahren 1868, 69, 71 und 72 sind in ihrer weitaus größten Zahl diese Aufsätze in zwei bayerischen Blättern veröffentlicht worden, haben sehr viele und warme Freunde gefunden, ja sogar den Wunsch rege gemacht: der Schreiber solle seine Volksskizzen in ein eigenes Büchlein verkörpern und damit die weißblaue Menschheit erfreuen.“ SCHLICHT, Bayerisch Land, S. XXVII.

¹⁷⁰ Vgl. SIGL, Schlicht, S. 121.

Pfingsten ein, was teilweise, vor allem bei manchen Beiträgen des pfingstlichen Festkreises, recht willkürlich anmutet, da beispielsweise Erzählungen wie „Die bayerische Bauerndoktorei“, „D' Weiz“, oder „Der Herrnochs“ keinerlei Bezug zum kirchlichen Jahreslauf aufweisen. Doch zweifellos trug er der Kirchengelassenheit von damals in stimmiger Weise Rechnung, wenn er auf die im Vorwort aufgeworfene Frage, „warum ein ganzes Volksleben in die kirchlichen Festkreise eingliedern?“, antwortete: „Auf Grund der Wirklichkeit: wie die Wandelsterne um ihre Sonne kreisen, so das bayerische Volksleben um die Religion; Kirchenbrauch und Landessitte umranken unzertrennlich verschlungen wie vielblumiger Pflanzenwuchs das bayerische Volkstum. Und gerade dieses Hineinwirken der Religion in sämtliche Lebensverhältnisse macht die christkatholischen Bayern zu dem gewissensheiteren Volke, das sie sind.“¹⁷¹

Auf die entscheidende Frage aber, was er mit seinem über 500 Seiten starken Buch beabsichtigte und wie er es verstanden wissen wollte, gab er zur Antwort: „Das Büchlein soll und will nun sein der rechte treue Bayernspiegel, aus welchem das weißblaue Volk der Wittelsbacher herauschaut mit seinem ganzen guten Charakter, aber auch baß mit seinen Flecken; gar nicht verschöngert, sondern wie es gestalten wirklich lebt und leibt. Weit mehr Licht als Schatten ist in dem Büchlein deswegen: weil das bayerische Volk, kernig nach innen und urwüchsig nach außen, wie es nun einmal ist, wirklich mehr Gutes als Schlimmes in sich hat und herauslebt. So viel Dunkel ist übrigens da, um zu zeigen, daß der Böse auch im Bayernvolke nicht feiert.“¹⁷²

Die letzten Sätze des Vorworts redeten in geschickter Formulierung einer liebevollen Aufnahme der Publikation das Wort: „Nun Büchlein, da du in die Welt mußt, lern dich frohgemut in Haß und Liebe schicken. Und auf viel Liebe darfst du gewiß auch rechnen – es müßte ja keine kernigen Volksbayern mehr geben, unter dem weißblauen Himmel selbst: in unsern heimischen Bergen und Tälern, über den Grenzpfählen draußen und sogar über dem tiefen Weltmeere drüben. Die werden ‚Bayerisch Land und Bayerisch Volk‘ auf tausend und tausend Türschwelle willkommen heißen. Und wenn das anders käme, so trüge allein der Verfasser die Schuld.“¹⁷³

Zum Inhalt von *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* sei fürs erste summarisch festgehalten: In den 82 Skizzen dieses Buchs begleitet der Steinacher Schlossbenefiziat den niederbayerischen Bauern durch das Kirchenjahr. Dabei ist der Rahmen sehr weit gesteckt und die stoffliche Fülle außerordentlich groß, nimmt Schlicht doch den Ablauf des Kirchenjahrs immer wieder zum Anlass, verwandte Themenkreise einzubeziehen. So wird beispielsweise in der Skizze „Lichtmeß“ nicht bloß der Dienstbotenwechsel thematisiert, sondern auch die Rangordnung der Knechte und Mägde geschildert sowie deren Verhältnis zum Bauern, der selbstredend ein „großbäuerlicher Hausherr“ ist.¹⁷⁴ Dem Kapitel, das vom Einsammeln der österlichen Beichtzettel erzählt,¹⁷⁵ folgt eine mit „Der katholische Bayer und seine geistlichen Herrn“ betitelt Abhandlung, die sich über ein volles Dutzend Druckseiten erstreckt.¹⁷⁶ In

¹⁷¹ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. XXVII.

¹⁷² SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. XXVII.

¹⁷³ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. XXVIII.

¹⁷⁴ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 53–56.

¹⁷⁵ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 134–139.

¹⁷⁶ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 139–151.

den Pfingstkreis ist als umfangreichste Schilderung „Die bayerische Bauernhochzeit“ eingefügt,¹⁷⁷ wenig später auch die „Kindstau“.¹⁷⁸ Ohne erkennbaren Zusammenhang mit dem Kirchenjahr, aber jahreszeitlich dem Herbst zugeordnet sind Skizzen wie „Der Bräu und der Wirt im weißblauen Landl“ oder „Der erste Wein“.¹⁷⁹ Im Mittelpunkt des ganzen Buchs aber stehen der niederbayerische Bauernhof und die großbäuerlichen Lebensverhältnisse in ihrer engen Verflechtung mit dem Kirchenbrauch. Und um den Leser vor Augen zu führen, wie ein Bauernhof recht regiert wird, zeichnete der Verfasser Lebensbilder mit Vorbildcharakter, betitelt „Die brave Plendlbäuerin“ und „Der ehrenbrave Seniorbauer“.¹⁸⁰ Dem Porträt des Letzteren verlieh er im Satzesatz gar einen Nimbus: „Am grundchristlichen Senior hat der Heilige Geist sein Meisterstück gemacht.“¹⁸¹

Auf die Frage, woher Schlicht den Stoff für seine Skizzen bezog, gibt uns Eduard Stemplinger kenntnisreich folgendermaßen Auskunft: „Bayerisch Land und Bayerisch Volk“ ist so echt und volkstümlich, weil Schlicht vielfach Selbsterlebtes anschaulich erzählt. Da hören wir Knabenerinnerungen aus dem Ilmland, aus der Mettener Studienzeit, Jugenderinnerungen aus den Lyzealjahre. Die köstlichsten Stücke stammen aus der Kaplanzeit in Schneiding: Hier schildert er sich selbst als den ‚kloan Herrn als Kavalleristen‘ oder ‚Kollekturgänger‘. Nächst dem bot ihm sein langjähriger Aufenthalt in Steinach viel Stoff: Steinach selbst, das Kinsachtal, Stallwang, Falkenfels, das linke Donauufer, der Straubinger Gäuboden hinunter bis Bogen. Einmal gibt er sogar die Grabrede wieder, die er dem Wasenmeister Schnellinger von Steinach hielt.¹⁸² Außerdem verwertet er Mitteilungen seiner Amtsbrüder, namentlich seines Pfarrherrn von Schneiding, der als Wäldler viel von seiner Heimat zu erzählen wusste. Franken wird nur gestreift. Bisweilen bringt er Auszüge aus Bauernkalendern, so Dienstbotenlöhne oder aus einer Bauernbürgermeisterei: wir erfahren die Speisekarte eines Bauernhofes oder die Ansprache des Hochzeitsladers oder Rauschtafeln, die in Wirtshäusern aufgehängt sind.“¹⁸³

Bei einem schriftstellernden Geistlichen versteht es sich von selbst, dass er der religiösen Komponente besonderes Gewicht beimisst. So nimmt auch in *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* die Schilderung der Anhänglichkeit des Bauern an die kirchlichen Zeremonien einen breiten Raum ein, und in der Abhandlung „Der katholische Bayer und seine geistlichen Herrn“ kommt Schlicht zu der Schlussfolgerung: „Der Geistliche mag den Bauer und der Bauer hängt am Geistlichen.“ Zur Begründung hierfür fährt er fort: „Ja, denn die Geistlichen sind meist aus seinem ländlichen Fleisch und Blut, durch ihre Studien ragen sie in die hohe Welt hinein, durch ihre Geburt und Erziehung wurzeln sie im Volke. Mit, bei und neben ihnen kann sich der Bauer zur Geltung emporarbeiten mit seinem ganzen derben und gutmütigen Wesen zugleich, mit seiner Stärke und Schwäche.“¹⁸⁴

Die erwähnte innige Verflochtenheit des bäuerlichen Lebens mit dem christlichen Glauben in all seinen Ausdrucksformen, deren Darstellung Schlicht offenbar ein

¹⁷⁷ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 214–256.

¹⁷⁸ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 263–271.

¹⁷⁹ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 394–412.

¹⁸⁰ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 109–112, 193–206.

¹⁸¹ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 206.

¹⁸² „Wasenmeister Joseph Schnellinger“, in: SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 50–53.

¹⁸³ STEPLINGER, *Niederbayern-Spiegel*, S. 15.

¹⁸⁴ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 149.

Herzensanliegen war, sei noch kurz exemplarisch illustriert anhand der Schilderungen „Der Kräutlfrauentag“ und „Der Schauerfreitag im katholischen Bayern“. Im „Kräutlfrauentag“¹⁸⁵ – für Willibald Kammermeier „eines der schönsten Stücke des ganzen Buches“¹⁸⁶ – schweift Schlicht sogar, was er nur selten tut, über den niederbayerischen Raum ins Oberpfälzische und Fränkische aus, um darzutun, welche Kräuter in den verschiedenen Regionen zum Bündel gebunden werden müssen, damit dem am Hochfest Mariä Himmelfahrt geweihten Würzwich jene Kraft inne- wohnen kann, die ihm das Volk zuschreibt. Dabei verhehlt er keineswegs, „daß der deutsche Urahn hereinrankt in die Kräuterweihe“ und „der heidnische Ahn und der christliche Enkel ... den innigen Glauben ins Kräutlein“ gemein haben. Doch beschwichtigt er diesbezüglich mit Verweis auf jenes methodische Vorgehen, das man in der Missionsgeschichtsschreibung Inkulturation nennt: Die im heutigen Bayern wirkenden Glaubensboten des 7. und 8. Jahrhunderts hätten „mit apostolischer Meisterschaft“ den Aberglauben ent wurzelt, indem sie „in derselben Hochsommerzeit, da der Germane seine Heilkräuter sammelte, um sie mit Zaubersegen zu weihen“, das Fest Mariä Himmelfahrt anberaumten und mit einer kirchlichen Segnung der Kräuter verbanden. Aufgrund dessen sieht sich der Steinacher Schloss- benefiziat zu der vermutlich nicht jedem Leser nachvollziehbaren Folgerung be- rechtigt: „Die christliche Himmelfahrtsweihe reinigt und veredelt demnach den uralten Kräuterglauben des germanischen Volkes: die Heilgabe des Schöpfers und das Gnadennittel des Erlösers vermählen sich nun im geweihten Kräutlein, es hilft vom Weh und knüpft an's Himmlische an.“

Präsentierte Schlicht mit dem „Kräutlfrauentag“ ein aussagekräftiges Exempel für die Überformung heidnischen Brauchtums mit christlichem Glaubensgut, so bot er mit dem „Schauerfreitag“ ein Paradebeispiel dafür, wie kernige Frömmigkeit und pralle Daseinslust im bäuerlichen Milieu Altbayerns Hand in Hand gingen.¹⁸⁷ Denn die am Freitag nach dem Fest Christi Himmelfahrt stattfindende Bittprozession, die in Schneiding mit Einschluss des schon um 4 Uhr morgens in der Pfarrkirche gefeierten Amtes fast acht Stunden dauerte, war nicht nur der größte „Gebetsgang“ des Jahres, sondern zugleich „ein Hausherrnmarsch durch die Fluren“. Und weil der Schauerfreitag „mit einer Klappe zwei Fliegen“ schlug, mischte sich namentlich auf der Umgangstrecke vom ersten zum zweiten Altar, die in Schneiding „durch die stattlichsten Großbauernfluren“ führte, manches Fremdartige in den obligatorischen Rosenkranzpsalter. „Während der Hintermann betet: ‚Von nun an bis in Ewigkeit‘, ruft der Vormann auf ihn zurück: ‚Da schau no grad 'n Antoni sein Reps o, wie sakrisch schö daß der steht!‘ Auf der Gegenüberseite betet einer ganz tapfer: ‚Der für uns Blut geschwitzt hat‘, stoßt aber im nämlichen Atem seinen Vormann in die Lenden und schilt ihn aus: ‚Wastl, du bist a schlechta Bauer. Da schau non dein Woaz o, wie a d' Ohrn hänga laßt!‘“ Nach dem feierlichen Bittamt in der dritten Filial- kirche wurde eine dreiviertelstündige Rast im angrenzenden Wirtshaus eingelegt, durch die danach allerhand Unordnung in das letzte Stück des Prozessionswegs kam. Sogar der Pfarrer setzte an einer Kreuzung seinen Fuß auf den falschen linken Pfad, worauf ihn etliche Bauern mit dem Ruf „Hott, Ihr Hochwürden, hott!“ sofort auf den nach rechts abzweigenden Weg zurückdirigierten. Und wie das kernig

¹⁸⁵ SCHLICHT, Bayerisch Land, S. 309–321, nachfolgende Zitate hieraus S. 316, 319.

¹⁸⁶ KAMMERMEIER, Schlicht, S. 130.

¹⁸⁷ SCHLICHT, Bayerisch Land, S. 160–172, nachfolgende Zitate hieraus S. 160, 165 f., 169, 172.

Fromme auch mit dem reichlich Erdhaften Hand in Hand ging, demonstrierte Schlicht abschließend am Geschick des Kirchenpflegers, der herkömmlich die große Schauerkerze zu tragen hatte. Er ist nach dem Bittamt „samt seiner Schauerkerze ... im Bräustübl verunglückt“ und kehrte mit ihr erst „in ziemlicher Abendstunde“ ins Pfarrdorf zurück, natürlich nicht ohne „ein ausgiebiges Schauerfreitagsräuschlein“, wofür er sich dem Pfarrer mit einem „Zweiguldenstück zur Kirche“ erkenntlich zeigte.

Mit der eingangs zum Inhalt von *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* getroffenen Feststellung, dass der niederbayerische Bauernhof und die großbäuerlichen Lebensverhältnisse die maßgeblichen Bezugsgrößen sind,¹⁸⁸ ist zugleich angedeutet, dass aus dem „Bayernspiegel“ des Steinacher Schlossbenefiziaten nicht, wie im Vorwort vermeldet, „das weißblaue Volk der Wittelsbacher herauschaut“, sondern nur dessen bäuerliche Schicht gehobener Klasse. Damit aber stellt sich die Frage nach dem Grund für solch selektive, das Milieu der Kleinlandwirte, Häusler, Tagelöhner, Handwerker und Dienstboten weitgehend ausblende Beschreibung der ländlichen Verhältnisse, zumal Schlicht mit dem sozialen Spannungsgefüge des Dorflebens von Kindheit an vertraut war. Den Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage liefert uns Höpfl mit folgender Notiz, die er in einer nicht näher bezeichneten handschriftlichen Quelle ausfindig machen konnte: „Riehl gelesen Anno 1865 im Febr., März, April, Mai. Jos. Schlicht, Koop. Schneiding.“¹⁸⁹ Da die Notiz eine monatelange Beschäftigung mit den Schriften Riehls bezeugt, legt sich der Schluss nahe, dass Schlicht damals Riehls geistiger Schüler wurde und der Lektüre seiner Werke maßgebliche Anregungen für das eigene Schaffen verdankte.

Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897), Rheinhesse und Sohn eines nassauisch-herzoglichen Schlossverwalters, hatte sich nach einem abgeschlossenen Theologiestudium der Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte zugewandt und sich danach als freier Schriftsteller hauptsächlich mit der Kulturgeschichte befasst, ehe die Revolution von 1848 eine Wende in seiner Entwicklung bewirkte, über die er selbst bekennt: „Allezeit eine konservativ angelegte Natur, bin ich doch durch das Jahr 48 erst bewußt konservativ geworden.“¹⁹⁰ Beeindruckt von seinem subtilen Konservatismus und seiner gefälligen biedermeierlichen Art der Darstellung, berief König Max II. den Kulturhistoriker, Journalisten und Novellisten 1854 nach München, wo sich Riehls wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Aufstieg zunehmend rascher gestaltete. Maßgeblichen Anteil daran hatte sein vierbändiges Werk „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik“,¹⁹¹ das zwischen 1851 und 1869 erschien und ihm den Nachruhm des Begründers der deutschen Volkskunde eintrug. Auch wenn dieser Titel in der Fachwelt nicht unbestritten geblieben ist,¹⁹² steht gleichwohl außer Frage, dass Riehls Hauptwerk

¹⁸⁸ Diese Feststellung gilt aber nicht nur für *Bayerisch Land und Bayerisch Volk*, sondern auch für die späteren Publikationen Schlichts.

¹⁸⁹ HÖPFL, Schlicht, S. VII, Anm. 1. – Nach SIGL, Schlicht, S. 280 hat Schlicht bereits 1855 Riehl gelesen.

¹⁹⁰ VIKTOR VON GERAMB, Wilhelm Heinrich Riehl. Leben und Wirken (1823–1897), Salzburg 1954, S. 131.

¹⁹¹ Die einzelnen Bände erschienen zunächst als selbständige Schriften und wurden erst nach 1869 zur „Naturgeschichte“ zusammengefasst wie folgt: Bd. 1: „Land und Leute“ (1854), Bd. 2: „Die bürgerliche Gesellschaft“ (1851), Bd. 3: „Die Familie“ (1855), Bd. 4: „Wanderbuch“ (1869).

¹⁹² Siehe dazu die lebhafte Diskussion in den Aufsätzen von Hans MOSER, Klaus GUTH,

„weit in das 20. Jahrhundert hinein deutsches konservatives Denken befruchtet und einem reaktionären Denken zur Legitimation gedient hat.“¹⁹³ – Letzteres dezidiert ab dem „Jahr des Unheils 1933“, in dem es „zu einem wahren Riehl-Kult“ kam, weil man „in dem konservativ und national gesinnten Sozialpolitiker, der im Bauerntum das Fundament des Staates gesehen und das Hohelied der deutschen Familie gesungen hatte, einen Wegbereiter nationalsozialistischer Ideologie“ fand.¹⁹⁴

Obschon wir nicht wissen, ob Schlicht 1865 alle bis dahin erschienenen Bände von Riehls „Naturgeschichte“ gelesen hat, verdankte er die entscheidenden Anregungen zweifellos dem 1851 publizierten Band „Die bürgerliche Gesellschaft“. Darin zog Riehl aus den Ereignissen des Jahres 1848 den Schluss, dass sich die überkommene Ständegesellschaft in einem Auflösungsprozess befinde und daher die sozialpolitische Entscheidung der Zukunft innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft fallen müsse, die er in zwei große Gruppen geteilt erachtete: in die „Kräfte des socialen Beharrens“ – vor allem Adel und Bauernstand – und die „Kräfte der socialen Bewegung“ – vor allem Bürgertum und Proletariat. Seine Sympathie galt dabei ausschließlich den Kräften des sozialen Beharrens und seine Kritik richtete sich gegen jedwede Tendenzen, die eine Nivellierung der Stände herbeiführen konnten. Das denkbar wirksamste Gegengewicht gegen die in der Großstadt massierten Kräfte der sozialen Bewegung aber sah er im Bauerntum, das 1848 seinen staatserhaltenden, in tiefeingewurzelter Sitte gründenden Konservatismus erfolgreich unter Beweis gestellt habe. „Es ruht eine unüberwindliche conservative Macht in der deutschen Nation, ein fester, trotz allem Wechsel beharrender Kern – und das sind unsere Bauern. ... Der Bauer hat in unserer Vaterlande eine politische Bedeutung wie in keinem anderen Lande Europas; der Bauer ist die Zukunft der deutschen Nation. Die innere Erfrischung und Verjüngung unseres Volkslebens kann nur noch von dem Bauernstande ausgehen.“¹⁹⁵ Das einprägsam formulierte Rezept der konservativen Sozialpolitik Riehls lautete daher: „Der Bauer ist die erhaltende Macht im deutschen Volke: so suche man denn auch, sich diese Macht zu erhalten.“¹⁹⁶

Die zitierten Sätze genügen zum Beleg dafür, dass der 1859 sogar ohne Promotion zum königlich-bayerischen Ordinarius für Kulturgeschichte aufgestiegene Riehl einer Agrarromantik das Wort redete und dem Bauernstand die Rolle eines Korrektivs wie Widerparts der Großstadt als dem Sammelbecken allen gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Übels zuschrieb. Dabei hieß Konservatismus für ihn und den Bauernstand, wie er ihm vorschwebte, neben der Wahrung bestehender auch die Beschwörung verlorener Werte.¹⁹⁷ Aber nicht nur das agrarromantische und agrar-konservative Gedankengut Riehls dürfte den ihn eifrig lesenden Kooperator von Schneiding beeindruckt haben. Auch die Tatsache, dass die Riehlschen Texte „eine bilderreiche, anekdotengesättigte, pointierte, humorvolle Ausdrucksweise kennzeichnen“,¹⁹⁸ blieb wohl nicht ohne Einfluss auf die Sprachgestalt der eigenen Schilderungen.

Helge GERNDT und Günter WIEGELMANN im Jahrbuch für Volkskunde (NF) 1 (1978) und 2 (1979).

¹⁹³ BERGMANN, Agrarromantik, S. 39.

¹⁹⁴ Hans MOSER, Wilhelm Heinrich Riehl und die Volkskunde. Eine wissenschaftliche Korrektur, in: Jahrbuch für Volkskunde (NF) 1 (1978), S. 9–66, hier S. 49.

¹⁹⁵ RIEHL, Bürgerliche Gesellschaft, S. 41.

¹⁹⁶ RIEHL, Bürgerliche Gesellschaft, S. 119.

¹⁹⁷ Vgl. STEINBACH, Riehl, S. 9.

¹⁹⁸ GERNDT, Abschied von Riehl, S. 77.

Vermutlich haben die Leser an Schlichts *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* nicht zuletzt deshalb Gefallen gefunden, weil die meisten Erzählungen reichlich mit Humor aufwarten und in aller Regel auch mit der Mundart nicht geizen beziehungsweise „in einem kraft- und blutvollen Bayerndeutsch“ abgefasst sind.¹⁹⁹ Jedenfalls fand das Buch eine freundliche Aufnahme, so dass eintraf, was vorher gesagt war, nämlich dass es mit „viel Liebe“ rechnen dürfe. Der Verfasser bezeugt uns dies selbst in der Vorrede zu seinem zweiten Buch, die er „in der Kirchweihfreude 1876“ niederschrieb. Darin legt er einen „Berechtigungsschein“ für das neue Buch vor, indem er auf die rundum zufriedenstellende Akzeptation des vorherigen verweist: „Ich solle mein Pfund nicht vergraben – das ist mir von lieben, gescheidten, biederherzigen Menschen nun schon so vielmal gesagt worden, daß ich es selber glauben muß. Auch habe ich mich, nach mündlichen und schriftlichen Zeugnissen in erklecklicher Zahl, mit meinem ersten Buche denn doch so passabel gut aufgeführt, daß man mich abermals gern sieht, wenn ich ein neues Bündel meiner anspruchlosen blauweißen Volkshistorien auskrame.“²⁰⁰

Besonders erfreut war Schlicht über das Lob, das ihm der Schriftsteller und Jurist Ludwig Steub (1812–1888), ein Landsmann aus Aichach, zollte, hatte doch Steub, „der Entdecker Tirols“ und „der erste Meister der Landschafts- und Kulturschilderung in Bayern“,²⁰¹ in seinen Werken wiederholt antiklerikale Töne angeschlagen und gegen einen allzu selbstgefälligen Katholizismus polemisiert,²⁰² so dass es umso stärker zu gewichtigen war, wenn er einem katholischen Geistlichen bescheinigte, zu den „besten“ Schriftstellern des Landes zu gehören. Zum Dank dafür fügte Schlicht in die Vorrede seines zweiten Buchs folgenden Passus ein: „Ja – aber das aus Bescheidenheit nur unter vier Augen gestanden! – einer unserer feinsten Literaten, welcher noch dazu tief im gegnerischen Prinzipienlager steht, hat über die Feder, welche meine Wenigkeit führt, Schwarz auf Weiß geschrieben: ‚Gehört jedenfalls zu unseren besten‘ – was er nicht gesagt hätte, wenn nicht doch wenigstens ein gut’ Theil wahr wäre. Zugleich eine Gerechtigkeit und Noblesse, für welche ich ihm hiermit ebenso gentlemänisch meinen ehrlichen Dank ausspreche.“²⁰³

Schlichts zweites Buch mit dem Titel *Blauweiß in Schimpf und Ehr, Lust und Leid* erschien 1877 beim Verlag Habel in Amberg und präsenierte auf gut 150 Seiten 50 weitere, meist kürzere Skizzen des niederbayerischen Volkslebens. Versehen mit einer Überschrift und Ordnungszahl, sind sie ohne verbindende Klammer und wechselseitige Bezüge kaleidoskopisch aneinandergereiht. In der Vorrede ermuntert der Verfasser zu ihrer Lektüre mit der Parole, die „in unserer arg zerrissenen Zeit“ auch seine eigene sei: „Dem Humor und Gemüth allzeit eine Gasse!“²⁰⁴ Obschon die Skizzen, von denen etliche wie schon in *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* für die Theaterbühne eingerichtet sind,²⁰⁵ mehrheitlich Heiteres bieten, haben doch zwei

¹⁹⁹ PEINKOFER, Gäubodenfahrt, S. 13.

²⁰⁰ SCHLICHT, Blauweiß, S. I.

²⁰¹ PÖRNBACHER, Literatur in Bayern, S. 50.

²⁰² Siehe hierzu neuerdings Manfred EDER, Drei Kritiker der Deggendorfer Gnad aus drei Jahrhunderten: Johann Heinrich von Golling (um 1733–1802), Ludwig Steub (1812–1888) und Karl (P. Gunther) Krotzer (1920–1994) (Kataloge der Museen der Stadt Deggendorf 35), Deggendorf 1916, S. 44–67.

²⁰³ SCHLICHT, Blauweiß, S. I.

²⁰⁴ SCHLICHT, Blauweiß, S. II.

²⁰⁵ Nämlich „Sie gehört ihm!“ und „Die Rache mit dem Pflöcke“. SCHLICHT, Blauweiß, S. 66–83, 124–129. – *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* enthält folgende fünf Theaterspiele

Erzählungen ernsten Inhalts bei der Mit- und Nachwelt besonderen Anklang gefunden, nämlich „Der Blitz in die Grenzfichte“ und „Die Hochzeiterin in der Hutzeltruhe“.²⁰⁶

Das Sujet der ersten Erzählung bildet das häufig begegnende Motiv des nachbarlichen Streits. „Zwei große Einödbauern, die vor gut einem Menschenalter hausten“, zankten sich um einen mächtigen Fichtenbaum, der auf der Grenze zwischen ihren Fluren stand. Schon Generationen hindurch währte der Hader um den Besitz des Baums, bis ihn schließlich im Jahr 1845 ein Blitzstrahl vom Wipfel bis zur Wurzel „unparteiisch gerecht“ spaltete und je eine Hälfte beiderseits des Grenzraums niederwarf, woraufhin sich die beiden Großbauern, überwältigt vom „Werk des feurigen Schiedsrichters“, die Hand zur Versöhnung reichten. Bei der Erzählung „Die Hochzeiterin in der Hutzeltruhe“ findet der alte Brauch der Brautsuche ein tragisches Ende. Die Braut versteckte sich auf dem Dachboden eines Nachbarhauses in einer Truhe für Dörrobst und schlug den Deckel über sich zu. Die Suche der Dorfburschen und des Bräutigams blieb zunächst vergeblich. Erst am anderen Tag fand man sie durch Zufall erstickt in der Truhe, so dass sich der Hochzeitszug in ein Leichenbegängnis verwandelte. Zur Wirkung dieser Skizze meinte der Mettener Benediktiner Angelus Sturm in seiner postumen Würdigung Schlichts: „Wer ... die Geschichte von der in der Hutzeltruhe erstickten Braut liest, dem bebt die Seele jedesmal, wenn ihm nur der Titel der kleinen Erzählung in Erinnerung kommt.“²⁰⁷

Auch Schlichts zweites Buch – im Vergleich mit dem ersten eigentlich nur ein „Büchlein“ – erfuhr mannigfaches Lob. Doch die Freude des Autors darüber währte nicht lange, weil sie ihm die schon erwähnte „preußische Hagelkatastrophe“, die 1878 über sein Erstlingswerk hereinbrach, gründlich vergällte. Dieser Hagelschauer rührte unausgesprochen auch daher, dass sich der Steinacher Schlossbenefiziat mit *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* als geistiger Schüler Riehls zu erkennen gegeben hatte. Denn Schriftleiter des Periodikums *Preußische Jahrbücher*, in dem sich das Gewitter entlud, war der Berliner Ordinarius für Geschichte und nationalliberale Reichstagsabgeordnete Heinrich von Treitschke (1834–1896), der in seiner 1859 publizierten Habilitationsschrift „Die Gesellschaftswissenschaft“ Riehl kräftig gestützt hatte. Er warf ihm mangelnden historischen Sinn vor, gepaart mit unzulänglichem Blick für die Realität, und prangerte insbesondere seine „subjektive Vorliebe für die idyllische Plumpheit der Bauern“ an.²⁰⁸ Als Kritiker von Schlichts Werk gewann Treitschke den pensionierten Gymnasiallehrer Karl August Mayer (1808–1894), einen Philologen, der zuletzt Direktor des Realgymnasiums in Mannheim gewesen war. Den weltanschaulichen Hintergrund aber, vor dem Mayers Hagelschauer niederprasselte, bildete der ideologische Gegensatz zwischen dem Liberalismus, der damals im geistigen und politischen Leben den Ton angab, und einer ultramontan sich verfestigenden katholischen Kirche, die ihren 1864 mit dem „Syllabus errorum“ eingeschlagenen Abschottungskurs gegenüber der Moderne auf dem

heiteren Inhalts: „Der Bieranderl zahlt den Hundspeter!“ (S. 39–44), „Der saure Kalbschlegel“ (S. 258–263) „Vater und Mutter entzweit“ (S. 272–278), „Beim Herrn Rektor“ (S. 449–453) und „In d' Vakanz“ (S. 460–471).

²⁰⁶ SCHLICHT, Blauweiß, S. 63–65, 91–94. – Vgl. zur folgenden Inhaltsangabe KRAMER, Schlicht, S. 80.

²⁰⁷ STURM, Schlicht, S. 79.

²⁰⁸ Zitiert nach STEINBACH, Riehl, S. 32; vgl. zu Treitschkes Kritik an Riehl auch GERNDT, Abschied von Riehl, S. 86 f.

Ersten Vatikanischen Konzil von 1869/70 bekräftigt und fortgesetzt hatte. Dieser ideologische Gegensatz löste namentlich im 1871 gegründeten kleindeutschen Reich eine Abfolge von Konflikten aus, die unter dem Sammelbegriff „Kulturkampf“ in die Geschichtsschreibung eingegangen sind.²⁰⁹ Er tobte bekanntlich besonders heftig in Preußen, der Führungsmacht des jungen deutschen Nationalstaats.

Was Mayer in seinem 40 Druckseiten umfassenden Beitrag bot, überstieg die an eine Rezension zu stellenden Erwartungen bei weitem. Unter der Überschrift „Bayerisch Land und bayerisch Volk“ referierte er jeweils die Kernaussagen von Schlichts Skizzen aus dem Volksleben im gleichnamigen Werk, wobei er sich im ersten Teil – entsprechend der Schlichtschen Gliederung in kirchliche Festkreise, die er zu Recht als „etwas gewaltsam“ erachtete²¹⁰ – die eng an den Ablauf des Kirchenjahrs gebundenen Skizzen vornahm, um dann im zweiten Teil der Frage nachzugehen, „wie sich der bayerische Landmann nach den Skizzen des Verfassers darstellt“.²¹¹ Doch können wir füglich auf ein Korreferat zu Mayers Referat verzichten, weil in unserem Kontext nur von Interesse ist, welche Kritikpunkte hervorgebracht hat.

Nach bewährter Manier geizte der Kritiker einleitend nicht mit Lob. Er nannte Schlichts Buch „ein anziehendes“ und bescheinigte dem Verfasser, dass er über das „Bauernleben vortrefflich Bescheid“ wisse, „Auge und Herz für diesen Stand“ habe und „seine Bilder in scharfen Umrissen“ zeichne. „Indem er aus der derbkräftigen Mundart seiner Heimath eine Menge bezeichnender Ausdrücke schöpft, von denen manche wohl verdienten, in die Schriftsprache eingeführt zu werden, gibt er seinen Schilderungen die rechte Lokalfarbe.“²¹²

Aber gleich danach machte Mayer gegen Schlichts Darstellung der bayerischen Bauernwelt geltend, dass sie „in einseitiger Weise“ geschehe, „nämlich aus dem Gesichtsfeld des Dorfpfarrers heraus, der in seiner Gemeinde Nichts sieht, als eine Herde, die dem Hirtenstab des hochwürdigen Herrn folgt. Wer sich ein vollständiges Bild vom bayerischen Volk bilden will, muß Schilderungen hinzunehmen, wie sie ein Steub und Hermann Schmid in ihren Kulturbildern und Novellen, ein Kobell und Stieler in lyrischer Fassung geben. Diese Dichter sind ebenso gute Bayern, als Schlicht, aber sie haben einen freieren Blick.“ Doch damit nicht genug, deckte der Kritiker noch eine weitere Einseitigkeit auf, die sich schwerlich von der Hand weisen lässt: „Und noch in anderer Beziehung erscheint unser Verfasser einseitig. So allgemein der Titel seines Buchs auch lauten mag, so sind doch seine Skizzen vorzugsweise aus Niederbayern, seiner Heimath, geschöpft, aus der üppig fruchtbaren Donauebene um Straubing, wo vorzugsweise Bauernbrotze sitzen, etwa wie im Oderbruch oder in den friesischen Marschen. Die sogenannten *Waldler*, d. h. die Bewohner des benachbarten bayerischen Waldes, deren gelegentlich in mitleidigem Tone gedacht wird, die Viehzüchter und Käsemacher in den Alpen, die Torfstecher in den Moosen passen nicht in den Rahmen seiner Bilder, obgleich natürlich der altbayerische Stamm in Ebene und Gebirg vieles Gemeinsame hat.“

²⁰⁹ Näheres zum weltanschaulichen Hintergrund des Kulturkampfs bei Karl HAUSBERGER, Auf Konfrontation zur Katholischen Kirche. Der Kulturkampf in Bayern, in: Sigmund BONK/Peter SCHMID (Hg.), Königreich Bayern. Facetten bayerischer Geschichte 1806–1919, Regensburg 2005, S. 119–137, hier S. 119–121.

²¹⁰ MAYER, Bayerisch Land, S. 184.

²¹¹ MAYER, Bayerisch Land, S. 200.

²¹² MAYER, Bayerisch Land, S. 183.

Schließlich schickte der vormalige Gymnasialdirektor seiner Inhaltsskizze noch eine dritte Bemerkung genereller Art voraus, die recht zynisch formuliert war: „Der geistliche Herr, der uns in seinem ‚schönen blauweißen Königslandl‘ umherführt und mit der ‚blauweißen Menschheit‘ bekannt macht, ist eine ehrliche, gutherzige, heitere Natur, die Spaß versteht und Spaß sucht; nur darf man nicht an sein Kirchlein und sein Völkchen rühren. Es geht ihm Nichts über den ‚bayerischen Bayer‘, d. h. den christkatholischen Bayer, der nichts Anderes sein will, als Bayer.“²¹³

Ohne auf Mayers inhaltliche Analyse näher einzugehen, sei hierzu nur angemerkt, dass sie insbesondere darauf abstellte, „dies heitere blauweiße Völkchen in seiner frommen Beschränktheit“ vor Augen zu führen, denn dadurch rechtfertigte sich eine seiner ideologischen Positionen, die er mit dem Satz verriet: „Wie sehr ist es zu beklagen, daß die josephinische Richtung in Bayern und Österreich dem Jesuitismus hat weichen müssen!“²¹⁴ Im Resümee seines Referats ließ Mayer dann keinen Zweifel, auf wessen Seite er in den politischen und weltanschaulichen Kämpfen von damals stand und dass ihm der gegen den Führungsanspruch Preußens gerichtete bayerische Partikularismus, wie ihn *Das Bayerische Vaterland* Johann Baptist Sigls propagierte, ein Gräuelpiece war. Doch lassen wir ihn zur Abgrenzung seiner Positionen von jenen, die Schlichts Buch tatsächlich oder auch nur vermeintlich zugrundelagen, ausführlich zu Wort kommen!

„Unmöglich kann die chinesische Mauer, die der Verfasser um sein Dorf zu ziehen sich müht, auf die Dauer bestehen; eine freiere, antijesuitische Richtung muß über kurz oder lang sich die Bahn brechen. Hat denn, neben dem Pfarrer, der verunglimpft Beamte nicht auch Beruf, Gelegenheit und Befähigung, dem Dorfe Etwas zu sein, und muß dieser weltliche Einfluß nicht wachsen, je mehr in der Verwaltung ein liberales Element, wie es in der Strömung der Zeit liegt, sich Bahn bricht? Wird die Stadt, für die unser Buch keine anderen Bezeichnungen als unchristlich, eitel, frivol sc. hat, dem Bauer keine neuen Bildungstoffe zuführen, je näher sie dem Lande durch die wunderbar wachsenden Verkehrsmittel rückt? ... Jedenfalls hat ein Verfasser, dessen Buch die Jahreszahl 1875 an der Stirn trägt, nicht die Entschuldigung, daß er das alte in Particularismus begrabene Bayern habe schildern wollen; wenigstens mußte er, wenn er dies bezweckte, im Vorbericht davon sagen. ... Ja, mein guter Herr Schloßbeneficiat, die mittelalterliche Insel, auf der Sie mit Ihren Phäaken wohnen, ist unterwühlt. Ein Vorgefühl davon beschleicht Sie selber, wenn Sie sagen, daß *es mit der Bauernheiligkeit den Krebsgang gehe*. Wie sehr sie auch sich sträuben mögen, Sie werden sich an eine neue Welt gewöhnen, Sie werden sich mit dem unheimlichen Gedanken befreunden müssen, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen, zwar ein Menschenschlag anderer Art, der Ihnen nicht sympathisch ist, ketzerische Preußen, aber schneidige Leute, die es allein verstanden haben, aus den zerfahrenen Deutschen eine Nation zu schmieden, Leute, die Sie jedenfalls hochachten müssen, mit denen das blauweiße Völklein Hand in Hand zu gehen hat ...“²¹⁵

In der Schlusspassage der Rezension verlieh Mayer seinem politischen und weltanschaulichen Credo noch einmal komprimiert Ausdruck: „Wir nehmen das Buch *Bayerisch Volk und Bayerisch Land* als ein schätzbares Gemälde dankbar an, als ein Buch, das uns zugleich auch einen guten Blick in das Arsenal gewährt, das den

²¹³ MAYER, Bayerisch Land, S. 183 f.

²¹⁴ MAYER, Bayerisch Land, S. 202.

²¹⁵ MAYER, Bayerisch Land, S. 222 f.

Römlingen Waffen für den Kulturkampf liefert. Die Selbstherrlichkeit des großen Kleinstaats ist auf alle Zeit verloren und hat auch keinen Werth mehr. Die deutschen Stämme – so weit sie überhaupt noch bestehen, mögen ihr Eigenthümliches behalten, aber wohlgemerkt: unbeschadet der deutschen Einheit. Das mit vielen trefflichen Eigenschaften ausgerüstete Bayernthum darf kein Rad in der deutschen Uhr sein, das auf eigene Rechnung schwingt. Schlicht's bayerischer Bayer muß ein deutscher Bayer werden.“²¹⁶

Vermutlich haben Schlicht die liberalistischen und nationalstaatlichen Parolen und Postulate des Kritikers aus Karlsruhe nicht sonderlich beeindruckt, weil sie damals außerhalb Bayerns zum guten Ton gehörten. Irritiert und verletzt aber hat ihn sicherlich, dass die Schwächen seines Erstlingswerks ausgerechnet in einem preußischen Publikationsorgan namhaft gemacht wurden, wobei er zudem schmerzlich zur Kenntnis nehmen musste, dass sich die Ausstellungen des Rezensenten nur schwer entkräften ließen. Stichwortartig benannt, handelte es sich um folgende vier Kritikpunkte: einseitige Darstellung der bäuerlichen Lebenswelt, weil aus einem klerikal verengten Blickwinkel gestaltet; eklatante Diskrepanz zwischen dem Buchtitel und dem gebotenen Stoff, weil Beschränkung des Letzteren geographisch auf Niederbayern, vorzugsweise auf den Gäuboden, und soziologisch auf das Großbauerntum; rückwärtsgewandte Vorliebe – um ein gegen Riehl gerichtetes Diktum Treitschkes abzuwandeln – für den christkatholischen Bauern und Bayern; offenkundige Abneigung gegen das Beamtentum und die Stadtbevölkerung.

Wie aber hat Schlicht reagiert? Diese Frage lässt sich zwar mehr oder minder eindeutig beantworten. Aber ob das auslösende Moment für seine Reaktion die Kritik Mayers, sekundiert von anderen norddeutschen Blättern, war oder eine Maßregelung durch die kirchliche Oberbehörde, darüber herrschte infolge einer Reiseschilderung aus dem Jahr 1906, auf die noch zurückzukommen ist, lange Zeit Unklarheit.²¹⁷ Was zunächst das Wie der Reaktion angeht, schreibt Max Peinkofer, der aufgrund seiner Freundschaft mit dem vormaligen Steinacher Pfarrer Lang wohl authentischer informiert war als andere Autoren, *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* „wurde viel gelobt und auch befehdet, weil die geistliche Feder einigen Gemütern manches zu naturgetreu aufgezeichnet hatte, und brachte dem Verfasser mehr Verdruß als Freude. Der gerade Mann machte kurzen Prozeß, kaufte den

²¹⁶ MAYER, *Bayerisch Land*, S. 223. – Den letzten Satz des Kritikers aus Karlsruhe hat Schlicht in seiner umgearbeiteten Auflage von 1886 gekonnt pariert. Die Altbayern wüssten bei aller Treue zu ihrem Stammland sehr wohl, dass sie nunmehr zum Reich gehörten, schrieb er und fuhr fort: „Es braucht's aber nicht, daß sie darum auch schon gleich aus ihrer bairischen Haut fahren; denn diese ist doch ganz gewiß ebenso ur- und kerndeutsch wie jede andere (zumal die stockpreußische!).“ SCHLICHT, *Altbayernland*, S. 242; vgl. SIGL, Schlicht, S. 272 f.

²¹⁷ Noch 1964 vermutete Willibald Kammermeier in seiner gehaltvollen Miszelle über Schlichts Erstlingswerk, dass neben Spötteleien „über die eigenartige Religiosität des altbayerischen Volkes“ auch das Eingreifen „der kirchlichen Oberbehörde“ eine Zweitaufgabe verhindert habe. KAMMERMEIER, Schlicht, S. 129. – Stemplinger meinte diesbezüglich unter unverkennbarer Bezugnahme auf Mayers Kritik 1959: „... protestantische Norddeutsche spötelten über die heidnischen Katholiken in Altbayern, über den Aberglauben und über die Rückständigkeit des Volkes; auch in Bayern nahmen geistliche Kreise Anstoß an manchen Stellen, die der wahrheitsliebende Verfasser naturgetreu geschildert hatte. Sicher ist das eine: Das gern gekaufte Buch verschwand eines Tages aus dem Buchhandel und wurde nicht mehr aufgelegt.“ STEPLINGER, *Niederbayern-Spiegel*, S. 13.

stattlichen Rest der Auflage zurück und ließ ihn einstampfen.²¹⁸ Elf Jahre später, 1886, gab er dann zu Augsburg eine stark verkürzte und verwässerte Fassung des klassischen Buches unter dem Titel ‚Altbayernland und Altbayernvolk‘ heraus.²¹⁹

In der Tat reichte die zweite Auflage des Buchs, die 1886 unter dem genannten Titel bei Huttler in Augsburg erschien, „nicht im entferntesten an die erste Ausgabe heran“.²²⁰ Sie hatte mit 297 Seiten nicht nur nahezu die Hälfte des Umfangs eingebüßt, sondern auch, was weitaus bedauerlicher war, „die Frische und Lebendigkeit der ursprünglichen Fassung“.²²¹ Schon das Vorwort von *Altbayernland und Altbayernvolk* klang recht entsagungsvoll und zudem arg rätselhaft. Es ließ den uneingeweihten Leser unweigerlich stutzen, nicht zuletzt auch des merkwürdigen Sprachgewands halber: „Nunmehr denn, weil das alte Bayernbuch glücklich aus dem Laden, Gutes und Schlimmes (d. h. Loben und Schänden) mit ungetrübter Rosenlaune eingepackt und eingepökelt in den unvermeidlichen Schicksalstopf jedes Menschenkinds! Und alles in allem: San ma froh, daß die G’schicht so guat ausgangen is.“²²²

Was tatsächlich geschehen war, blieb dem Leser vorenthalten, so dass darüber nur spekuliert werden konnte, bis ein geistlicher Schriftsteller aus dem Schwarzwald namens Heinrich Hansjakob (1837–1916) vorgab, die Gründe, weshalb Schlicht sein Bayernbuch aus dem Verkehr gezogen hatte, zu kennen, und damit nicht hinterm Berg hielt. Hansjakob, der im Sommer 1905 mit seinem Fuhrmann eine gemächliche Kutschenfahrt entlang der Donau und ins Alpenvorland unternahm, nächtigte am 30. Juni im Pfarrhof zu Pondorf und traf dort auch mit dem Steinacher Schlossbenefiziaten zusammen, den der Pfarrer und Dekan Franz Xaver Schuheder (1846–1927) zu einer geselligen Gesprächsrunde eingeladen hatte. In seiner 1906 veröffentlichten Reiseschilderung „Sonnige Tage“ widmete Hansjakob dann dem Zusammensein mit Schlicht an die vier Seiten und schrieb zu der hier interessierenden Frage: „1875 erschien sein Buch ‚Bayerisch Land und Bayerisch Volk‘, in welchem er nach den drei kirchlichen Festkreisen – Weihnachten, Ostern und Pfingsten – das niederbayerische Bauernleben in kleinen, reizvollen Bildern geschildert hat. Der Josef Schlicht kennt Land und Leute in Bayern besser als unsereiner seine Schwarzwälder und weiß auch mit viel mehr Humor zu erzählen. Die geistlichen Zopfmandarinen in Regensburg hatten an dem offenen, ehrlichen Buch manches auszusetzen; es war ihnen nicht fromm genug. Und der Josef Schlicht tat ihnen den Gefallen und hat das Buch umgearbeitet, verwässert und mit einem andern Titel versehen. Der Spiritus war aber daraus fort, und des Verfassers Schwingen blieben fortan gebunden. Er schrieb zwar noch zwei weitere Bayernbücher, aber sie reichen nicht an sein erstes hinan, und ihm war es auch entleidet, mit gebundenen Federn

²¹⁸ Das von Peinkofer mitgeteilte Einstampfen der Restauflage erscheint mir aus technischen und finanziellen Gründen wahrscheinlicher als das gelegentlich behauptete Verbrennen. Doch bietet der Umgang des Steinacher Benefiziaten mit den zurückgekauften Exemplaren ein sprechendes Beispiel dafür, wie rasch eine fragliche Situation zur Gewissheit mutieren kann. Simon Höpfl lässt es noch „dahingestellt“, ob Schlicht „die Restauflage verbrannt hat oder nicht“; nach Willibald Schmidt, der im Titel seines Beitrags vom Jahr darauf ausdrücklich auf Höpfl Bezug nimmt, „verbrannte Schlicht die Restauflage“. HÖPFL, Schlicht, S. XXI; SCHMIDT, Schlicht’s Werdegang, S. 19.

²¹⁹ PEINKOFER, Gäubodenfahrt, S. 13.

²²⁰ HÖPFL, Schlicht, S. XX.

²²¹ KAINZ, Bauern und Ehehalten, S. 35.

²²² Zitiert nach SCHMIDT, Schlicht’s Werdegang, S. 20.

weiter zu schriftstellern. So wie man aber nach einem lateinischen Sprichwort Respekt haben soll vor dem, der nur *ein* Buch recht gelesen hat, so muß man auch Achtung vor dem Schriftsteller haben, der nur *ein* Buch, aber ein rechtes, geschrieben. Und das hat Josef Schlicht getan. Loben aber kann ich es nicht, daß er um einiger Zopfmandarinen willen die Schriftstellerei nach dem Herzen aufgegeben hat.“²²³

Seither galt es bis in die 1970er Jahre herauf den meisten Autoren als ausgemachte Sache, dass die „Zopfmandarinen in Regensburg“, womit Domkapitulare gemeint sind, gegen Schlichts Erstlingswerk in der Ordinariatskonferenz Einwände erhoben und den Bischof oder Generalvikar zur Abmahnung veranlassten, wiewohl schon Höpfl hiergegen ins Feld geführt hatte: „Aus welchen Quellen Hansjakob seine Ansicht schöpft, läßt sich nicht feststellen. Soll Schlicht ihm in Pondorf davon erzählt haben? Ich glaube kaum; denn er war nichts weniger als erbaut von der Persönlichkeit und Meinung Hansjakobs. Er erklärte auf das bestimmteste, daß das Ordinariat ihm in seine Schriftstellerei nichts hineingeredet hatte.“²²⁴ Definitiv entkräftet aber wird die „Zopfmandarinen“-These Hansjakobs, der mit seiner Schreibfeder auch sonst arg hurtig zu Werke ging, durch den Personalakt Schlichts. Denn dieser enthält nicht nur keine einzige Silbe, die zu ihrer Bestätigung herangezogen werden könnte, sondern auch ein klares Dementi, das hier ad verbum angeführt wird, um die Hansjakobsche Behauptung ein für allemal ins Reich der Legende zu verweisen.

Am 23. Januar 1932 richtete der wiederholt zitierte Dr. Simon Höpfl, ein Absolvent des Humanistischen Gymnasiums Straubing und damals Staatsoberbibliothekar an der Technischen Hochschule München, an Bischof Dr. Michael Buchberger (1928–1961) die Bitte, ihm „die Einsichtnahme in die Akten über Josef Schlicht zu getreuen Händen zu gestatten“, weil er sein 1927 publiziertes Lebensbild ergänzen und insbesondere klären möchte, ob die Mitteilung Hansjakobs, „dass das Ordinariat Regensburg dem Benefiziaten Schlicht die Schriftstellerei verboten hätte“, stimme.²²⁵ Hierauf ließ ihm Buchberger am 3. Februar zurückschreiben: „Gerne würde ich Ihnen den Akt Joseph Schlicht zu treuen Händen anvertrauen, weil ich sicher bin, daß Sie das Vertrauen aufs treueste und gewissenhafteste rechtfertigen würden. Aber der Personalakt enthält absolut nichts, womit Ihnen gedient wäre, sondern lediglich die Personalien, die gewöhnlichen Prüfungen, die Anweisungen und Versetzungen, aber nichts von der Schriftstellerei. Es ist uns unerklärlich, wie Hansjakob zu seinen Angaben kam. Nach unseren Akten sind sie erfunden. Herr Prälat Dr. Scheglmann erhielt bereits vor Jahren, als er Generalvikar war, von anderer Seite die gleiche Anfrage und konnte erwidern, daß hier von einem Ordinariatsverbot und von einer Zurücknahme des Werkes ‚Bayerisch Land und Bayerisch Volk‘ nichts bekannt ist.“²²⁶

Übrigens lag Hansjakob auch mit seiner Behauptung, dass Schlicht nach *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* „noch zwei weitere Bayernbücher“ verfasst hat, daneben. Dem Erstlingswerk folgten noch vier Bücher des Erzählers Schlicht, die sich auf Bayern bezogen, nämlich: *Blauweiß in Schimpf und Ehr, Lust und Leid* (1877), *Altbayernland und Altbayernvolk* (1886), *Die altbayerische Land-Hochzeit* (1889) und

²²³ Heinrich HANSJAKOB, *Sonnige Tage. Erinnerungen*, Stuttgart¹⁻⁴1906, S. 291 f.

²²⁴ HÖPFL, Schlicht, S. XXI.

²²⁵ Höpfl an Bischof Buchberger, München, 23. Januar 1932. BZAR, PA 3237.

²²⁶ Buchberger an Höpfl, Regensburg, 3. Februar 1932. BZAR, PA 3237.

Altheimland (1895). Die beiden erstgenannten Bücher wurden bereits kurz charakterisiert; die zwei anderen gilt es noch vorzustellen.

Die umfangreichste Skizze in Schlichts Erstlingswerk trägt die Überschrift „Die bayerische Bauernhochzeit“,²²⁷ und ihr zollte selbst der liberale Kritiker Karl August Mayer uneingeschränktes Lob. „Vielleicht das schönste Kapitel im ganzen Buch ist die bayerische Hochzeit“, schrieb er und fuhr fort: „Dieselbe hat so manches Eigenthümliche und gibt von der poetischen Begabung des Volkes so reiches Zeugniß, daß es mir schwer wird, mich hier auf einen bloßen Schattenriß beschränken zu müssen.“²²⁸ Dass Schlicht ungeachtet solcher Anerkennung auf die Aufnahme dieses großartigen Kapitels bayerischer Selbstdarstellung in die Neubearbeitung *Alt-bayernland und Altbayernvolk* verzichtete, mag einem mit Sigl auf Anhieb „unverständlich“ erscheinen.²²⁹ Doch vermutlich hat er sich gerade wegen der allseitigen Anerkennung damals bereits mit dem Gedanken getragen, das Kapitel für eine separate Publikation aufzubereiten. Sie erschien als Büchlein von 52 Seiten 1889 bei Habel in Amberg unter dem Titel *Die altbayerische Land-Hochzeit*. Der Untertitel lautete *In sieben Kapiteln*, deren Abfolge gleich das Titelblatt verzeichnete: „Das erste vom oansichtigen Stand. Das zweite vom Heirathshelfer. Das dritte vom Hochzeitslader. Das vierte vom Kammerwagen. Das fünfte vom Kirchenzuge. Das sechste von der Hochzeitstafel. Das siebente und letzte vom zwoasichtigen Stand.“²³⁰ Gegenüber der Skizze im Erstlingswerk war das Büchlein, das 1892 eine zweite Auflage erlebte, auch inhaltlich um etliche Episoden erweitert und bereichert. So beispielweise ist im ersten Kapitel die ungewollt humorvolle Äußerung einer um Heiraterlaubnis nachsuchenden Irlbacherin eingefügt, der der Gemeinderat wohlmeinend zuredete, „beide sollten, weil ohne alles Geld und Besitzthum, lieber so wieder auseinand gehen und nicht heirathen“, wogegen sie sich „wie eine Löwin“ zur Wehr setzte und „unabänderlich“ erklärte: „Nix mehr da, i geh nüt ausanand, und er geht a nüt ausanand.“²³¹

Die letzte Buchpublikation des Erzählers Schlicht erschien 1895 beim Verlag Buchner in Bamberg unter dem Titel *Altheimland. Ein zweites Bayernbuch*. Liegt seinem ersten Bayernbuch der Ablauf des Kirchenjahrs als Gliederungsprinzip zugrunde, so *Altheimland* der Ablauf des menschlichen Lebens von der Wiege bis zur Bahre. Dem hierzu auf 192 Seiten Gebotenen vorangestellt ist eine originelle, für die Fabulierkunst des Steinacher Benefiziaten bezeichnende Inhaltsangabe: „Neue Funde und frische Pflücken des süd- und nordbayerischen Volkslebens. Im Bilderkleide des menschlichen Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters; die vier Buchkapitel eingelegt in den Schaukasten wie folgt: 1. s Buzal – 2. Bua, Dianl – 3. Mo, Wei – 4. Oedl, Adl.“²³² Präsentiert werden in dem solchermaßen viergetheilten „Schaukasten“ Szenen aus dem altbayerischen Volksleben des 19. Jahrhunderts, wobei die „jahreszeitlichen“ Abschnitte mit Mosaikbildern aufwarten, die sich aus zahllosen anekdotenhaften Einzelgeschichten zusammensetzen. Diese Form der Darstellung „läßt deutlich erkennen, wie Schlicht zu seinen Stoffen gelangte: nicht nur durch

²²⁷ SCHLICHT, Bayerisch Land, S. 214–256.

²²⁸ MAYER, Bayerisch Land, S. 209.

²²⁹ SIGL, Schlicht, S. 129.

²³⁰ SCHLICHT, Land-Hochzeit, Titelblatt.

²³¹ SCHLICHT, Land-Hochzeit, S. 4; vgl. auch SIGL, Schlicht, S. 130.

²³² SCHLICHT, Altheimland, S. VII.

eigene Beobachtung, sondern in gleichem Maße durch aufmerksames Aufhören auf das, was andere zu erzählen wussten“.²³³

Charakteristisch für die Darbietung aller „neuen Funde und frischen Pflücken“ aber ist es, dass sich die redend eingeführten Personen stets in ihrer Mundart artikulieren, wofür der Verfasser im Vorwort die Begründung liefert: „Wo das Volksleben auftritt, da muß es auftreten mit der Volksseele, dem Volksgewande und der Volkssprache, echt, goldlauter, natur, nicht vergeckt vom Pinsel und der Feder. Die Volkssprache redet Wortquintel und Inhaltspunde. Wenn ein Bauer des Altheimlandes aus seiner Dorf- in die Schriftsprache geht, ist es stets ein Wagstück für ihn. ... Mit den tausend und zehntausend mundspitzenden Feinheiten der Schriftrede versteht Altheimland nicht umzugehen: es kürzt, stutzt, schleift und bildet Volkssprache; behält nur den unentbehrlichen Stamm, hackt aber alles zierende Gezweige ab. Es ist, als wäre jede Rede zuvor in die Putzmühle geworfen: was Gewicht hat, fällt herab auf die Tenne; was nur Spreu ist, fliegt zum Thore hinaus.“²³⁴ Zur Untermauerung dessen und „damit die Liebhaber und Leser des Buches dem Munde selbst die Sprache ablauschen können“,²³⁵ gab Schlicht der Sammlung seiner Anekdoten und Episoden noch einen vierseitigen Anhang bei, in dem er den Unterschied zwischen den zwei in *Altheimland* vertretenen „Hauptvolkszungen“ – den südlich und nördlich der Donau vorherrschenden Idiomen – und dem Schriftdeutschen an Beispielsätzen verdeutlichte.²³⁶ Hieraus erhellt, dass er in keinem anderen seiner Bücher dem Dialekt eine so zentrale Bedeutung einräumte wie in *Altheimland*. Gleichwohl hat Sigl den Bogen seiner Begeisterung darüber wohl erheblich überspannt, wenn er die Mundart als „Identifikationssymbol der anima naturaliter bavarica“ einstufte und die Ansicht vertrat, in Schlichts zweitem Bayernbuch, dem in noch höherem Maß als dem ersten „kollektive Gültigkeit“ eigne, spiegle sich „diese christlich-bairische und bairisch-christliche Seele“.²³⁷

2. Der Historiker

Erntete der Steinacher Schlossbenefiziat als Erzähler vielseitiges Lob, so konnte er sich als Historiker kaum Lorbeeren verdienen. Dass er sich überhaupt der Geschichtsschreibung zuwandte, hatte seinen Grund in dem schon erwähnten Streit mit dem Schlossherrn Eduard Baron von Berchem über die Verrichtung der gottesdienstlichen Obliegenheiten.²³⁸ Zur Rechtfertigung seiner Position durchforstete er jahrelang die Archive der Pfarrei, des Benefiziums sowie des Schlosses Steinach und bereitete anschließend das aus den Urkunden und Akten extrahierte Material, ergänzt durch Quellenexzerpte im Kreisarchiv Landshut und Pfarrarchiv von St. Jakob in Straubing, für eine Publikation auf, die die Geschichte Steinachs zum Gegenstand hatte, gegliedert in Edelsitz, Pfarrei, Benefizium, Schule und Dorf. In den Jahren 1881 bis 1883 erschienen seine Forschungsergebnisse zunächst als Artikelserie unter dem Titel „Steinach. Ein niederbayerisches Geschichtsbild“ in der Sonntagsbeilage zum *Straubinger Tagblatt*; 1886 veröffentlichte er sie dann als in sich geschlossene

²³³ KRAMER, Schlicht, S. 80

²³⁴ SCHLICHT, *Altheimland*, S. III f.

²³⁵ SCHLICHT, *Altheimland*, S. 187.

²³⁶ SCHLICHT, *Altheimland*, S. 187–191.

²³⁷ SIGL, Schlicht, S. 130 f.

²³⁸ Siehe oben S. 154 f.

Abhandlung im Organ des Historischen Vereins für Niederbayern; 1908 schließlich präsentierte er sie in einem Buch von gut 110 Seiten, verlegt bei Attenkofer in Straubing.²³⁹ Auch wenn es der Geschichte Steinachs, wie allen historischen Arbeiten Schlichts, an wissenschaftlicher Durchdringung und entsprechender Formgebung gebricht, hat sie als Quellensammlung bleibenden Wert, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil „Kisten voll Urkunden in einem Notwinter des Weltkrieges im Schloß verheizt wurden“.²⁴⁰ Dabei hatte der Verfasser an der seit den siebziger Jahren betriebenen lokalgeschichtlichen Forschung offenbar mehr und mehr Gefallen gefunden, denn um die Jahrhundertwende publizierte er auch eine größere Abhandlung über Sauburg, gefolgt von einer Miszelle über neue Erkenntnisse zur Herrschaftsgeschichte Steinachs.²⁴¹

Im Vergleich mit seinen ortsgeschichtlichen Arbeiten, die sich weitestgehend in der chronikalischen Wiedergabe der eruierten Quellen erschöpfen, lag Schlicht das historische Porträt weit mehr. Dies ist auch keineswegs verwunderlich, weil die Darstellung des Lebens und Wirkens von Personen seiner erzählerischen Begabung sehr entgegenkam. Bei den zwei Porträts, die er in den Druck gab, handelt es sich um Priesterbilder, und zwar um Geistliche, mit denen er eine mehr oder minder lange Wegstrecke zurückgelegt hat. Das erste Porträt, betitelt „Pfarrer Georg Joseph Angelus Obelt [1809–1884] in Reissing“, skizzierte er 1892 für die in Passau erscheinende „Theologisch-praktische Monatsschrift“. Dem von ihm hochgeschätzten Mitbruder hatte er schon in *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* mit der Schilderung seines am 1. September 1869 gefeierten Silbernen Jubiläums als Pfarrer von Reissing ein eindrucksvolles literarisches Denkmal gesetzt.²⁴² Das zweite Porträt würdigte den Karmeliten P. Gerhard Wieslhuber (1826–1907) aus der Einöde Wieslhub bei Hebertsfelden, der über 30 Jahre Expositus in Sossau und „der beste Fußgeher seines Jahrhunderts“ war. Es erschien zunächst als Nachruf am 10. Januar 1908 im *Straubinger Tagblatt*,²⁴³ danach als Separatdruck bei Hartmannsgruber in Bogen.

Das einzige regionalgeschichtliche Werk Schlichts, das 1898 beim Verlag Manz in Regensburg herauskam und den Titel trägt *Niederbayern in Land, Geschichte und Volk. Ein Buch für Stadt und Land*, kommentierte Dr. Simon Höpfl mit folgenden Sätzen: „Hier will der Verfasser eine Geschichte und Volkskunde von Niederbayern auf wissenschaftlicher Grundlage geben. Dieser Versuch ist ihm meines Erachtens nicht ganz gelungen. Die Kapitel über Volkskunde gleich gut, wie alle seine einschlägigen Schriften, das andere über Geschichte, Geographie ist geschraubt und ermüdet.“²⁴⁴ Seine Kritik hätte der literaturbewanderte Staatsoberbibliothekar zurückhaltender und vornehmer schwerlich formulieren können. Denn genau besehen, ist Schlicht der Versuch, „eine Geschichte und Volkskunde von Niederbayern auf wissenschaftlicher Grundlage“ darzubieten, misslungen. Der 250 Seiten starke histo-

²³⁹ Josef [sic!] SCHLICHT, Steinach und dessen Besitzer, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern 24 (1886), S. 217–268; DERS., Die Geschichte von Steinach, Straubing 1908.

²⁴⁰ So SIGL, Schlicht, S. 138.

²⁴¹ SCHLICHT, Sauburg und seine Geschichte, in: Jahresbericht des historischen Vereins für Straubing und Umgebung 3 (1900), S. 30–54; DERS., Zwei Herrschaften zu Steinach, in: ebenda 7 (1904), S. 42–45.

²⁴² Ein niederbayerischer Jubelpfarrer, in: SCHLICHT, Bayerisch Land, S. 355–366,

²⁴³ Pater Wieslhuber, weit und breit bekannt als der grundgütige „Gerhardi“, war am 26. Dezember 1907 auf einem Versehgang in Zeitldorn gestorben.

²⁴⁴ HÖPFL, Schlicht, S. XXII.

rische Part, der in 34 Abschnitten den Bogen von der Frühgeschichte des Landes bis zur Gegenwart spannt, leistet dem damaligen Forschungsstand nur ansatzweise Genüge; das mit der Volkskunde befasste letzte Drittel des Niederbayern-Buchs,²⁴⁵ laut Sigl der geschichtlichen Abhandlung erst auf Drängen des Verlegers hinzugefügt,²⁴⁶ bleibt bei aller Erzählkraft im Ergebnis recht mager und vage, allerdings weitgehend unverschuldetermaßen, weil das Bemühen um die Typologie einer Volksgemeinschaft – im vorliegenden Fall des niederbayerischen Menschengeschlechts – von Haus aus enorm problembeladen und letztlich zum Scheitern verurteilt ist.²⁴⁷

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass Höpfl in Schlichts handschriftlichem Nachlass ein Manuskript vorfand, das die eingehendere Beschäftigung des Steinacher Benefiziaten mit der Kirchen- und Reichsgeschichte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts belegt. Betitelt „Die deutsche Reichskrone beim Fürstenhause Bayern“ und gegliedert in die Kapitel „König und Gegenkönig; Der Versöhnungstag; Papst- und Kaiserkämpfe; Verlorene Kronen“, stellt die Abhandlung „eine Geschichte Ludwig des Bayern dar, der ein zweiter pfälzischer Teil folgen sollte mit der Geschichte Rupprechts von der Pfalz. Stilistisch gut ist sie auf unzulänglichem Quellenmaterial aufgebaut.“²⁴⁸ Sigl, der zwar das Manuskript im Nachlass nicht mehr vorfand – „es scheint ... in unbekannte Hände geraten zu sein“²⁴⁹ –, konnte gleichwohl anhand der dort verwahrten Korrespondenz eruieren, warum es ungedruckt geblieben ist. Schlicht bot es im Spätjahr 1895 Heinrich Leher (1848–1909), dem Herausgeber der illustrierten Wochenschrift *Das Bayerland*, zur Veröffentlichung an. Doch Leher schrieb ihm zurück, die Abhandlung sei für eine Publikation in dem von ihm redigierten Periodikum „viel zu voluminös, da sie schon für sich fast ein kleines Buch bildet“.²⁵⁰

3. Der Bühnenautor

Angesichts der ausgeprägten Bildhaftigkeit und Farbgebung, die Schlichts Schilderungen eignen, ist es nicht verwunderlich, dass er bereits in seinen erzählenden Werken manche Stoffe, vor allem eigene Erlebnisse, dramatisiert dargeboten hat.²⁵¹ Im fortgeschrittenen Alter ließ er sich von der sprichwörtlichen bajuwarischen

²⁴⁵ SCHLICHT, Niederbayern, S. 252–379.

²⁴⁶ SIGL, Schlicht, S. 134.

²⁴⁷ Als Beispiel für Schlichts fragwürdige Argumentation sei die Schlusspassage des volkskundlichen Parts angeführt: „Mehr wie alle anderen Volksrechte Deutschlands wird gerühmt das unsere. Gerade die Bajuwaren haben das uraltgermanische Volksrecht viel reiner festgehalten als die Westgoten, Langobarden, Franken, Sachsen und Alamannen. Niedergeschrieben ist dieses bajuwarische Volksrecht zum erstenmal um die Zeit von 739 nach Christi Geburt in unser ältestes Gesetzbuch, getauft die ‚Bawarika‘; dieses Gesetzbuch mußten fortan die Grafen bei den Gerichtstagen unter den bayerischen Gaulinden bei sich führen: daraus wurde unseren Vorfahren das Volksrecht gesprochen, rein, unverfälscht und lauter. Von diesem Ruhme unserer Bawarika darf ich vielleicht etwas herübernehmen auf unser Niederbayern, und die Behauptung wagen: daß wir auch heutzutage, also nach mehr als tausend Jahren, immer noch zu dem Besten, Kernigsten und Gesündesten gehören, was deutsche Volksstämme stellen.“ SCHLICHT, Niederbayern, S. 378 f.

²⁴⁸ HÖPFL, Schlicht, S. XXIII.

²⁴⁹ SIGL, Schlicht, S. 138.

²⁵⁰ Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 138.

²⁵¹ Siehe oben Anm. 204. – Nachfolgend wird nur ein Daten- und Faktengerüst zu Schlicht als Autor von Dorftheaterspielen geboten. Ausführlicher darüber unterrichtet SIGL, Schlicht, S. 207–212.

Theaterleidenschaft zunehmend stärker in den Bann schlagen. 1894 gab er im Selbstverlag eine Sammlung von neunzehn kleinen Theaterstücken heraus, abgefasst in der ober- oder niederbayerischen Mundart und allesamt auf wahren Begebenheiten beruhend.²⁵² Drei Jahre später erschien beim Volks- und Jugendschriften-Verlag von Otto Manz in Straubing sein umfangreichstes Bühnenstück „Der Kletznwabi sei Friedl“, in dessen fünf Akten Liebe und Ehrlichkeit erst nach einer harten Probe, die darin besteht, dass es Vater und Sohn auf die gleiche Erbhof-Braut abgesehen haben, den Sieg davontragen.²⁵³ 1903 publizierte er bei Kösel in Kempten mit „Die Kavalierswette“ ein Spiel ernsteren Inhalts, in dem ein vormaliger persischer General einem durch Unglück entzweiten jungen Paar den Ertrag einer Wette zu Füßen legt, damit es heiraten und glücklich werden kann.²⁵⁴ 1904 legte er wieder bei Kösel mit dem Dreiakter „Der Planetentoni“ eine Satire auf die ländlichen Wettermacher und den Buchstabenglauben an den Hundertjährigen Kalender vor.²⁵⁵ Im gleichen Jahr erschienen bei Coppennrath in Regensburg sieben heitere Volksstücke aus seiner Feder, die 1912, vermehrt um drei Burlesken, eine Zweitaufgabe erlebten.²⁵⁶ Auch für die 1912 gegründete *Niederbayerische Monatschrift* stellte er zwei Theaterskizzen zur Verfügung, veröffentlicht gleich im ersten Jahrgang unter den Titeln „Der Votzenmichl und sein Schutzengel“ und „Der Rahmelhans“.²⁵⁷

Zur Frage nach der Begabung Schlichts für das Metier des Bühnenautors meinte Höpfl: „Alle seine Stücke leiden äußerlich an zu oftem [häufigem] Szenenwechsel, so daß eine Aufführung in dieser Aufmachung sehr schwierig sein dürfte. Der Dialog dagegen ist flüssig und ansprechend. Sie verdienten eine Umarbeitung, und ich glaube bestimmt, daß sie von bester Wirkung sein würden.“²⁵⁸ Dieser Einschätzung schließt sich Paul Mai an, dabei ohne Beleg auch Schlichts langdauernde Bühnenpräsenz betonend: „Über Jahrzehnte lebten Bauern- und Volkstheater von Schlichts ‚Stückln‘, die leider zum Teil ob ihres häufigen Szenenwechsels – er war eben ein Erzähler und kein Dramatiker – schwer spielbar waren. Es wäre mit Sicherheit nicht verfehlt, sie noch einmal gründlich durchzuforschen und nach den bühnentechnischen

²⁵² Joseph SCHLICHT, *Dorftheaterspiele in der Volkssprache von Ober- und Niederbayern*, jedes eine wahre Begebenheit, (Selbstverlag des Verfassers) 1894.

²⁵³ Joseph SCHLICHT, *Da Kletznwabi sei Friedl*. Volksspiel in 5 Akten mit Gesang, Straubing (Manz) 1897. – Im gleichen Jahr erschien bei Hartmannsgruber in Bogen das Volksstück „Der Paragrafenwastl“ aus seiner Feder.

²⁵⁴ Joseph SCHLICHT, *Die Kavalierswette*. Ein Bühnenstück, Kempten (Kösel) 1903.

²⁵⁵ Joseph SCHLICHT, *Der Planetentoni*. Ein Lustspiel in drei Aufzügen, Kempten und München (Kösel) 1904.

²⁵⁶ Joseph SCHLICHT, *7 heitere Volksspiele für die Vereinstheater in der Stadt und auf dem Land*, Regensburg (Coppennrath) 1904 (zweite, vermehrte Auflage: 10 heitere Volksspiele ..., ebenda 1912).

²⁵⁷ *Niederbayerische Monatschrift* 1 (1912), S. 45–49, 119 f. – Bis 1917 erschienen in diesem Periodikum auch mehrere Erzählungen Schlichts: „In äußerster Gefahr“ (1 [1912], S. 73.); „Einer aus den niederbayerischen Charakterköpfen“ (2 [1913] 44 f.); „Ein Bayer is er; und soll aus seiner Haut fahren“ (5 [1916], S. 57); „Ganz rächt wa’ da Pfarra, wenn er no nöd schroi tat wia Doarrschlä’ so scheitzam!“ (5 [1916] 114); „Dös gibt’s nöd! ‚Dös gibt’s nöd!‘“ (6 [1917] 142–144).

²⁵⁸ HÖPFL, Schlicht, S. XXII. – STEPLINGER, Schlicht, S. 14 vertritt hierzu die Ansicht: „Seine Theaterstücke, so humorvoll und witzig der Dialog ist, entbehren dramatischer Führung.“ – StGL, Schlicht, S. 212 meint, Höpfls Wunsch nach Umarbeitung der Stücke werde „daran scheitern, einen kongenialen Mundartdichter zu finden; doch greifbar, lesbar sollten sie wieder werden“.

Möglichkeiten einzurichten, der Erfolg würde nicht auf sich warten lassen, weil hier Urwüchsiges gestaltet ist und nicht eine pseudobayerische Mentalität.“²⁵⁹

Obschon nur Amateur im Bühnenfach, kann ich solche Einschätzungen nicht teilen, da die Stücke Schlichts keineswegs nur bühnentechnische Mängel aufweisen, sondern auch hinsichtlich ihrer Stoffe und Pointen längst an Aktualität eingebüßt haben. Zudem würde meines Erachtens selbst nach gründlicher Durchforstung ihre zuweilen moralisierende Tendenz einem Aufführungserfolg abträglich sein.

III. Die schriftstellerische Wirkung

Die schriftstellerische Wirkung des Steinacher Benefiziaten wird nachfolgend in zwei Etappen vorgestellt. Die erste nimmt Bezug auf das zeitgenössische Echo, die zweite auf die postume Rezeption, ehe im Anschluss daran eine Würdigung seines literarischen Schaffens versucht wird. Charakteristisch für beide Phasen der Rezeptionsgeschichte aber ist es, dass zum einen dem Erstlingswerk *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* bei der literarischen Wahrnehmung eine Pars-pro-toto-Funktion zukam und dass es zum anderen hauptsächlich die Berufsgruppe der Lehrer war, die den Rezeptionsprozess über Generationen hin in Gang gehalten hat.

1. Zeitgenössisches Echo

Dass Schlichts Erstlingswerk aus Karlsruhe beziehungsweise aus Preußen einen Verriss der besonderen Art erhielt, kam bereits ausführlich zur Sprache.²⁶⁰ Erwähnt wurde auch schon, dass der durchaus kirchenkritische Schriftsteller Ludwig Steub den Steinacher Benefiziaten zu den besten Autoren Bayerns zählte.²⁶¹ Weitaus größere Bedeutung für den Nachruhm aber gewann das Urteil des Münchener Archivars, Juristen und Mundartdichters Karl Stieler (1842–1885). Er schrieb in einem seiner trefflichen Kulturbilder, betitelt „Sitte und Brauch im bayrischen Hochland“: „Für die kirchlichen Gebräuche ... ist das unvergleichliche Buch von Joseph Schlicht zu erwähnen ‚Bayerisch Land und Volk‘, welches zwar zunächst Niederbayern betrifft, aber bei der Gleichartigkeit jener Gebräuche auch hier mannigfach einschlägt. Der Verfasser ist Schlosskaplan in Steinach bei Straubing, und sein Werk ist von einer so zwingenden Anschaulichkeit, daß es vielleicht nach hundert Jahren, wenn mancher von uns vergessen ist, als ein Quellenwerk für bayrische Volkskunde gilt. Noch jetzt denk’ ich mit Freude an das rührende Erstaunen, womit mir Herr Schlicht erwiderte, als ich ihm diese unmaßgebliche, aber gewiß nicht unbegründete Meinung schrieb.“²⁶²

Damit war erstmals ein Bezug zwischen Schlicht und der bayerischen Volkskunde hergestellt, der sich insofern folgenreich auswirkte, als die durchaus zutreffende Ansicht Stielers, dass *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* ob des Reichtums an kirchlichen Gebräuchen ein Quellenwerk für die Volkskunde darstelle, alsbald unter Wegfall von „ein Quellenwerk“ propagiert wurde, so dass Schlicht für die bayerische Volkskunde erhalten konnte, was man seinem Impulsgeber Riehl für die deutsche

²⁵⁹ MAI, Schlicht, S. 832 f.

²⁶⁰ Siehe oben S. 168–171.

²⁶¹ Siehe oben S. 39.

²⁶² KARL STIELER, Bilder aus Bayern. Ausgewählte Schriften, hg. v. Aloys DREYER, Stuttgart 1908, S. 53.

zugestand, nämlich das Prädikat Bahnbrecher oder Vater der jungen Wissenschaft. Den entscheidenden Schritt zu dieser Umdeutung Stielers vollzog der aus Speyer stammende und in München lebende Dichter Martin Greif (1839–1911), der bis 1882 Friedrich Hermann Frey hieß. Er bezeichnete in einer Ende August 1896 veröffentlichten Rezension von *Altheimland*, die auch auf Schlichts Erstlingswerk Bezug nahm, den Verfasser als einen „in voller Bedeutung des Wortes berufenen“ und erläuterte hierzu im Überschwang seines dichterischen Empfindens: „Von seinem Schöpfer berufen, die Stammesart seiner Volksgenossen darzustellen! Damit ist auch schon gesagt, in welch' vollkommener Weise derselbe diese hohe Aufgabe gelöst hat. Er wird in der That unerreicht bleiben für und für. Was sein unsterblicher Landsmann Aventin auf dem Gebiet der bayerischen Geschichte ist und für alle Zeiten bleibt, das wird Joseph Schlicht auf dem der bayerischen Volkskunde sein und bleiben.“²⁶³

Bereits aus dem Jahr des Erscheinens von *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* stammt ein Prädikat Schlichts, das von Dr. Athanasius Degenhart (1829–1906), dem Redakteur der Tageszeitung *Bayerischer Kurier*, herrührte. Er erachtete Schlichts Schilderungen der bäuerlichen Welt als kongenial mit der wirklichkeitsnah gepinselten Präsentation dieser Thematik durch den an der Münchener Akademie der Bildenden Künste lehrenden Südtiroler Franz Defregger (1835–1921), und verlieh ihm daher den ehrenvollen Titel „Defregger der Feder“, auf den nachmals ebenso häufig Bezug genommen wurde wie auf Stielers Einlassung zur Volkskunde und auf Greifs Vergleich mit Aventin, so beispielsweise auch in Aichingers Laudatio zum Goldenen Priesterjubiläum 1906.²⁶⁴

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts wurde Schlicht mehr und mehr von der Heimatbewegung vereinnahmt. Diese Bewegung wurzelte in einem antimodernistischen Krisenbewusstsein des Bildungsbürgertums, das mit der fortschreitenden Industrialisierung gegen Ende des 19. Jahrhunderts an Breitenwirkung gewann, und richtete sich gegen die Überformung der eigenen Umwelt mit Elementen der modernen Zivilisation wie Eisenbahnen oder Industriebauten. Ihre Verfechter wähten das angeblich unverdorben Landleben, mit dem sie den Heimatbegriff inhaltlich füllten, durch solche Überformung bedroht und suchten daher „in einer Art Agrarromantik ... das Selbstbewusstsein des ‚Landes‘ gegenüber der ‚verderblichen‘ Großstadt zu steigern oder pragmatischer die Identität ländlicher Lebensformen zu erhalten, Heimatgefühl und Heimatstolz zu fördern, so etwa die Zeitschrift ‚Das Land‘

²⁶³ Martin GREIF, [Besprechung von Schlichts *Altheimland*], in: *Allgemeine Zeitung* Nr. 199 v. 28. August 1896, *Beilage* S. 6 f., hier S. 6. – Die Breitenwirkung dieser Besprechung bezeugt unter anderem die wiederholte Bezugnahme auf sie bei S[imon] S[tillger], Ein altbayerischer Volksschriftsteller, in: *Kölnische Volkszeitung* Nr. 30 v. 13. Januar 1897 (*Litterarische Beilage* Nr. 2). Stillger (1864–1918), ein Trierer Diözesanpriester, der seit 1888 im Bistum Regensburg wirkte und bis zu seinem Tod das *Korrespondenz- und Offertenblatt für die gesamte katholische Geistlichkeit Deutschlands* redigierte, äußerte sich allerdings weniger überschwänglich als Greif, wie schon seine einleitenden Sätze zu erkennen geben: „Niederbayern ist nicht so reich an Dialect-Dichtern wie Oberbayern und besonders Schwaben. Doch hat es einen Volksschriftsteller, der viele andere aufwiegt – es ist dies der schlichte Herr *Schlicht*. Er will kein Dichter sein im eigentlichen Sinne des Wortes, er erzählt Erlebtes, oder das, was seine Freunde und Bekannten ihm als Erlebtes berichtet haben; er erzählt aber dieses alles nicht als Forscher oder Philosoph, wie der bekannte Riehl, sondern will das bayerische Volksleben, wie es war und ist, widerspiegeln.“

²⁶⁴ Siehe oben S. 157.

(seit 1892/93) des Lehrers H. Sohnrey. Auch die Bestrebungen des ‚Bundes Deutscher Heimatschutz‘ (1904), der sich, liebenswert gewiß, der Erhaltung von Denkmälern und Dorfbild, Natur und Umwelt, Sitte und Brauchtum annahm, stehen in diesem Zusammenhang.“²⁶⁵

Der Hinweis auf Heinrich Sohnrey (1859–1948) deutet bereits an, dass es vor allem Lehrer waren, die sich die Zielsetzungen der Heimatbewegung und Heimatschutzbewegung angelegen sein ließen. In Bayern bemühte sich früh schon der Lehrer Franz Joseph Bronner mit zwei Büchern um eine Stärkung des Heimatbewusstseins,²⁶⁶ wobei er in beiden Publikationen Sitte und Brauchtum auch an Auszügen aus Schlichts Werken dokumentierte. Übernahm Bronner in seinen Büchern von 1898 und 1908 Texte des Steinacher Benefiziaten noch unter weitgehendem Verzicht auf ihre Qualifizierung, „so häufen sich in den folgenden Jahren die eindeutig befürwortenden Stellungnahmen“.²⁶⁷ Einen sprechenden Beleg dafür bietet die 1912 ins Leben gerufene und in Passau erscheinende *Niederbayerische Monatsschrift*, die sich in ihrer Eröffnungsausgabe uneingeschränkt zur Heimatbewegung bekannte: „Ziel ist die Vertiefung der *Liebe zur Heimat* und die *Erhaltung heimischer Eigenart*, indem wir in Wort und Bild an *Einheimische und Fremde* uns wenden, um ihnen die interessanten und schönen Seiten unseres Heimatlandes zu zeigen.“²⁶⁸ In der April-Nummer des neuen Organs nahm dann der mit „wms“ zeichnende Schriftleiter Dr. W. M. Schmid den kürzlich gefeierten 80. Geburtstag Schlichts zum Anlass einer Würdigung. Sie maß den durch „eine klare Beobachtungsgabe“ sich auszeichnenden Schilderungen des Benefiziaten „den höchsten kulturgeschichtlichen Wert“ bei und führte zur Begründung an: „Keine Romanfabeln, keine billigen Anekdoten gibt uns Schlicht, sondern knapp umrissene, kernige Erzählungen, in denen er die Leute meist selbst reden läßt. Dabei wird in richtiger Erkenntnis von dessen Wert auch dem Dialekt sein Recht, so daß auch nach dieser Richtung hin seine Schriftwerke von kulturgeschichtlicher Bedeutung sind und bleiben. ... Wenn jemals beliebte Schlagworte Geltung haben, so sind die Schilderungen von Joseph Schlicht nach Inhalt und Ziel, nach Form und Sprache Werke einer *echten Volkskunst*, einer *wahren Heimatkunst*.“²⁶⁹

Auch die der Heimatbewegung verpflichteten Zeitschriften *Der Bayerwald* und *Das Bayerland* gedachten des 80. Geburtstags von Schlicht. Die Schriftleitung ersteren Blatts veranlasste einen Wiederabdruck der 1898 publizierte Autobiographie des Steinacher Benefiziaten, wünschte dem „Heimat-Schriftsteller“ im Anschluss daran „aus vollstem [!] Herzen beste Gesundheit für mindestens noch ein Jahrzehnt“ und tat zu seiner Bedeutung kund, er sei „ein gründlicher Kenner unseres Volkstums, infolgedessen ein meisterhafter Schilderer der alt-, besonders der niederbayerischen

²⁶⁵ Thomas NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte 1866–1980*, Bd. I: Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990, S. 219.

²⁶⁶ Franz Joseph BRONNER, *Bayerisch' Land und Volk in Wort und Bild*, München 1898; DERS., *Von deutscher Sitt' und Art. Volkssitten und Volksbräuche in Bayern und den angrenzenden Gebieten*, München 1908.

²⁶⁷ WAX, Schlicht, S. 54.

²⁶⁸ Redaktion und Verlag, Zur Einführung, in: *Niederbayerische Monatsschrift. Zeitschrift für Kultur- und Kunstgeschichte, Landes- und Volkskunde Niederbayerns und angrenzender Gebiete mit Berücksichtigung von wirtschaftlichen und Verkehrsfragen* 1 (1912), S. 1.

²⁶⁹ Wms., Joseph Schlicht, in: *Niederbayerische Monatsschrift* 1 (1912), S. 119; im Anschluss an die Würdigung ist auf S. 119 f. Schlichts Theaterskizze „Der Rahmelhans“ wiedergegeben.

Art“, und dass „seine knorrige, echt volkstümliche Ausdrucksweise sowie sein goldiger, sprühender Humor ... geradezu unübertrefflich“ seien, ließen die nachfolgend wiedergegebenen „Stichproben“ aus seinen Werken „zur Genüge erkennen“. ²⁷⁰

Die Wochenschrift *Das Bayerland* wartete auf der Titelseite ihrer Nummer 29 von 1912 mit einer Photographie Schlichts auf sowie mit einer sie umrahmenden Würdigung von Hans Mayr, der einleitend betonte, dass das Werk des Jubilars „zu fern aller Schöngestigkeit, zu schlicht und anspruchslos“ sei, „um literarische Gebärden anzunehmen“, und dann die rühmenden Urteile von Stieler, Steub, Degenhart und Greif resümierte, ehe er ein Lebensbild des Steinacher Benefiziaten bot. Dieses rundete er mit ein paar bekenntnishaften Sätzen ab, die uneingeschränkte Zustimmung und hohe Wertschätzung bekundeten, zugleich aber auch dem Hauptanliegen der Heimatbewegung Rechnung trugen: „Schlicht kennt bayerisches Bauerntum durch und durch und wird nicht müde, seine Ursprünglichkeit und Lebenskraft, die ein unzerstörbares Volkstum verbürgen, zu preisen. Er bewegt sich dabei in der gleichen Linie mit dem scharfsinnigen und klaren Kulturforscher W. H. Riehl, der in seiner ‚Naturgeschichte des deutschen Volkes‘ meint, alle Maßregeln zur Sicherung des gesellschaftlichen Friedens und zur Kräftigung der Staatsgewalt könnten nur für den Augenblick widerhallen, wenn sie nicht von dem Grundsatz ausgingen, daß der Bauer die konservative Macht im Staate sei, daß darum seine Wucht erhöht, seines Charakters Eigenart gefestigt, seine Bedürfnisse beachtet werden müßten. Wir Jüngeren danken Joseph Schlicht für sein verdienstvolles Schriftwerk, das uns zu tieferer Kenntnis des bayerischen Bauern verhilft. Als Landsleute aber sind wir stolz auf ihn; die Worte eines seiner Freunde machen wir zu den unsrigen: ‚Wenn du nicht wärest, wer in aller Welt würde die Vorzüge Bayerns vor ganz Deutschland rühmen?‘“ ²⁷¹

Selbstverständlich nahmen die zitierten Blätter auch vom Ableben des Steinacher Schlossbenefiziaten am 18. April 1917 mit einer jeweils kurzen Würdigung Notiz. Die *Niederbayerische Monatsschrift* bescheinigte dem Verstorbenen: „Schlicht war ein edler Charakter mit unerschütterlichem Gottvertrauen, ein Priester hochverehrt von Jung und Alt. ... Unvergängliche Verdienste erwarb er sich auf dem Gebiete der Heimatkunde. Keiner hat wohl altbayerisches Volksleben so tief erfaßt wie er.“ ²⁷² Im *Bayerwald* war fürs erste ein aus vier Vierzeilern bestehendes Gedicht abgedruckt, das die Familie Widmann aus Saulburg, der Schlicht offenbar eng verbunden war, dem verbliebenen „Volksschriftsteller“ widmete. ²⁷³ Das erste Heft des Jahrgangs 1918 brachte dann einen Nachruf aus der Feder von Hafner, dessen Aussagen von Belang allerdings ein Plagiat darstellten. Seine Einlassung zum schriftstellerischen Wirken – „Keiner wohl hat altbayerisches Volksleben so tief erfaßt, wie er“ – war mit Ausnahme des störenden Kommas geistiges Eigentum der zitierten Monatsschrift. Die Indienstnahme des Verstorbenen für die Durchhaltestrategie Deutschlands im Weltkrieg mit nachstehenden Sätzen hatte sich nahezu wörtlich im Jahr zuvor schon das *Straubinger Tagblatt* angelegen sein lassen: „Unerschütterlich war sein Gott-

²⁷⁰ Der Bayerwald in Vergangenheit und Gegenwart 11 (1912), S. 38; als „Stichproben“ sind bis S. 40 Auszüge aus *Altheimland* (S. 4) und *Niederbayern* (S. 266) sowie der Einakter „Mein Vata seine Kasloabl“ abgedruckt.

²⁷¹ Hans MAYR, Joseph Schlicht. (Zu seinem 80. Geburtstag.), in: *Das Bayerland* 23 (1912), S. 581 f.

²⁷² Joseph Schlicht, in: *Niederbayerische Monatsschrift* 6 (1917), S. 76

²⁷³ Der Bayerwald 15 (1917), S. 78.

vertrauen, unerschütterlich sein Vertrauen auf Gerechtigkeit und somit auch unerschütterlich sein Glaube an Deutschlands Sieg im Weltenringen. Gottvertrauen und deutsches Pflichtgefühl hielt er für die stärksten Waffen des deutschen Volkes.“²⁷⁴ Ein bemerkenswerter Unterschied dieser Satzfolge zu jener im *Straubinger Tagblatt* bestand aber schon: Hafner bemühte zusätzlich Schlichts unerschütterliches „Vertrauen auf Gerechtigkeit“ und instrumentalisierte ihn somit für die bis zum Überdruß strapazierte These vom angeblich gerechten Krieg, den Deutschland führe, weil man 1914 nur zur Verteidigung der eigenen Sache zu den Waffen gerufen habe.²⁷⁵

2. Postume Rezeption

Für die postume Rezeption Schlichts waren vor allem zwei Faktoren von großer Bedeutung und nachhaltiger Wirkung: die Einführung der Heimatkunde als Unterrichtsfach in der Weimarer Zeit und die Wiederauflage seines Erstlingswerks 1927.

Der katastrophale Ausgang des Ersten Weltkriegs für die Mittelmächte verstärkte bei der Suche nach geistiger Neuorientierung in den Anfangsjahren der Weimarer Republik die schon in der Wilhelminischen Ära gehegte Überzeugung, dass die Pädagogik das Bewusstsein nationaler Beheimatung zu wecken und zu fördern habe. 1920 gab die *Niederbayerische Monatsschrift* unter dem Titel „Die Heimatkunde als Grundlage der nationalen Erziehung“ Auszüge aus einem Aufsatz wieder, den der in Braunau am Inn unterrichtende Lehrer Dr. Eduard Kriechbaum (1887–1958) kürzlich publiziert hatte. Doch nicht dessen Ausführungen sind zunächst von Interesse, sondern die ihnen von der Schriftleitung vorangestellten programmatischen Sätze: Wenn Deutschland seine „Selbstachtung“ wiedergewinnen wolle, dann müsse „die Erziehung der nächsten Generation, der Jugend ... in nationalem Sinne gestaltet werden trotz aller weltbürgerlicher Ideen. Solche kann ohne Schaden für sich und sein Volk nur verfolgen, wer fest auf eigenem Boden steht, in der Heimat eingewurzelt ist. Ihre Erkenntnis wird so nationale Pflicht und sie muß die Grundlage unserer Jugenderziehung bilden.“²⁷⁶ Auf der Folie derartiger Überlegungen wurde die Heimatkunde im Deutschland der Weimarer Republik erstmals Unterrichtsfach, für dessen konservative Ausrichtung hauptsächlich der einflussreiche Berliner Pädagogikprofessor Eduard Spranger (1882–1963) verantwortlich zeichnete.²⁷⁷

²⁷⁴ HAFNER, Joseph Schlicht †, in: *Der Bayerwald* 16 (1918), S. 36 f., hier S. 37. – Die Formulierung im *Straubinger Tagblatt* lautete: „Unerschütterlich war sein Gottvertrauen, unerschütterlich sein Glaube an Deutschlands Sieg im Weltenringen. Gottvertrauen und deutsches Pflichtgefühl hielt er für die stärksten Waffen des deutschen Volkes“. Zitiert nach SIGL, Schlicht, S. 172.

²⁷⁵ Näheres hierzu im Abschnitt „Im Kriegsdienst mit der Feder“ bei Karl HAUSBERGER, Franz Xaver Kiefl (1869–1928). Schellverteidiger, Antimodernist und Rechtskatholik (Quellen und Studien zur neueren Theologiegeschichte 6), Regensburg 2003, S. 142–166.

²⁷⁶ Die Heimatkunde als Grundlage der nationalen Erziehung [mit Auszügen aus Darlegungen von Eduard KRIECHBAUM hierzu im 11. Heft der „Braunauer Heimatkunde“], in: *Niederbayerische Monatsschrift* 9 (1920), S. 34–36. – WAX, Schlicht, S. 55 benennt als Autor obigen Zitats irrtümlich Kriechbaum.

²⁷⁷ Vgl. WAX, Schlicht, S. 56. – Erst in den 1960er Jahren wurde das Fach Heimatkunde, das unter Stichworten wie ideologische Überfrachtung, geographische Enge, Konservatismus und zu starke Orientierung an einer Landidylle auf Kosten der Gegenwartsprobleme mehr und mehr in Misskredit geraten war, durch Sachkunde und später durch Sachunterricht abgelöst.

Wenn sich die Einführung der Heimatkunde als Unterrichtsdisziplin auf die Schlicht-Rezeption enorm stimulierend auswirkte, so lag dies vor allem daran, dass man in den Richtlinien für sie den Heimatbegriff auf den ländlichen Raum festlegte. Aufgrund dessen ergab sich für das neue Fach eine Aufgabenstellung, die Kriechbaum in seinem erwähnten Aufsatz von 1920 folgendermaßen umschrieb: „*Land und Leute machen das Heimatbild*; einseitig ist jede Richtung, die nur das Land, einseitig jede Richtung, die nur den Menschen, den Bewohner charakterisiert. Erste Aufgabe der Heimatkunde ist es somit, uns bekannt zu machen mit der Landschaft des Bezirkes. ... Das zweite Hauptgebiet der Heimatkunde befaßt sich mit den Heimatbewohnern; der Landschaftskunde tritt die Volkskunde zur Seite.“²⁷⁸ Für die Bewältigung der zweiten Aufgabenstellung erschien im altbayerischen Raum keiner so sehr als Kronzeuge prädestiniert wie Joseph Schlicht, war er doch „der klassische Schilderer von Bayerisch Land und Volk“, wie neuerdings im Chiemgau-Buch der Heimatschriftstellerin Franziska Hager (1874–1960), einer vormaligen Lehrerin, zu lesen stand.²⁷⁹

Auch die Wiederauflage von Schlichts *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* als unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe von 1875, die 1927 die vormals Manz-sche Hofbuchhandlung in Straubing ermöglichte, sollte nach Bekundung des Herausgebers Dr. Simon Höpfl einen Beitrag zur heimatlichen Identitätsfindung und -wahrung leisten. Er schrieb hierzu im Vorwort: „In einer Zeit, in der den Volksgenossen in Stadt und Land der Heimatgedanke näher gebracht und alte Sitte und Einfachheit wieder in ihre angestammten Ehren und Würden eingesetzt werden sollen, muß auch der beste Kenner altbayerischen Bauern- und Volkstums wieder zu Worte kommen, Joseph Schlicht. ... Möge nun das Buch alt und jung erfreuen und das Seinige beitragen zur Hebung der Heimatliebe.“²⁸⁰ Am Schluss des dem Buch vorangestellten und im Vorausgehenden wiederholt zitierten Lebensbilds warf Höpfl die Frage auf, worin „die Bedeutung Schlichts gerade für unsere Zeit“ liege, und gab hierauf die in die gleiche Richtung zielende Antwort: „Weil er den Heimatgedanken predigt und zu ihm hinführt. Als Kenner der Volksseele hat er bis in deren tiefste Falten hineingeleuchtet und zeigt uns, wie sie war, ist und hätte sein sollen. ... Mag auch manches von dem, was er uns geschildert, verschwunden, mag auch hier schon eine gewisse Verflachung eingetreten sein, die das Alte nicht mehr verstehen will, so möchte ich mich dem anschließen, was Schrötter sagt: ‚Was der Weiher nach einem Steinwurf tut, das tun die Schriften Schlichts; sie ziehen immer weitere Kreise und werden Eigentum des bayerischen Volkes, namentlich, seitdem es notwendig geworden ist, das im innersten Kern getroffene deutsche und bayerische Volk wieder aufzurichten, ihm der Väter Wesen und Art als Spiegel vorzuhalten, damit sie Wider-schein geben in Gegenwart und Zukunft.“²⁸¹

Der zitierte Dr. Georg Schrötter (1870–1949) war wie Höpfl in München tätig, und zwar als Oberarchivrat, und hatte im Juli 1927 – vermutlich in Abstimmung mit dem Oberbibliothekar an der Technischen Hochschule – einen längeren Beitrag über

²⁷⁸ Auszüge aus KRIECHBAUM (wie Anm. 276) S. 34 f.

²⁷⁹ Franziska HAGER, *Der Chiemgau*, München 1927, S. 146.

²⁸⁰ HÖPFL, Vorwort zu SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. V. – Für Hinweise zur Erstellung seines Lebensbilds dankte Höpfl insbesondere „den Herren Ökonomierat Niggel in Steinach, P. Godehard Lang O.S.B. und Hauptlehrer Max Peinkofer in Niederalteich und Lehrer Oskar Döring in Lam“. Ebenda.

²⁸¹ HÖPFL, Schlicht, S. XXIII f.

Schlichts literarisches Werk unter dem Titel „Joseph Schlicht, der Dichter der Alt-bayern“ im *Bayerland* vorgelegt. Darin hielt er dessen Bedeutung in einem Resümee fest, das sich an bewundernder Begeisterung und Lobpreisung nicht genug tun konnte: „Es ist ein Stück Kulturgeschichte; nicht das, was meist darunter verstanden wird, es ist die Kultur der Volksseele. Sie berührt sich aufs engste mit den Bestrebungen der Gegenwart, welche die Weckung und Bildung des Heimatgefühles, der Liebe zu Land und Volk zum Ziele haben. Ihr Heimatfreunde, folget den Spuren des Patriarchen Schlicht, der vor einem halben Jahrhundert schon gewußt hat, was der krank und kranker werdenden Volksseele zur Heilung dient, sie aufzurichten an dem kerngesunden Wesen der Vorfahren und des einfachen Mannes. Schlicht fährt nicht suchend in den Jahrhunderten herum, er nimmt seine Beobachtungen aus der ihn umgebenden Gegenwart, er schreibt gegenständliche Menschen- und Kulturgeschichte. ... Übersäumende Lebenslust, Urwüchsigkeit und Derbheit, gepaart mit Grundehrlichkeit, Echtheit und Religiosität der Niederbayern ist der geistige Ertrag der Schriften Schlichts, welcher geeignet ist, der Wahrheit eine Bahn zu brechen. Vom Sein ist die Rede, wenig oder gar nicht vom Schein. So ist Schlicht nicht bloß der anerkannte Herold Niederbayerns, sondern auch der bewunderte Kulturhistoriker Bajwariens, der, wie der Arzt dem Kranken, für die Wunden der Jetztzeit aus dem Wesen des Patienten das Heilmittel auferlegt.“²⁸²

In Reaktion auf die Wiederauflage des Erstlingswerks erschienen in den folgenden Jahren mehrere Aufsätze über Schlicht, von denen hier drei, die für seine Rezeption besonders charakteristisch sind, kurz vorgestellt werden.

Der Mettener Konventuale P. Angelus Sturm (1886–1968) widmete dem Schriftsteller Schlicht 1928 an die zweieinhalb Druckseiten in der Hauszeitschrift seiner Abtei und stellte darin die These auf, der Steinacher Benefiziat sei für Altbayern „der erste Folklorist“ gewesen, da er „auf allen Blättern seiner herzerquickend frisch geschriebenen Bücher ein volles Verständnis für die prächtige Eigenart jenes deutschen Stammes“ zeige, „dem anzugehören er offenbar stolz war“. Zugleich aber habe er maßgeblichen Anteil am Entstehen eines neuen Zweigs der Geisteswissenschaften, denn er deute „in seinen Schriften bereits hin auf die Wissenschaft, die vor Kriegsbeginn noch, auf der Folklore aufbauend, begründet wurde, auf die Volkskunde“. Damit aber trete der Priester Schlicht „würdig an die Seite seines Landsmannes Aventin, der gleich ihm ein Bahnbrecher war. Es ist nicht verwunderlich, wenn beide ein Auge hatten für die Sonderart ihres Stammes; an den Grenzen der Hollertau stoßen bayerisches, fränkisches und schwäbisches Volkstum aufeinander; ein wacher Geist muß dafür ein unmittelbares Empfinden haben.“ Dass Schlicht aber keine „abschließende wissenschaftliche Darstellung der niederbayerischen Volkskunde“ vorgelegt habe, führte Sturm darauf zurück, „daß er mehr als gestaltender Künstler, denn als nüchterner Gelehrter an seinen Gegenstand herantrat. Er ist eben, was bislang kaum einmal betont wurde, ein *Dichter*, kaum ein Blatt findet sich in seinen Büchern, das ihn nicht als solchen verriete.“²⁸³ Ausklingen ließ Pater Angelus seine Würdigung mit einer Prophetie: „Es wird eine Zeit kommen, die sich satt liest an Schlichts Schilderung des niederbayerischen Menschen.“²⁸⁴

Willibald Schmidt (1901–1974), damals Studienrat an der Realschule in Bad Tölz,²⁸⁵

²⁸² SCHRÖTTER, Schlicht, S. 441 f.

²⁸³ STURM, Schlicht, S. 77 f.

²⁸⁴ STURM, Schlicht, S. 79.

²⁸⁵ Von 1951 bis 1966 Oberstudiendirektor des Humanistischen Gymnasiums in Straubing.

skizzierte 1928 im Februar-Heft des *Bayerwald* Schlichts Werdegang unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Höpfls Lebensbild schon im Titel. Gleichwohl ließ er es sich nehmen, der Bedeutung des Wiedererscheinens von *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* eine besondere Note zu verleihen: „Es ist das Verdienst des Verlegers, Schlicht ... gerade in der Zeit aus seiner himmlischen Muße ins weißblaue Land zurückgerufen zu haben, da es ihn am notwendigsten braucht. Als nach dem materiellen und geistigen Zusammenbruche unseres Volkes im Weltkrieg uns das große Heimweh überkam, die unwiderstehliche Heimatsehnsucht und das instinktive Besinnen auf die Quellen aller Volkskraft, da wurde natürlich auch Schlichts Name wieder öfter genannt und verlangt. Sogar die neuen Schullesebücher, die einen Hauptteil an der Heranbildung des neuen deutschen Menschen beanspruchen, haben sich die Stimme und Hilfe des schlichten Benefiziaten aus Niederbayern gesichert.“²⁸⁶

Schon vor Schmidt hatte M. Obermeier aus Steinach in der Januar-Ausgabe des *Bayerwald* die Frage nach „Schlichts Vermächtnis“ aufgeworfen und gab fürs Erste zu verstehen, der vor elf Jahren verstorbene Schlossbenefiziat sei „auf dem besten Wege eine Art niederbayerische Nationalgestalt zu werden. ... Denn sobald dürfte keiner mehr auftreten, dessen Charakter so vollständig den des Altbayern guten Schlages darstellt. Das ist neben seinen Schriften das Vermächtnis Josef Schlichts an unsere Zeit.“ Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen hob Obermeier rühmend hervor, dass sich Schlicht, nie begierig „nach Ehren und Würden“, bis zum Lebensende mit dem Schlossbenefizium Steinach begnügt habe, auch weil „die landschaftlich reizvolle Umgebung des idyllischen Vorwalddörfleins ... seiner tief eingewurzelten Naturliebe“ entgegengekommen sei, und holte dann mit knüppeldicker Keule gegen das Stadtleben zugunsten des ländlichen Raums aus: „Unwillkürlich drängt sich einem der Vergleich mit einer der betrübtlichsten Zeiterscheinungen auf, mit der als ‚Landflucht‘ bezeichneten Abkehr weiter Volkskreise vom Urgrund der Scholle, ihrem Zusammenballen in der trostlosen Oede großstädtischer Mietskasernen, jenen Brutstätten seelischer Verkümmerteit und körperlicher Entartung. Und ist auch vieles nicht mehr so, wie’s Schlicht geschildert hat, der Jungborn eines Volkes bleibt stets das Land. Aus seiner ungebrochenen Kraft quillt neues Leben für jede auf dem unfruchtbaren, steinigen Boden der Stadt vorzeitig verdorrte Menschenblüte. So predigt das Vorbild des lang Verstorbenen immer noch Verständnis und Wertschätzung ländlicher Art, Sitte und Bewohner.“²⁸⁷

Obschon in so mancher phrasenhaften Formulierung der zitierten Beiträge, die allesamt der Heimatbewegung verpflichtet sind, schon die Diktion der Nationalsozialisten anklingt, blieb Schlicht eine Vereinnahmung durch das totalitäre Regime erspart, und zwar wohl hauptsächlich wegen der religiösen Komponente, die seine Schilderungen der bäuerlichen Welt zutiefst prägt und sich ohne Substanzverlust nicht eliminieren lässt. Soweit ich sehe, hat unter den systemnahen Autoren lediglich der mehrmals erwähnte Heimatforscher Dr. Kriechbaum in einer Buchpublikation von 1938 unter der Rubrik „Quellen und Bemerkungen“ zum Kapitel „Baierische Stammesart“ empfehlend auf Schlicht hingewiesen mit der Notiz: „Tiefe Einblicke in baierische Wesensart gibt auch: J. Schlicht, *Bayerisch Land und Bayerisch Volk*“.²⁸⁸ Zwei weitere Bezugnahmen auf den Steinacher Benefiziaten in den dreißig Jahren

²⁸⁶ SCHMIDT, Schlicht's Werdegang, S. 18.

²⁸⁷ M. OBERMEIER, Josef Schlichts Vermächtnis, in: *Der Bayerwald* 26 (1928), S. 31 f.

²⁸⁸ Eduard KRIECHBAUM, *Baiernland. Landschaft und Volkstum*, München 1938, S. 138.

stammen von katholischen Geistlichen. In dem vom Regensburger Diözesanbischof Buchberger herausgegebenen *Lexikon für Theologie und Kirche* erhielt Schlicht sogar einen eigenen Artikel,²⁸⁹ verfasst vom Mettener Benediktiner Angelus Sturm, der ihn, wie schon in *Alt und Jung Metten*, als „Bahnbrecher der (niederbayr.) Volkskunde“ einstufte, „insofern er als erster das Volksleben im Zusammenhang mit dem Kirchenjahr aufzeigt“.²⁹⁰ In der gleichfalls von Buchberger herausgegebenen Festschrift zur Zwölfhundertjahrfeier des Bistums wurde Schlicht durch den Domvikar Johann Baptist Lehner (1890–1971) nur zwei Jahre später auf anderthalb Druckseiten als „der Klassiker der bayerischen Volkskunde“ gewürdigt.²⁹¹ Daher erscheint mir an dieser Stelle ein Fingerzeig auf die rasch fortschreitende Höherstufung der „Titulatur“ geboten. War Schlicht für Franziska Hager 1927 noch „der klassische Schilderer von Bayerisch Land und Volk“, so avancierte er 1937 bei Angelus Sturm zum „Bahnbrecher der (niederbayr.) Volkskunde“ und wurde dann 1939 durch Johann Baptist Lehner zum „Klassiker der bayerischen Volkskunde“ schlechthin, der er fortan bis hinauf in die achtziger Jahre auch bleiben sollte.

Bezüglich der Wirkung von Schlichts schriftstellerischem Werk nach dem Zweiten Weltkrieg kann zunächst überblicksartig festgehalten werden: Texte von ihm werden wie bereits in seinen späteren Lebensjahren weiterhin durch Zeitungen, Zeitschriften und Kalender vermittelt;²⁹² seine Verflechtung mit dem schulischen Bereich, die Willibald Schmidt auch bezüglich des Unterrichtsmaterials schon für die spätere Weimarer Zeit bezeugt, hält an und erfährt eine Verdichtung, personell wie der Sache nach; hinter dem schulischen Interesse steht aber unverkennbar ein staatliches, „das sich in der Vereinnahmung der Person Schlichts und seines Werkes durch die Stadt Straubing, deren Umland und durch den Regierungsbezirk Niederbayern äußert“.²⁹³

Unter den Autoren, die sich nach 1945 mit Schlicht befassten, nahm der vormalige Gymnasiallehrer Dr. Eduard Stemplinger (1870–1964) aus Plattling, „als Mundartdichter und Erzähler in gleicher Weise ausgezeichnet wie als gelehrter Altphilologe“,²⁹⁴ eine Vorreiterrolle ein. Schon in seiner den Begriff „Altbayern“ problematisierenden Studie von 1946 kam er wiederholt direkt oder indirekt auf Schlicht zu sprechen, „dem wir die klassische Darstellung niederbayrischen Landes und Volkes verdanken“.²⁹⁵ Im Jahr 1959 erschien dann in Straubing sein „Niederbayern-Spiegel nach Joseph Schlicht“, in dem er auf rund 50 Seiten im Anschluss an einen Lebensabriss das reiche niederbayerische Brauchtum anhand von Schlichts Erstlingswerk beispielhaft erläuterte. Das Schlusswort dieses Büchleins – Stemplinger ging damals bereits auf die Neunzig zu – nimmt sich in mehrfacher Hinsicht wie ein Schwanen-

²⁸⁹ Dies ist ein erneutes Indiz dafür, dass Heinrich Hansjakob mit seiner „Zopfmandarinen“-Behauptung danebenlag.

²⁹⁰ Angelus STURM, Schlicht, Joseph, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. IX, Freiburg i. Br. 1937, Sp. 273.

²⁹¹ Johann Baptist LEHNER, Joseph Schlicht, der Klassiker der bayerischen Volkskunde (1832–1917), in: Michael BUCHBERGER (Hg.), *Zwölfhundert Jahre Bistum Regensburg. Festschrift zur Zwölfhundertjahrfeier*, Regensburg 1939, S. 291–293.

²⁹² Als Beispiel für die kommentierte Art und Weise der Vermittlung von Schlicht-Texten sei angeführt: Franz Xaver BREITENFELLNER, *Niederbayerische Leut*, in: *Altbayerischer Volkskalender*, Passau 1951, S. 26–28.

²⁹³ WAX, Schlicht, S. 60.

²⁹⁴ PÖRNbacher, *Literatur in Bayern*, S. 54.

²⁹⁵ Eduard STEPLINGER, *Wir Altbayern*, München 1946, S. 7.

gesang aus: Schlicht „nahm das Brauchtum in einer Zeit auf, da Niederbayern noch zu den Oasen gehörte, die fast unberührt von Industrialisierung und Aufklärung, sogar noch germanische Reste erhalten haben. Jetzt ist manches von dem, was Schlicht uns schilderte, verschwunden, vieles ist verflacht, vieles wird nicht mehr verstanden. Seien wir dankbar, daß wir noch einen ‚Bayerenspiegel‘ haben, der dem neu erwachenden Bayerntum eine schönere Vergangenheit zeigt und für eine schönere Zukunft die Richtung weist!“²⁹⁶

Die intensivere Bindung der Schlicht-Rezeption an den schulischen Bereich hatte bereits Anfang der fünfziger Jahre eingesetzt. Den Auftakt dazu gab die Serie „Straubinger Hefte“, ins Leben gerufen von Willibald Schmidt, der 1951 Oberstudienleiter der Straubinger Doppelanstalt „Humanistisches Gymnasium und Ludwigs-Oberrealschule“ geworden war. Gleich das erste Heft von 1952, das der Studienprofessor Ludwig Kainz (1887–1974) zusammenstellte, bot Auszüge aus Schlichts *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* zur Thematik „Bauern und Ehehalten“. Im Vorwort dazu hob Kainz rühmend hervor, dass Schlicht „in stetem Umgang mit den niederbayerischen Bauern aus dem vollen schöpfen und uns eine bayerische Volkskunde schenken“ konnte, „die bis heute nicht übertroffen wurde und ihn zum ‚Klassiker der bayerischen Volkskunde‘ machte. Besonders danken wir ihm, daß er darin auch das Leben des Gäubodens in satten Farben schildert. Die Kornkammer Bayerns ist in ihrer *wirtschaftlichen* Bedeutung seit alters erkannt und gewürdigt worden, doch über Wesen, Lebensart und Brauchtum ihrer Bewohner ist vor Schlicht im Schrifttum soviel wie nichts zu finden.“²⁹⁷

Angesichts der Tatsache, dass Schlicht bereits seit einem Vierteljahrhundert als Klassiker der bayerischen Volkskunde galt, überrascht es, dass ihn Joseph Mundigl (1912–1979) in seinem 1955 erschienenen Buch „Bayerische Volkskunde“ mit Still-schweigen übergang, zumal er ein Landsmann Schlichts war, geboren in Schierling, „seit 1932 im niederbayerischen Volksschuldienst tätig“, außerdem „Archivpfleger des Kreises Kelheim und Stadtarchivar von Kelheim“ – so die dem fortlaufenden Text vorangestellte Auskunft über den Autor. Wenn hier gleichwohl Mundigls Studie zur Sprache gebracht wird, dann nur wegen der auch für die Einordnung von Schlichts literarischem Werk bedenkenswerten Feststellung: „Auffallend ist, daß alle Volkstumsfragen sich nicht an den Städter wenden, sondern einzig und allein den schollengebundenen Bauernstand ansprechen.“ Eine schlüssige Begründung für diese Auffälligkeit bietet laut Mundigl Georg Mohler junior, der die Aufgabe der Volkskunde folgendermaßen umreißt: „Wenn man unter Volkskunde ganz allgemein die Kunde vom Volkstümlichen versteht, wie es sich in den unteren Schichten eines Gesamtvolkes aus jener Zeit ohne Kultur oder einfachster Kulturanfänge erhalten hat, so bietet ohne Zweifel der Bauernstand einem Sammler die reichste Ausbeute. Denn er ist es, der am zähesten am Alten festhält, der in Brauch und Sitte den altüberlieferten Gesetzen folgt. Ganz anders der moderne Städter. Als Erzeugnis einer ‚volks‘fremden Umwelt und einer immer weitergehenden Unterscheidung der Stände schaut er vielfach interesse- und verständnislos, wenn nicht gar stolz und spöttisch, auf Bauernsitte und Bauernglaube herab. Die Kluft zwischen dem Bauern und dem allem frischen, natürlichen Denken und Empfinden mehr oder weniger entrückten gebildeten Städter ist unter den gesellschaftlichen Gegensätzen unserer

²⁹⁶ STEMLINGER, Niederbayern-Spiegel, S. 56.

²⁹⁷ Ludwig KAINZ (Hg.), Bauern und Ehehalten in Altbaiern, aus Joseph Schlicht „Bayerisch Land und Bayerisch Volk“ (Straubinger Hefte 1), Straubing 1952, S. 2.

Zeit vielleicht einer der stärksten. Sie zu überbrücken, ist ohne Zweifel eine Aufgabe der Volkskunde von nationaler und sozialer Bedeutung.“²⁹⁸

Gänzlich unbekümmert darum, ob Schlicht *ein* oder *der* Klassiker der bayerischen Volkskunde sei, hat Karl-Sigismund Kramer (1916–1998), Sohn eines Pastors aus Halle an der Saale und Volkskundler von Beruf, die Intention von Schlichts literarischer Betätigung wohl am zutreffendsten erfasst, wenn er hierzu 1956 in der Zeitschrift *Bayerland* ausführte: „Als er zu schreiben begann, mag die Freude an der Gestaltung heiterer und besinnlicher Erlebnisse der erste Antrieb gewesen sein. Bald aber wurde der Impuls seines Schaffens ein erzieherischer. Sein eigentlicher Beruf, der des Predigers und Seelsorgers, tritt immer stärker hervor. Und aus der inneren Kraft seines geordneten Daseins wird er zum Warner vor dem Ungeist der hektischen Weltlichkeit, die schon damals, auch in seiner engsten Heimat, zu wirken begann. Er wird auf diesem Wege zum Darsteller der alten, bäuerlichen Ordnung seines Lebens, das sich mahndend vor den Menschen seiner Zeit erheben sollte. Fast jede seiner Geschichten läßt sich zum Predigtexempel verwenden. Er gibt auch die Nutzenanwendung dazu. Das ist typisch für ihn. Wäre er hundertfünfzig oder zweihundert Jahre früher geboren, so gehörte er in die Reihe der großen Barock-Volksprediger, an die Seite von Abraham a Santa Clara und Andreas Strobl.“ Freilich kam auch Kramer nicht umhin, den Schlusssatz seiner Laudatio mit einer Einschränkung zu versehen: „Das Lebensbild des bayerischen Volkes – wenn auch nur des bäuerlichen, der Blick für das bürgerliche mangelt ihm – hat keiner so echt und wirklichkeitsnah wie er aufgezeichnet.“²⁹⁹

Die Autoren, die sich in den sechziger und siebziger Jahren mit Schlicht befasst haben, führten mit Ausnahme des im Vorausgehenden mehrmals zitierten Willibald Kammermeier, der die religiöse Komponente in den Schilderungen des Steinacher Benefiziaten besonders akzentuierte,³⁰⁰ so gut wie keine neuen Gesichtspunkte ins Feld. Sie wiederholten weitgehend nur – mehr oder minder geschickt kompiliert und häufig auf Gänsefüßchen verzichtend –, was schon geschrieben stand.³⁰¹ Im gleichen

²⁹⁸ Joseph MUNDIGL, *Bayerische Volkskunde. Sitte und Brauchtum*, München 1955, S. 9–11.

²⁹⁹ Karl-Sigismund KRAMER, Joseph Schlicht, in: *Das Bayerland* 58 (1956), S. 78–80, hier S. 78 f.

³⁰⁰ Ob ihrer religiösen Fundamentierung erachtete er die Erzählungen Schlichts in der Schlusspassage seiner *Miszelle* als nachgerade wegweisend für die Gegenwart: „Und wie ist alles bei ihm religiös unterbaut! Deswegen religiös unterbaut, weil eben das Leben des Volkes von der christlichen Religion getragen und durchflutet war. Hier müßte denn auch in unserer Zeit, in welcher der Mensch im Menschlichen bedroht ist, in dem, was ihn zum Menschen macht, hier müßte denn auch die Neubesinnung ansetzen, eine Neubesinnung auf den gelebten Christenglauben, auf die Weisheit der Väter und auf die unsterblichen Tugenden des menschlichen Herzens: Liebe, Treue, Adel und Reinheit der Gesinnung, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Demut, Hingabe, Opfersinn. Das Buch ‚Bayerisch Land und Bayerisch Volk‘ von Joseph Schlicht könnte, so meinen wir, für unser bayerisches Volk ein Wegweiser dazu sein, ein Wegweiser und vielleicht sogar ein Stück Weges selber.“ KAMMERMEIER, Schlicht, S. 133.

³⁰¹ So beispielsweise war einem 1970 veröffentlichten Publikationsverzeichnis Schlichts die dem Essay von Kramer entlehnte Bemerkung vorangestellt: „Hätte Joseph Schlicht zweihundert Jahre früher gelebt, so würden wir ihn heute vielleicht zu den bekanntesten und originellsten bayerischen Barockpredigern zählen, ihn zusammen mit Abraham a Santa Clara, Selhammer, Strobl und Gelasius Hieber nennen, denn aus all seinen Schriften hört man deutlich das Predigtexempel und dessen Nutzenanwendung heraus.“ HANS ROTH, Joseph Schlichts Veröffentlichungen, in: *Schönere Heimat* 59 (1970), S. 596.

Zeitraum verstärkten sich jedoch die offiziellen und offiziösen Bemühungen, Schlicht auf zwei Ebenen breitere Anerkennung zu verschaffen, in der Region Straubing und im Regierungsbezirk Niederbayern, wobei in beiden Bereichen der schulische Sektor im Fokus der Bemühungen stand.

Auf Bezirksebene erschienen Schlicht-Texte und Würdigungen seiner Person seit dem Ende der fünfziger Jahre, und zwar zunächst als Beilagen zum Amtlichen Schulanzeiger für den Regierungsbezirk Niederbayern Nr. 8. vom 1. Dezember 1959,³⁰² Nr. 2 vom 1. April 1969 und Nr. 2 vom 1. April 1971. Bezeichnend für die dahinterstehende Intention sind folgende Sätze in der Einleitung zu den 1969 gebotenen Auswahltexten aus dem österlichen Festkreis: „Allerdings haben sich die Erzählungen Schlichts ebensowenig unterkriegen lassen wie die bayerische Natur. ... Gewiß, Sitten und Gebräuche mögen sich da und dort gewandelt haben, aber die Seele des bayerischen Volkes ist bis heute nicht in Gefahr, verloren zu gehen. Besonders in Niederbayern ... beegnen uns noch heute Tag für Tag die Menschen Joseph Schlichts als unsere guten Freunde und Nachbarn.“³⁰³ Zwei der drei Beilagen zum Schulanzeiger wurden dann auch in die beiden Bände der vom Bezirksheimatpfleger Dr. Hans Bleibrunner bearbeiteten „Beiträge zur Heimatkunde von Niederbayern“ aufgenommen.³⁰⁴ Überhaupt war Bleibrunner nach Kräften bemüht, die Erinnerung an den Schilderer niederbayerischen Bauerntums wachzuhalten. Als Rupert Sigl 1973 eine nahezu 500 Seiten starke Auswahl von Texten aus Schlichts Werken und seinem Nachlass herausgab,³⁰⁵ stellte Bleibrunner die Publikation im Schulanzeiger umgehend vor und empfahl sie der Lehrerschaft wärmstens: „Dieses Buch zählt zu den erfreulichsten bayerischen Neuerscheinungen der letzten Jahre; es ist eine Zierde jeder bayerischen und besonders jeder niederbayerischen Büchersammlung.“³⁰⁶ Selbstredend gedachte Bleibrunner des Steinacher Schlossbenefiziaten auch in seiner niederbayerischen Kulturgeschichte rühmend.³⁰⁷

Auf der Landkreisebene setzte das Bemühen, Schlicht der „Gefahr des Vergessens“ zu entreißen,³⁰⁸ im Frühjahr 1956 mit der feierlichen Enthüllung einer bronzenen Gedenktafel an seiner Grablege in der erweiterten Pfarrkirche von Steinach ein.³⁰⁹ 1960 benannte man die Steinacher Volksschule nach ihm und im folgenden

³⁰² Darin Wiederabdruck von Einleitung und Schlusswort aus der Feder von Ludwig Kainz sowie einer Auswahl aus den weihnachtlichen Erzählungen Schlichts.

³⁰³ Beilage zum Amtlichen Schulanzeiger für den Regierungsbezirk Niederbayern Nr. 2 vom 1. April 1969, S. 1 f.; vgl. WAX, Schlicht, S. 66.

³⁰⁴ Bd. 1, Landshut 1967, S. 483–511; Bd. 2, Passau/Landshut 1970, S. 575–610.

³⁰⁵ SIGL, Blauweiss.

³⁰⁶ Hans BLEIBRUNNER, [Rezension zu Sigls Publikation „Blauweiss ...“], in: Beilage zum Amtlichen Schulanzeiger für den Regierungsbezirk Niederbayern Nr. 5 vom 1. Dezember 1973, S. 20–22, hier S. 20.

³⁰⁷ Hans BLEIBRUNNER, Niederbayern. Kulturgeschichte des bayerischen Unterlandes, Bd. 2, Landshut 1980, S. 206 f.

³⁰⁸ Vgl. SIGL, Schlicht, S. 284.

³⁰⁹ Hierzu erfahren wir von Sigl: „Erst jetzt werden wir Epigonen, vielleicht gar die letzten Baiern, gewahr: ‚Wie keiner kannte, liebte und schilderte er das altbayerische Bauernland‘, wie wir ihm auf sein Grabmal geschrieben haben, mit dem Dekan J. Gnogler ‚ein Grabstein vom Herzen fiel‘. Als nämlich 1955/56 Schlichts Grabstein der Kirchenerweiterung weichen mußte, taten sich Schlichtfreunde in Stadt und Land mit der Gutsherrschaft und Pfarrei zusammen und errichteten in der Kirche eine kunstvolle Gedenktafel aus Erz, ein Meisterwerk von Franz Lankes, Rosenheim.“ SIGL, Schlicht, S. 284.

Jahrzehnt Straßen in Oberschneiding, Parkstetten, Steinach und Straubing. Seit 1977 zeichnet der Landkreis Straubing-Bogen, wie eingangs erwähnt, auf Anregung des damaligen Kreisrats Ernst Hinsken Persönlichkeiten, die sich um Heimat, Kultur und Brauchtum besondere Verdienste erworben haben, mit der „Josef-Schlicht-Medaille“ aus. Dabei drängte sich ihre erstmalige Verleihung an Dr. Rupert Sigl förmlich auf, denn vor allem er war es, der als Kulturreferent beim *Straubinger Tagblatt* seine Schreibfeder seit Jahren unermüdlich in den Dienst einer Schlicht-Renaissance gestellt hatte und auch bemüht war, dem Schilderer des bayerischen Bauerntums über die Region Straubing und den Regierungsbezirk Niederbayern hinaus Geltung zu verschaffen. Dass man dem Steinacher Schlossbenefiziaten nicht nur im Landkreisbuch einen Stamplatz einräumte,³¹⁰ sondern dass er in ganz Bayern Beachtung fand – beispielsweise durch die häufige Erwähnung und Zitierung in der von Paul Ernst Rattelmüller moderierten Rundfunksendung „Boarischer Hoagascht“ am Sonntagabend³¹¹ oder durch die Aufnahme in Sammelbände bayerischer Autoren und die Erwähnung in bayerischen Literaturgeschichten³¹² –, war zu einem Gutteil das Verdienst Sigls. Deshalb gebührt beim nachfolgenden Versuch einer Würdigung von Schlichts literarischem Werk Sigls Einschätzung besondere Aufmerksamkeit.

3. „Der rechte treue Bayernspiegel“? – Versuch einer Würdigung

Wie vorausgehend dargelegt, verlieh die Mit- und Nachwelt Schlicht eine bemerkenswerte Anzahl rühmender Prädikate: Defregger der Feder (Degenhart), Aventin, Bahnbrecher und Klassiker der bayerischen Volkskunde (Greif, Sturm, Lehner),³¹³ Herold Niederbayerns und Kulturhistoriker Bayerns (Schrötter). Ihnen gegenüber steht als Negativbilanz der „preußischen Hagelkatastrophe“ von 1878:

³¹⁰ Siehe hierzu: Der Landkreis Straubing, Straubing [ca. 1969/70], S. 180–182; Der Landkreis Straubing-Bogen, Straubing 1984, S. 247–250.

³¹¹ Bayerischer Rundfunk, Programm 1, Sonntag 18.15–19.15 Uhr. – Schon vor Rattelmüllers wiederholter Bezugnahme auf Schlicht hatte der BR 1976 unter dem Titel „Josef Schlicht – ein Leben mit Bayern“ eine Hörfolge nach seinen eigenen Werken ausgestrahlt, redigiert von Ernestine KOCH unter Mitarbeit von Rupert SIGL.

³¹² Hierzu nur eine Auswahl einschlägiger Publikationen: Ludwig SCHROTT, Der Anschluß an die große Literatur. Zeitgemäße Betrachtungen über bayerische Dialektdichtung, Folge V, in: Unser Bayern. Heimatbeilage der Bayerischen Staatszeitung 14 (1965), S. 44–46; Defregger der Feder. Vor 50 Jahren starb Joseph Schlicht, in: ebenda 16 (1967), S. 30; Bayernbuch. Hundert bayerische Autoren eines Jahrtausends, Bd. 1, München 1975, S. 233 f., 334; Benno HUBENSTEINER, *Lectio Bavarica*. Zwölf bayerische Reden, Regensburg 1976, S. 159 f.; Bayerische Bibliothek. Texte aus zwölf Jahrhunderten, hg. v. Hans PÖRNACHER und Benno HUBENSTEINER, Bd. IV: Von der Romantik bis zum Naturalismus, ausgew. und eingel. v. Eberhard DÜNNINGER, München 1980, S. 745–750 (= Der Heäntf), 790–796 (= Der Wasservogel, Der Aumer von Gmünd); Hans F. NÖHBAUER, *Kleine Bairische Literaturgeschichte*, München 1984, S. 202, 275; Günther LUTZ (Hg.), *Bayerisches Lesebuch von 1871 bis heute*, München–Zürich 1985, S. 378–385, 430–437; Ludwig ZEHETNER, *Das bairische Dialektbuch*, München 1985, S. 245.

³¹³ Die in der Literatur wiederholt begegnende Behauptung, die Heimatschriftstellerin Franziska Hager habe Schlicht erstmals als den Klassiker der bayerischen Volkskunde apostrophiert (so z. B. Sigl, Schlicht, S. 291), ist falsch. Für sie war Schlicht „der klassische Schilderer von Bayerisch Land und Volk“, was einen merklichen Unterschied zur erstgenannten Titulierung ausmacht. Vgl. oben S. 184 mit Anm. 279.

Der Steinacher Schlossbenefiziat wurde dem Anspruch des Buchtitels *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* aufgrund diverser Einseitigkeiten nicht gerecht, weil seinen Erzählungen eine klerikal verengte Sichtweise zugrundeliegt und sie mit der Fokussierung auf das Bauerntum Niederbayerns nur einen Ausschnitt der bayerischen Lebenswelt vor Augen führen, wobei zudem die ländlichen Verhältnisse auf Kosten und unter Verunglimpfung der städtischen idealisiert werden. Zu diesen Vorzügen und Vorbehalten gesellt sich noch die Wertung von Schlichts schriftstellerischem Werk durch seinen Biographen Rupert Sigl. Für ihn ist Schlicht Dichter und Volkskundler in einem, dem wir nichts weniger verdanken als „die unverfälschte Inkarnation der bairischen Seele“,³¹⁴ da seine Charaktere „gestalten wirklich“ porträtiert sind und in ihrer Gesamtheit „kollektive Gültigkeit“ besitzen.³¹⁵ – All diese Einschätzungen gilt es nun auf den Prüfstand zu stellen.

Im Vorwort zu *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* kündigte Schlicht mit der rhetorischen Frage, warum er seinem Buch die kirchlichen Festkreise als Gliederungsprinzip zugrundegelegt habe, an, das „Volksleben“ vor Augen führen zu wollen.³¹⁶ Auch in einem Nachruf auf ihn kommt diesem Stichwort zentrale Bedeutung zu. „Keiner hat wohl altbayerisches Volksleben so tief erfaßt wie er“,³¹⁷ konstatierte die *Niederbayerische Monatsschrift* im Frühjahr 1917. Aber schildern Schlichts Erzählungen tatsächlich das „Volksleben“ in wünschenswerter Differenziertheit oder spiegeln sie nur ein Segment desselben wider? Letzteres ist zweifellos der Fall, so dass sein Karlsruher Kritiker zu Recht eine Diskrepanz zum Buchtitel angemahnt hat, die in der Konzentration auf das bäuerliche Leben besteht und in nochmaliger Engführung hauptsächlich Landstriche in den Blick nimmt, in denen „vorzugsweise Bauernbrotze [korrekt: Bauernprotze] sitzen“.³¹⁸

Dass der Darstellung des bayerischen Landlebens bei Schlicht ein soziales Auswahlkriterium zugrundeliegt, lässt sich schwerlich von der Hand weisen. Dreh- und Angelpunkt der geschilderten dörflichen Welt ist der selbständig auf seiner Scholle wirtschaftende Vollbauer. Im Unterschied zu der von ihm repräsentierten gehobenen Schicht des Bauerntums spielt das kleinbäuerlich-handwerkliche Element in Schlichts Erzählungen nur eine randständige oder beiläufige Rolle, desgleichen die nichtbesitzende Schicht der Häusler, Tagelöhner und Dienstboten. Als Hauptgrund für die selektive Beschreibung der ländlichen Verhältnisse ist wohl seine uneingeschränkte Bejahung der überkommenen Dorf- und Hofhierarchie zu veranschlagen, die auf einem patriarchalischen Denken beruhte und sich bis tief ins 20. Jahrhundert herein behaupten konnte. Selbst in Dörfern, in denen wenige Voll- und Großbauern einer ansehnlichen Majorität von Söldnern, Handwerkern, Häuslern und Dienstboten gegenüberstanden, war „tonangebend“ in aller Regel „das voll- und großbäuerliche Element, das eine Art örtliches Honoratiorentum bildete“ und „das soziale Dorfgefüge Altbayerns ... eher aristokratisch aufgebaut“ erscheinen ließ.³¹⁹

Schlichts Bejahung der Dorf- und Hofhierarchie, die eine positive Wertung erfuhr, da sie in der Tradition gründete, korrespondierte eine ablehnende Haltung gegenüber Neuerungen, weil sie seiner Meinung nach durch die Verdrängung des Alt-

³¹⁴ SIGL, Schlicht, S. 121.

³¹⁵ Ausführlicheres hierzu bei SIGL, Schlicht, S. 120–124, 183–185.

³¹⁶ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. XXVII.

³¹⁷ Joseph Schlicht †, in: *Niederbayerische Monatsschrift* 6 (1917), S. 76.

³¹⁸ MAYER, *Bayerisch Land*, S. 183.

³¹⁹ FRIED/ZICHE, *Sozialentwicklung*, S. 207 f.; vgl. auch WAX, Schlicht, S. 28 f.

hergebrachten die überkommene Ordnung gefährdeten. So beispielsweise fand „der ehrenbrave Seniorbauer“ in Niederschneiding, „dieser echte katholische Kernbayer“, auch deshalb seine uneingeschränkte Anerkennung, weil er die „mehr als 300 Tagwerke“ an Grund und Boden „noch altväterlich erfahrungsgemäß, nicht nach der landwirtschaftlichen Schule“ bewirtschaftete. „Das muß man ihm eben zugute halten“, erläuterte der Lobredner, „um so mehr als er stets die schönsten Ernten einfahndete. Aus seinem Standpunkte heraus schüttelte er denn auch vielfach den Kopf über ökonomische Neuerungen; besonders wenn er sah, wie man mit künstlichen Röhren das Feld entwässerte, da lächelte er spottend: ‚Ös gstudierte Neubauern mit enkere Tabakröhrln, ös kömmts unsan Herrgottn scho no üba!‘“ Infolgedessen rührte der Nimbus, den Schlicht dem „Seniorbauern“ mit dem schon zitierten Bemerkten verlieh, an ihm habe „der Heilige Geist sein Meisterstück gemacht“, nicht nur daher, dass dieser „religiös ein wahrer Glaubensfels“ war, sondern auch „wirtschaftlich ein grundtuchtiger Bauer“,³²⁰ und zwar „grundtuchtig“ vor allem deshalb, weil er unverbrüchlich an der althergebrachten Wirtschaftsweise festhielt.³²¹

Damit ist schon angedeutet, dass die ausgesprochen selektive Beschreibung des Volkslebens durch Schlicht Hand in Hand ging mit einer Idealisierung der geschilderten großbäuerlichen Welt unter bewusster Ignorierung beziehungsweise Negierung von gesellschaftlichen Umbrüchen, die die fortschreitende Industrialisierung und Technisierung mit sich brachten. Von „bewusster“ Nichtbeachtung oder Verneinung muss deshalb gesprochen werden, weil der Steinacher Schlossbenefiziat mit Karl-Sigismund Kramer „ein scharfer Beobachter“ war, dem „die Vorboten der Zeitenwende ... nicht verborgen bleiben“ konnten.³²² Dass sie ihm keineswegs verborgen geblieben sind, belegt unter anderem seine *Geschichte von Steinach*, in der er im Unterschied zur idealisierten Welt seiner Erzählungen die dörflichen Gegebenheiten ungeschminkt vor Augen führte. Zehn Töpfereien, berichtet er, habe es vormalig in Steinach gegeben, aus denen „das halbe Gäuland seine Hafene, Suppenschüsseln, Bratreinen, Milchweitel und Trinkkrugeln abfuhr“; die letzte von ihnen sei 1880 aufgegeben worden, wie alle anderen durch „das Eisengeschirr der Hüttenwerke“ in den Ruin getrieben. Aber nicht nur die „Hafnergasse“ bot Schlicht willkommene Gelegenheit auf das soziale Milieu des Dorfes einzugehen, sondern auch die vom Pfarrhof zum Schloss führende und nach den anrainenden vormaligen Zehntherrn Steinachs benannte „Herrngasse“, über die er mitteilt: „Und diese Herrngasse, in der es bis zum Schloß nur mehr lauter arme Schlucker im Kuhgüt und Leerhaus gab, nannte der steinachische Witz und Humor ‚die Bettelzeil‘.“³²³

Umbrüche und Veränderungen wie die geschilderten, gleichgültig ob sie von widrigen Zeitläuften herrührten oder durch Modernisierungsbestrebungen ausgelöst wurden, bleiben in Schlichts Erzählungen ausgespart. Obschon sich jene seines Erstlingswerks von 1875 über einen Zeitraum von rund vier Jahrzehnten erstrecken, erfährt man in ihnen nichts über die Wandlung des bäuerlichen Selbstverständnisses durch die 1848 vollendete Bauernbefreiung oder über Veränderungen des gewohnten Dorflebens durch die Mechanisierung der Arbeit und die rasche Verkehrserschließung, vom politischen Tagesgeschehen ganz zu schweigen. Schlicht führt seinen Lesern vielmehr eine ländliche Idylle vor Augen, die sich in retrospektiver

³²⁰ SCHLICHT, Bayerisch Land, S. 193 f., 205 f.

³²¹ Vgl. zum ganzen Abschnitt WAX, Schlicht, S. 19–21.

³²² KRAMER, Schlicht, S. 78.

³²³ SCHLICHT, Steinach, S. 112 f.; vgl. WAX, Schlicht, S. 30.

Manier an den gesellschaftlichen Strukturen der Vergangenheit orientiert und die bäuerliche Welt in unwandelbarer Kontinuität erscheinen lässt,³²⁴ weil ihr Träger, der Bauer, als Inbegriff des Gesunden und Naturverbundenen tiefeingewurzelte Sitte und Lebensgewohnheit verkörpert. Aber nicht nur dadurch, dass für ihn „der Bauer, der nichts als Bauer sein will, die konservative Potenz des Staates“ ist,³²⁵ wies sich Schlicht als gelehriger Schüler von Wilhelm Heinrich Riehl aus, sondern auch durch seine wiederholt bekundete Abneigung gegen die Stadt.

Mit Riehl, dem „Begründer der Agrarromantik und Großstadtfeindlichkeit“,³²⁶ teilte er die Besorgnis, die Ausstrahlung der städtischen Lebensweise auf das umliegende Land werde der Echtheit und Ursprünglichkeit des Landlebens Abbruch tun. Dabei sprach er in seiner bisweilen recht skurrilen Wortwahl meist nur vom „Pflaster“, wenn er die Stadt meinte, um sie in ein negatives Licht zu rücken – häufig nur beiläufig und mit Vorliebe als Hort des Unglaubens. So beispielsweise ist in der Erzählung „Der Bräu und der Wirt im weißblauen Land“ in einer Abfolge tadelnder Adjektive von „neumodischen christentumslosen frechen Pflasterzeisigen“ die Rede, die danach noch als „lose Stadtvögel“, ja „Stadtlümmel“ apostrophiert werden und denen von den Bauern in der Wirtsstube „aufgedaumt“ werden muss, weil sie sich nicht am Angelus-Gebet beteiligen.³²⁷ In der Skizze „Auf d' Leich“ kommt Schlicht auf die Beerdigung eines „Ausnahmebauern“ zu sprechen, „welcher von der Grundscholle weg ins Pflaster gesiedelt ist“. Dabei versichert er dem Leser, die ländlichen Teilnehmer an dessen Leichenzug würden auch in der Stadt „dermaßen kräftig“ beten, „daß ungläubige und irrgläubige Fenster klirren“, und fügt, agrarromantisch und großstadtfeindlich zugleich argumentierend, hinzu: „Wie man auf großstädtisch den Verstorbenen zum Friedhofe trägt: die Hüte auf, die Arme gemächlich gekreuzt, ungeniert plaudernd wie im Familienkränzlein, das ist den religiös aufgewachsenen Bauern ein Gräuel.“³²⁸ Doch so sehr nach Schlicht die Gefahr bestand, dass die ländliche Idylle durch die Ausstrahlung der Stadt beeinträchtigt werde, war er umgekehrt der Ansicht, dass das Land auch nichtbäuerlichen Gesellschaftsschichten die Chance bot, sich den verderblichen Einflüssen des „Pflasters“ zu entziehen: „Unverfälscht, natur und niederbayerisch landfrisch ist bei uns selbst das Beamtenmädle, weil eben seine Wiege und Kindheit in keiner Großstadt sind.“³²⁹

Der Biograph des Steinacher Schlossbenefiziaten entzog sich einer Auseinandersetzung mit den Ausstellungen des Karlsruher Kritikers, wie sie vorausgehend versucht wurde, indem er sie als „tendenziöse, rein politische Kritik“ abtat und zur

³²⁴ Wie sehr Schlicht an der Kontinuität der beschriebenen Verhältnisse gelegen war, zeigt auch die Charakterisierung des niederbayerischen Menschenschlags in der Überleitung zum „volkskundlichen“ Teil seiner Buchs *Niederbayern*: „Dem Land und der Geschichte Niederbayerns wäre nun genug geschehen; ist also noch das Volk übrig: ihm soll das letzte Buchdrittel zufallen. Das niederbayerische Volk, wie es jetzt ist; denn beinahe noch immer ganz so und gewiß nur sehr wenig anders können wir es uns vorstellen in jedem weit und weitest zurückgelegenen Jahrhundert. Sein Grundcharakter ist zäh und bleibt. Nur was um die Leiber hängt, wechselt mit der Zeit; Altväterisches wird abgelegt, Neuwindbeutelndes angezogen. Was aber seinen Sitz innerhalb der Haut hat, hält her in tausendjährigem Bestande: niederbayerische Art in Denken, Rede und That.“ SCHLICHT, *Niederbayern*, S. 252.

³²⁵ SIGL, Schlicht, S. 235.

³²⁶ Näheres dazu bei BERGMANN, *Agrarromantik*, S. 38–49.

³²⁷ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 394 f.

³²⁸ SCHLICHT, *Bayerisch Land*, S. 375.

³²⁹ SCHLICHT, *Niederbayern*, S. 332; vgl. WAX, Schlicht, S. 16.

Begründung anführte: „Mayer ließ sich nichts entgehen, was in jener Zeit der heroischen Purzelbäume des Kulturkampfes sich gegen Kirche und Katholizismus ausschalten ließ.“³³⁰ So sehr dies auch zutreffen mag, hätte gleichwohl eine eingehendere Beschäftigung mit den nicht der kulturkämpferischen Polemik geschuldeten Kritikpunkten Mayers seine Beurteilung von Schlichts literarischem Werk durchaus bereichern können. Sie fand ihren Niederschlag in zwei Großkapiteln der Biographie, die überschrieben sind: „Der Dichter und Volkskundler“ sowie „Zeit- und Gesellschaftskritik“. Im erstgenannten Kapitel geht es Sigl um einen Aufweis, der ansatzweise schon bei seinem Mettener Lehrer Angelus Sturm begegnet, dass Schlicht nämlich sowohl Dichter als auch Volkskundler war oder wie Sigl poetisch formuliert: „Bei ihm geht eben der Dichter – zwei Herzen ein Schlag – Hand in Hand mit dem Volkskundler. Seine Menschen sind ohne jegliche Schablone der Phantasie und ohne alle Heroisierung freilebende Wesen.“³³¹ Als Schlüsselworte für die Begründung des Hand-in-Hand-Gehens beider Befähigungen dienen ihm die adjektivischen Komposita „gestaltenwirklich“ und „kollektivgütig“. Sigl wird nicht müde zu beteuern, dass Schlicht in seinem erzählerischen Werk ausschließlich „gestaltenwirkliche“ Porträts bietet, sprich „naturgetreue, spiegelreine Konterfeis von leibhaftigen historischen Personen“.³³² Und diesen Konterfeis eignet seiner Meinung nach in ihrer Zusammenschau „kollektive Gültigkeit“, so dass sie dank der „Offenbarung eines Allgemeingültigen“ als „die unverfälschte Inkarnation der bairischen Seele, nicht bloß des niederbayerischen Volkes“, gelten können.³³³

Nun mag man füglich darüber streiten, ob es sich beim „Seniorbauern“, bei der „Plendlbäuerin“, beim „Aumer von Gmünd“ oder beim „Wasenmeister Joseph Schnellinger“ um „wahre Volksgestalten“ handelt, „die leben und leiben, reden und thaten“,³³⁴ wie Schlicht es uns vermittelt hat. Weil nicht mehr überprüfbar, lassen wir für sie das von Sigl bis zum Überdruß bemühte Adjektiv „gestaltenwirklich“ unwidersprochen, obschon manch stereotype Wendungen ihrer Porträts auf eine Idealisierung zum Zwecke der Vorbildhaftigkeit hindeuten und Gegenteiliges nahe-

³³⁰ SIGL, Schlicht, S. 271, 273.

³³¹ SIGL, Schlicht, S. 205.

³³² SIGL, Schlicht, S. 205.

³³³ SIGL, Schlicht, S. 121. – Als weiterer Beleg, wie sehr Sigl an seiner Überzeugung von der gestaltenwirklichen und kollektivgültigen Darstellungsweise Schlichts gelegen war, sei folgende Passage der Biographie angeführt: „Trotz seiner [Schlichts] mächtigen Phantasie malt er nie und nimmer frei erfundene Charaktere wie der Bauernhomer [Jeremias] Gotthelf; vielmehr sind alle wirkliche, ‚freilebende‘ Originale, die er nur deshalb abbildet, weil sie der typische Ausdruck unseres Volkstums, echte Verkörperungen von besonderen Zügen und Eigenheiten, kurz bairische Gestalten sind, wie sie nur aus dem Herkommen, dem Glauben, den wirtschaftlichen und sittlichen Zuständen seiner Zeit erwachsen konnten; mit Ortega y Gasset gesprochen, der auffallend viel ähnliche Züge am Andalusier findet, Gestalten, die ‚kollektive Gültigkeit‘ besitzen. Sie sind der unwiderlegbare Beweis, daß Schlichts Stoff einzig der Mensch ist, nicht ‚der‘ Mensch als Gattungswesen, sondern die individuelle Besonderheit (die ‚haecceitas‘, das ‚tode ti‘ des Aristoteles). Es ist kein Zufall, daß die Wörter ‚gestaltenwahr‘, ‚leibhaftig‘, ‚gestaltenwirklich‘ usw. bei ihm so häufig wiederkehren. Neben den namentlich genannten ... ließen sich Aberhunderte seiner Helden anhand der Notizbücher identifizieren, die alle diesen Personalismus – und damit seine Wertschätzung des Individuums – belegen. ... Diese reiche Gedrungenheit an leibhaftigen Individuen war erforderlich, um ein kollektiv-gültiges Bild zu zeichnen, ja die bairische Seele sichtbar zu machen, die sich in der Sprache offenbart.“ SIGL, Schlicht, S. 183–185.

³³⁴ SCHLICHT, Altheimland, S. 192.

legen. Keineswegs akzeptabel erscheint indes die Behauptung einer kollektiven Gültigkeit der porträtierten Gestalten in dem Sinne, dass sie ein getreues Spiegelbild des bayerischen Volkscharakters sind beziehungsweise, um mit Sigl zu sprechen, ein Spiegelbild dessen, was die „anima naturaliter bavarica“, „diese christlich-bairische und bairisch-christliche Seele“ ausmacht.³³⁵ Ein kollektivgültiger Anspruch scheidet gänzlich unabhängig vom literarischen Werk Schlichts allein schon daran, dass der Charakter, den Sigl mit Seele meint, etwas Einzigartiges ist und daher der Charakterbegriff für eine heterogene Gruppe, wie sie ein Volk oder auch nur ein Stamm darstellt, nicht geeignet erscheint. Nina Gockerell hat in ihrer volkskundlichen Dissertation, die 1974, also acht Jahre vor Sigls Biographie, erschien, das Bayernbild in der literarischen Wertung durch fünf Jahrhunderte analysiert – übrigens auch unter Rückgriff auf Texte von Schlicht – und kam hinsichtlich einer daraus ableitbaren Stammescharakterologie zu dem Ergebnis: „Ein wirkliches, wissenschaftlich ‚einwandfreies‘, das heißt ein nach allen Seiten hin abgrenz- und bestimmbares, umrißklares Charakterbild des altbayerischen Stammes ließ sich ... keinesfalls entwerfen. Denn auch hier zeigt sich die Grenze der Möglichkeiten für jene von der Volkskunde mehr als ein Mal in fast jeder Forschergeneration unternommenen Versuche zur Erstellung einer ‚Volkscharakterologie‘. Die Summe der Einzeläußerungen über eine ethnische Gruppe ergibt nirgends das ‚Wesen‘ dieser Gruppe, an dem alle ihre Angehörigen teilhaben.“³³⁶

Im Großkapitel „Zeit- und Gesellschaftskritik“ geht es Sigl zuvorderst um den Nachweis, dass Schlicht „nicht nur Lobredner“ war, sondern freimütig und ungeniert auch Verhaltensweisen angemaht hat, die eine nachteilige Auswirkung auf die bäuerliche Lebenswelt befürchten ließen. Dies belegen schon mehrere Zwischenüberschriften seiner Ausführungen, so etwa: „Das fehlende Kapitel vom Bauernübermut“ – „Bauernsünden – bauernschröpfend und bauernköpfend“ – „Verstand und Tüchtigkeit in den Maßkrügen begraben“ – „Viele bairische Bauernhöfe eingesargt“ – „Jede Art des Aberglaubens in Blüte“.³³⁷ Aus der Tatsache, dass die Erzählungen des Steinacher Benefiziaten mit Tadel nicht geizen, ergibt sich für Sigl die Schlussfolgerung: „Nein, Schlicht ist kein harmlos lustiger Unterhalter, seine Gegengiftspritzen, seine Verspottung des Aberglaubens und Zauberglaubens, der bäuerlichen Streitlust, Rechthaberei und Prozeßlust, zeigen, daß er das Volksleben nicht parfümiert und ‚verschöngert‘, sondern ‚auch baß (sehr, ganz) mit seinen Flecken‘ sieht.“³³⁸ Allerdings fehlt der Schlichtschen Zeit- und Gesellschaftskritik, wenn man

³³⁵ SIGL, Schlicht, S. 131.

³³⁶ Nina GOCKERELL, Das Bayernbild in der literarischen und ‚wissenschaftlichen‘ Wertung durch fünf Jahrhunderte. Volkskundliche Überlegungen über die Konstanten und Varianten des Auto- und Heterostereotyps eines deutschen Stammes (Miscellanea Bavarica Monacensia 51), München 1974, S. 306.

³³⁷ SIGL, Schlicht, S. 6 (Inhaltsverzeichnis).

³³⁸ SIGL, Schlicht, S. 223. – Im Landkreisbuch von 1984 führte Sigl zur Gesellschaftskritik Schlichts rühmend aus: „Seine zeitgenössischen Kritiker haben richtig erkannt, daß seine Schilderungen nichts als bare Wirklichkeit, nackte Wahrheit sei. Darin lag auch der Grund, weshalb die Snobs seiner Epoche nur das Lob, nicht seine lebensnahen Fingerzeige sehen und hören wollten. Die Folgen des Luxuslebens, des großbäuerlichen Übermuts, vor allem und speziell der bauernschröpfende und bauernköpfende Stolz der jungen und ledigen Weizen Grafen, mußten sich erst austoben und ausleben, bis die betroffenen Enkel erkennen konnten, wie lebensrichtig Schlichts Sozial- und Gesellschaftskritik war. Und er nahm sich auch als Anwalt der Kleinen und Armen, als Verteidiger der noch ungebohrenen Zukunft kein Blatt vor

sie denn mit Sigl als solche bezeichnen will, das Moment des Innovativen und Zukunftweisenden. Vielmehr redet sie retrospektiv mit kräftigen Federstrichen der Wahrung des Überkommenen das Wort und weist Störer der altbewährten bayerischen Lebenswelt in die Schranken. Unter Letzteren trifft die Juden das schärfste Verdikt.

Seitenhiebe auf die Juden finden sich bei Schlicht in diversen Kontexten,³³⁹ und einmal benannte er auch den entscheidenden Grund dafür: „Das dicke Judenschuldbuch, in welchem unsere Bauern hundert- und tausendweise stehen – so viel mich am Altbayernland freut – dieses Schuldbuch ist mein Leid.“³⁴⁰ Dabei überrascht seine judenfeindliche Tendenz insofern nicht, als damals die Geistlichkeit der christlichen Konfessionen aufgrund der seit alters virulenten kirchlichen Judenfeindschaft für antisemitische Parolen besonders empfänglich war. Hinzu kommt, dass die Juden nach ihrer Emanzipation nicht nur als Sündenböcke für Krisen der Agrarbevölkerung erhalten mussten, sondern auch als mitverantwortlich für den „Ungeist“ der städtischen Zivilisation erachtet wurden,³⁴¹ wodurch die Judenfeindschaft des dem „Pflaster“ abholden Steinacher Benefiziaten ein zusätzliches Motiv erhielt. Außerdem war Schlichts Lieblingsgazette *Das Bayerische Vaterland*, wie schon erwähnt, einer schroff antipreußisch und antisemitisch akzentuierten Sicht der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Wilhelminischen Deutschland verpflichtet.³⁴²

Einer Klärung bedarf noch die Frage, wie sich der „Dichter“ Schlicht zum „Volkskundler“ Schlicht verhält. Sigls Biographie mangelt es diesbezüglich an Eindeutigkeit. Ihr zufolge verfügte der Steinacher Benefiziat einerseits über beide Befähigungen in eindrucksvoller Weise,³⁴³ andererseits wird er in Rücksicht auf die jeweilige Argumentationsabsicht vornehmlich als Dichter auf Kosten des Volkskundlers oder umgekehrt als Volkskundler auf Kosten des Dichters gepriesen.³⁴⁴ Meines Erachtens trifft keine der von Sigl gebotenen Varianten der Verhältnisbestimmung ins Volle. Den Dichter anlangend, dürfte außer Frage stehen, dass Schlichts Erzählungen von bemerkenswerter Sprachkraft dem Bereich der Poesie zuzurechnen sind, was freilich die behauptete „gestaltenwirkliche“ Darstellung zwangsläufig relativiert. Bezüglich des Volkskundlers, der Schlicht schwerlich sein wollte, jedenfalls nicht im wissenschaftlichen Wortverstand, hat wohl schon Karl Stieler nach dem Erscheinen von *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* Zutreffendes gesagt, wenn er das Buch als „ein Quellenwerk für bayrische Volkskunde“ apostrophierte und dabei vor allem die Erforschung des Brauchtums im Blick hatte.³⁴⁵ Eine weitere wichtige Beobachtung zur

den Mund, wenn er seine geistlichen Mitbrüder riffelte und hechelte. Schlicht hat klar erkannt, daß es nur ein Mittel gegen jegliche Art von Revolution gibt, nämlich die ständige Reform, die augenblickliche Abschaffung von Mißständen. Er hat damals schon dem Prestige- und Anspruchsdenken, das nur sich selbst kennt, den Star gestochen.“ SIGL, *Klassiker*, S. 249.

³³⁹ Belege hierfür bei WAX, Schlicht, S. 18.

³⁴⁰ SCHLICHT, *Altbayernland*, S. 290; vgl. SIGL, Schlicht, S. 205.

³⁴¹ Vgl. Werner JOCHMANN, *Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870–1945*, Hamburg 1988, S. 149, 159.

³⁴² Vgl. oben S. 156 mit Anm. 140.

³⁴³ „Bei ihm geht eben der Dichter – zwei Herzen ein Schlag – Hand in Hand mit dem Volkskundler.“ SIGL, Schlicht, S. 205.

³⁴⁴ Belege für die Bevorzugung des Dichters beziehungsweise des Volkskundlers unter Hintansetzung des je anderen finden sich bei SIGL, Schlicht, zuhauf; siehe hierzu besonders S. 173–175, 200, 271.

³⁴⁵ Vgl. oben S. 179 mit Anm. 261.

literarischen Betätigung des Steinacher Benefiziaten verdanken wir Karl-Sigismund Kramer, der ihre maßgebliche Intention auf dem Feld der Pastoral und Pädagogik verortete. Indem er dabei auf Schlichts eigentlichen Beruf als Seelsorger und Prediger verwies, bekräftigte er einen Kernsatz in Aichingers Laudatio zum Goldenen Priesterjubiläum, nämlich die Aussage: „Die Bücher sind Deine Kanzel.“³⁴⁶

Im „Vorwort des Verlages“ zur Wiederauflage von Schlichts Erstlingswerk 2004, dessen Verfasser seinen Namen nicht preisgibt, wird die vorausgehend versuchte Einordnung von Schlichts schriftstellerischem Schaffen in etwa bestätigt und inhaltlich gefüllt wie folgt: „Eine Fülle interessanter Einzelheiten zu Brauchtum und Sitte, Volksfrömmigkeit und kirchlicher Liturgie ... wird darin überliefert und vor dem Vergessen bewahrt. Heute weitgehend unbekannt und unverständlich geworden, hatten diese Einzelheiten als Erläuterung, pädagogisches Beispiel der Erbauung und Ermahnung zu dienen. ... Das Exempel vorzustellen, die Sinnenfreude zu vermitteln, aus dem tristen und oft kärglichen Alltag zu entreißen, stand im Mittelpunkt von Schlichts Bemühen, den Menschen anzusprechen und nicht so sehr das systematische volkskundliche Sammeln und authentische Berichten. Diesem Missverständnis war das Schrifttum von Joseph Schlicht lange Zeit unbefragt ausgesetzt, und die sich daran entzündende Kritik an Schlicht und der Darstellung ‚seiner Wirklichkeit‘ wäre berechtigt, hätte sich Schlicht selbst als Volkskundler verstanden und betätigt und nicht vielmehr als Seelsorger, der er mit Leib und Seele war.“³⁴⁷

Unterlag dem konstatierten Missverständnis auch sein Biograph? – Da gemeinhin von der Schlusspassage einer Biographie die Quintessenz der Darlegungen zu erwarten steht, gebe ich den letzten Abschnitt in Sigls Buch ad verbum wieder. Er lautet: „Schlicht hat das unverwechselbar bairische Wesen echter und reiner dargestellt als selbst der Dichter Ludwig Thoma, der es idealisiert und thematisiert. In ihm haben wir eine unversieglige Quelle, die lebensechten Schöpfungen dieses volkstümlichen Genies zu erschließen; denn Schlicht ist ein Elementarereignis an bairischer Kraft und poetischer Fülle und Farbe. Darum soll, will und muß auch diese Biographie ein rechter treuer Baiernspiegel sein.“³⁴⁸

Bei solch exquisiter Wortwahl kann man nicht umhin nachzufragen und nachzufragen: Wie bitte, Schlicht „ein volkstümliches Genie“, „ein Elementarereignis an bairischer Kraft“, und Sigls Ausführungen über ihn erneut „ein rechter treuer Baiernspiegel“? Werden da nicht auf hohem Niveau nur hohle Phrasen gedroschen? Oder sollte sich tatsächlich jemand finden, der mir einsichtig machen kann, dass wir in Schlicht „eine unversieglige Quelle“ haben, die uns „die lebensechten Schöpfungen dieses volkstümlichen Genies“ erschließt? Wenn ja, wäre ich auch für Aufklärung darüber dankbar, warum „das unverwechselbare bairische Wesen“ bei Ludwig Thoma (1867–1921) „thematisiert“ ist, bei Schlicht aber nicht.³⁴⁹ Bezüglich der Idea-

³⁴⁶ Vgl. oben S. 158, 189.

³⁴⁷ Vorwort des Verlages S. 10.

³⁴⁸ SIGL, Schlicht, S. 292.

³⁴⁹ Um Thoma Schlicht hintanzusetzen, bedient sich Sigl gar einer Steigerung des Adjektivs „wahr“ und wirft seine These, dass dem Steinacher Schlossbenefiziaten als Dichter wie als Volkskundler Bedeutung zukomme, rundweg über den Haufen: „Schlichts Darstellung ist eben gerade deshalb ein Quellenwerk, eine unersetzliche Dokumentation, weil er seine lieben Baiern und Bauern leibhaftig, gestaltenwirklich mit einem Realismus schildert, wie wir ihn nur bei Gotthelf und Flaubert finden. Sie sind bis ins Innerste echt und wahrer [!] als die Bauern eines Ludwig Thoma, weil der Steinacher nicht dichtet, sondern in jeder Zeile der reine Volks-



lisierung habe ich mir selbst schon Klarheit verschafft: Davor scheute der eine wie der andere nicht zurück; fraglich bleibt nur, wer diesbezüglich größere Meisterschaft an den Tag legte und ob nicht das völlig unterschiedlich geartete literarische Genre einen Vergleich zwischen Schlicht und Thoma verbietet, weil man ja bekanntlich Äpfel mit Birnen nicht vergleichen soll.

Doch möchte ich meinen Beitrag zur Wiederkehr von Schlichts 100. Todestag nicht mit einer sarkastisch gewürzten Kritik an seinem Biographen beenden. Daher rufe ich für das Schlusswort noch einmal den klugen Verfasser der Vorrede zur Wiederauflage von *Bayerisch Land und Bayerisch Volk* zum Zeugen auf. Für ihn sind die das Geschehen tragenden Gestalten in Schlichts Erzählungen zwar „idealisiert, vielleicht sogar verfremdet, sicherlich nie oder nur höchst selten realistisch“, doch gleichwohl „beispielhaft und nachahmenswert, abschreckend und warnend“, so dass sich der Leser in ihnen „im Guten wie im Schlechten“ wiedererkennen konnte, „mit Abstrichen freilich, aber doch so, dass er sich ganz persönlich angesprochen fühlte, weil sein eigener Lebenskreis im Exempel genug konkrete Anknüpfungspunkte finden konnte. Kritik, die Schlicht offen ausgesprochen hat oder – weit häufiger – diskret angedeutet zwischen den Zeilen anbrachte, war nicht verletzend, selten lehrhaft

kundler ist. ... Eben weil er einen so naturalistisch-photographischen Blick für die ‚kollektive Gültigkeit‘ seiner Mitmenschen hat, sich ihm immer wie im Beichtstuhl die bairische Seele und Mentalität offenbart, ist und bleibt er der Klassiker der bairischen Volkskunde, heute noch lebendiger als zu seiner Zeit, weil wir schon täglich spüren, wie viel wir von unserer Eigenart verloren haben.“ StGL, Klassiker, S. 249.

mit drohend erhobenerm Zeigefinger vorgetragen. Sie war eingebettet in ein tiefes Verständnis für die Schwäche des Menschen, weitaus mehr auf Helfen und Heilen angelegt als auf Anprangern und Verurteilen“; sie war verpackt „in Geschichten, die nicht streng der Wirklichkeit entsprechen mussten, die ihren tiefsten Kern aber immer in einer Wirklichkeit hatten, die dem Menschen zur lauernnden Gefahr geworden war. Und mit dieser Form der Hilfestellung zur Lebensbewältigung hat Joseph Schlicht auch unserer Zeit noch etwas – oder wieder etwas – zu sagen.“³⁵⁰

Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen

Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg (BZAR):

Matrikeln der Pfarrei Geroldshausen: Bd. 3 (Taufen 1804–1871), Bd. 5 (Sterbefälle 1804–1871) und Bd. 9 (Trauungen 1804–1950);

Personalakt Joseph Schlicht (PA 3237).

Bischöfliche Zentralbibliothek Regensburg (BZBR):

Proskesche Musikabteilung, Korrespondenz aus dem Nachlass Franz Xaver Witt (ProskesMA, KorrWitt).³⁵¹

Gedruckte Quellen und Literatur

Nur einmal berücksichtigte Titel sind jeweils in den Fußnoten bibliographiert.

AGSTEINER, Hans, Steinach. Eine Heimatgeschichte und Chronik der Gemeinde Steinach mit den Gemeindeteilen Münster, Agendorf und Wolferszell, hg. v. der Gemeinde Steinach, Straubing 1996.

BERGMANN, Klaus, Agrarromantik und Großstadtfeindlichkeit (Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft 20), Meisenheim am Glan 1970.

FRIED, Pankraz/ZICHE, Joachim, Die Sozialentwicklung in Bauerntum und ländlicher Bevölkerung, in: Handbuch der Bayerischen Geschichte, begr. v. Max SPINDLER, neu hg. v. Alois SCHMID, Bd. IV/II, München 2007, S. 181–215.

GERNDT, Helge, Abschied von Riehl – in allen Ehren, in: Jahrbuch für Volkskunde (NF) 2 (1979), S. 77–88.

HAUSBERGER, Karl, Geschichte des Bistums Regensburg, 2 Bde., Regensburg 1989.

HÖPFL, Simon, Joseph Schlicht. Ein Lebensbild, in: Joseph SCHLICHT, Bayerisch Land und Bayerisch Volk, hg. v. Simon HÖPFL, Straubing o.J. [1927], S. VII–XXIV.

KAINZ, Ludwig (Hg.), Bauern und Ehehalten in Altbaiern, aus Joseph Schlicht „Bayerisch Land und Bayerisch Volk“ (Straubinger Hefte 1), Straubing 1952. (Wiederabdruck von Vorwort und Lebensskizze mit einer Auswahl von 19 weihnachtlichen Erzählungen Schlichts, in: Hans BLEIBRUNNER [Bearb.]: Beiträge zur Heimatkunde von Niederbayern, Bd. 1, Landshut 1967, S. 483–511).

³⁵⁰ Vorwort des Verlages S. 11 f.

³⁵¹ Schlichts Briefe an Witt sind katalogisiert in: Musikerbriefe der Autoren S bis Z und biographische Nachweise, beschrieben v. Dieter HABERL (Kataloge Bayerischer Musiksammlungen, Bd. 14/14), München 2007, S. 633 f., 1016.

- KAMMERMEIER, Willibald, Joseph Schlicht und sein unvergänglicher Bayernspiegel, in: Der Zwiebelturm 19 (1964), S. 129–133.
- KOHL, Irene, Joseph Schlicht, der Klassiker des Gäubodens, in: Schöner Heimat 59 (1970), S. 588–596.
- KRAMER, Karl-Sigismund, Joseph Schlicht, in: Das Bayerland 58 (1956), S. 78–80.
- LIPF, Joseph (Hg.): Oberhirtliche Verordnungen und allgemeine Erlasse für das Bisthum Regensburg, vom Jahre 1250–1852, Regensburg 1853.
- MAI, Paul, Joseph Schlicht (1832–1917). Der Klassiker der bayerischen Volkskunde, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 23/24 (1989), S. 826–833.
- Matrikel des Bisthums Regensburg. Nach der allgemeinen Pfarr- und Kirchen-Beschreibung von 1860 mit Rücksicht auf die älteren Bisthums-Matrikeln zusammengestellt, Regensburg 1863. [zitiert: Bistumsmatrikel 1863]
- Matrikel der Diözese Regensburg, hg. v. Bischöflichen Ordinariat Regensburg, Regensburg 1916. [zitiert: Bistumsmatrikel 1916]
- MAYER, Karl August, Bayerisch Land und bayerisch Volk, in: Preußische Jahrbücher 42 (1878), S. 183–223.
- MERSEL, Leo, Historische Beschreibung des bischöflichen Knabenseminars St. Wolfgang zu Metten seit den 50 Jahren seines Bestandes, in: Johann Baptist Mehler (Hg.): Der Heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg. Historische Festschrift zum neunhundertjährigen Gedächtnisse seines Todes, Regensburg/New York/Cincinnati 1894, S. 331–348.
- PEINKOFER, Max, Gäubodenfahrt im Advent, in: Ders.: Der Brunnkorb. Niederbayerische Heimatbilder (Werke I), Passau 1977 (Erstauflage 1947), S. 9–17.
- PÖRNACHER, Hans, Literatur in Bayern von 1550 bis 1950, in: Eberhard DÜNNINGER / Dorothee KIESSELBACH (Hg.), Bayerische Literaturgeschichte in ausgewählten Beispielen, Bd. 2, München 1967, S. 7–56.
- PONSCHAB, Bernhard (Hg.), Festschrift zum Studiengenossenfeste im Jahre 1901 zu Metten, Landshut 1901.
- RIEHL, Wilhelm Heinrich, Die bürgerliche Gesellschaft, Stuttgart und Tübingen ²1854.
- SCHENZ, Wilhelm, Das erste Jahrhundert des Lyzeum Albertinum Regensburg als Kgl. Bayer. Hochschule (1810 bis 1910), Regensburg/New York/Cincinnati 1910.
- SCHLICHT, Joseph, Bayerisch Land und Bayerisch Volk, München 1875, 536 S. (unveränderter Abdruck, mit einer Biographie und Anmerkungen hg. v. Simon HÖPFL, Straubing 1927, XXXI, 527 S. [zitiert mit Seitenangabe der Ausgabe von 1927: SCHLICHT, Bayerisch Land])
- SCHLICHT, Joseph, Blauweiß in Schimpf und Ehr, Lust und Leid, Amberg 1877, VI, 152 S.
- SCHLICHT, Joseph, Altbayernland und Altbayernvolk, zweite umgearbeitete Auflage [von: Bayerisch Land und Bayerisch Volk], Augsburg 1886, VIII, 297 S.
- SCHLICHT, Joseph, Altheimland. Ein zweites Bayernbuch, Bamberg 1895, VIII, 192 S.
- SCHLICHT, Joseph, Niederbayern in Land, Geschichte und Volk. Ein Buch für Stadt und Land. Mit 9 Illustrationen und 1 Karte, Regensburg 1898, IV, 391 S.
- SCHLICHT, Joseph, [Autobiographie], Regensburg (vormals Manz) o. J. [1898] (Wiederabdruck in: Der Bayerwald 11 [1912], S. 33–38). [zitiert mit Seitenangabe des Wiederabdrucks: SCHLICHT, Autobiographie]
- SCHLICHT, Joseph, Die Geschichte von Steinach, Straubing 1908, 113 S. [zitiert: SCHLICHT, Steinach]
- SCHMIDT, Willibald, Josef Schlicht's Werdegang unter Benützung der Biographie von Staatsbibliothekar Dr. S. Hoepfl-München, in: Der Bayerwald 26 (1928), S. 17–21 (Wiederabdruck in: Straubinger Hefte 51 [2001], S. 49–54).

- SCHRÖTTER, Georg, Joseph Schlicht, der Dichter der Altbayern, in: *Das Bayerland* 38 (1927), S. 438–443.
- SIGL, Rupert (Hg.), Josef Schlicht, *Blauweiss in Schimpf u. Ehr, Lust u. Leid. Ein Bayernspiegel aus seinen Werken und dem Nachlaß ausgewählt*, Rosenheim 1973. [zitiert: SIGL, *Blauweiss*]
- SIGL, Rupert, Josef Schlicht. *Der rechte treue Baiernspiegel. Eine Einführung in Leben und Werk des Klassikers der bairischen Volkskunde*, Rosenheim 1982. [zitiert: SIGL, *Schlicht*]
- SIGL, Rupert, „Bua iatz san d' Wagscheitl brocha!“ Josef Schlicht der Klassiker der bairischen Volkskunde, in: *Der Landkreis Straubing Bogen*, Straubing 1984, S. 247–250. [zitiert: SIGL, *Klassiker*]
- STEINBACH, Peter, [Einleitung zu] Wilhelm Heinrich Riehl, *Die bürgerliche Gesellschaft*, Frankfurt/Berlin/Wien 1976, S. 7–52.
- STEMPLINGER, Eduard, *Niederbayern-Spiegel nach Joseph Schlicht*, Straubing 1959.
- STURM, Angelus, Josef Schlicht (Absol. 1852; † 1917), in: *Alt und Jung Metten* 2 (1927/28), S. 77–80.
- Vorwort des Verlages zu: Joseph SCHLICHT, *Bayerisch Land und Bayerisch Volk*, neue, unveränderte Auflage des 1875 erstmals erschienenen Werkes nach der Ausgabe Straubing 1927, Anmerkungsteil überarbeitet und erweitert, Grafenau (Morsak) 2004, S. 7–12.
- WAX, Johann, *Die Darstellung des Volkslebens bei Joseph Schlicht und ihre Wirkungsgeschichte* (maschschr. Magisterarbeit an der Universität Regensburg), 1986.
- WITT, Franz Xaver, *Erinnerungen aus der Seelsorge*, in: *Pastoralblatt für die Diözese Augsburg* 25 (1882), S. 201–206.

50 Jahre „Verein für Regensburger Bistumsgeschichte“

von
Camilla Weber

„Pflicht des Klerus ist es, ein Teil seiner Erziehungsarbeit und Seelsorge, daß er bei seinem Volke das Interesse und die Kenntnis seiner Geschichte, seiner kirchlichen Entwicklung fördere.“¹

Der „Verein zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte“

Am 17. Dezember 1925 trafen sich ab 11 Uhr vormittags im Gasthof Bischofshof in Regensburg rund 20 Herren, Geistliche und Laien, zu einer Versammlung, die sich bis in den Nachmittag hinziehen sollte. Teilnehmer waren u.a. Pater Wilhelm Fink aus dem Benediktinerkloster Metten, der historisch interessierte und forschende Priester und zukünftige Diözesanarchivar Johann Baptist Lehner, Dr. Franz Heidingsfelder, Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Hochschule in Regensburg, Oberarchivrat Dr. Rudolf Freytag aus Regensburg und der Vorstand des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg Dr. Hermann Nestler. Nachmittags stießen auch der Generalvikar der Diözese Regensburg Alfons Scheglmann und Oberarchivrat Hanns Oberseider vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München zu dieser Runde.² Was war nun der Zweck dieser Zusammenkunft theologisch und historisch ausgebildeter Herren (Frauen sind in den Quellen nicht genannt)? Man diskutierte über die Gründung eines Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte, der als Forum für den Austausch für die einzel-

¹ 1. Jahresbericht des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte 1926, Metten 1927, S. 3.

² Vgl. „Zur Geschichte des Vereins“, in: 1. Jahresbericht (Anm. 1), S. 5–6; Protokoll der Gründungsversammlung im Beschlussbuch des Vereins in BZAR, OA 3746. Zu Franz Heidingsfelder vgl. Andreas BIGELMAIR: Nachruf. Franz Heidingsfelder, in: Zeitschrift für bayrische Landesgeschichte 13 (1941/42), S. 414–416; zu Hermann Nestler vgl. Rudolf FREYTAG: Oberstudiendirektor Dr. Hermann Nestler, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 94 (1953), S. 169–176; zu Rudolf Freytag vgl. Georg VÖLKL: Rudolf Freytag, ebd. 100 (1959), S. 203–205; zu Alfons Scheglmann vgl. Josef MAYERHOFER: Alfons Maria Scheglmann (1858–1937). Generalvikar, Dompropst, in: Lebensbilder aus der Geschichte des Bistums Regensburg (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 23/24), Regensburg 1989, S. 877–882. Zu Hanns Oberseider (1871–1929) konnte keine biographische Publikation ermittelt werden; ein kleiner Nachlass wird im Bayerischen Hauptstaatsarchiv verwahrt.

nen Heimatforscher sowie die Koordination der Forschung im Gesamtkontext der Diözesangeschichte dienen sollte, ähnlich dem Vorbild des 1924 gegründeten Vereins für Diözesangeschichte von München und Freising.³ Zwar gab es schon seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zahlreiche Unternehmungen, die Geschichte des Bistums Regensburg vor allem hinsichtlich einzelner Pfarreien genauer zu untersuchen, doch es fehlten bisher Infrastrukturen, diese Bemühungen stärker zu konzentrieren und einer größeren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Manch historisch interessierter Ortspfarrer durchwühlte zwar (in einer Zeit, in der es noch kein Diözesanarchiv gab, das auch Pfarrarchive aufnehmen konnte) eifrig seine Archivalien vor Ort, ohne jedoch jemals zu einer Publikation zu gelangen. Diese „wackere[n] Forscher in schwarzen Kleide“⁴ zu unterstützen, war eines der Hauptanliegen des zu gründenden Vereins, denn in erster Linie „solle danach gestrebt werden, dass jede Pfarrei unserer Diözese eine gute, auf Archivalien und Urkunden beruhende Geschichte erhalte. Es sei das ein wertvoller Beitrag des Klerus zu der heute so mächtig aufblühenden Heimatforschung. Der Pfarrgeschichte komme große Wichtigkeit für Katechese, für Behauptung und Erhaltung von Kirchenrechten zu. Allerdings müsse da erst das Pfarrarchiv in Ordnung sein. Das müsse einer der ersten Aufgaben des Vereins ein: Ordnung der Pfarrarchive. Durch die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung einer Pfarrei könnten weite Kreise unseres Volkes interessiert und zu geschichtlichem Denken wieder erzogen werden. Die Geschichte der verschiedenen Pfarreien solle Bausteine liefern zu einer Geschichte der Diözese Regensburg; das sei der letzte Zweck des Vereins.“⁵

Ausgegangen war die Initiative zur Gründung des Vereins in erster Linie von Pater Wilhelm Fink, Archivar und Bibliothekar im Kloster Metten, Historiker, Heimatforscher und Naturschutzbeauftragter.⁶ Er sah die dringende Notwendigkeit, zum

³ Vgl. „Zur Geschichte des Vereins“, in 1. Jahresbericht (Anm. 1), S. 4. Zur Geschichte des Münchner Vereins vgl. Josef MASS: Verein für Diözesangeschichte von München und Freising 1924–1999, in: Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte 44 (1999), S. 7–12.

⁴ 1. Jahresbericht (Anm. 1), S. 4. „Viele schienen uns zwar eifrige Sammler von Exzerpten zu sein, die ganze Berge von Archivalien fein säuberlich abschreiben, aber zu keiner Verarbeitung des von ihnen angehäuften Materials kommen, da ihnen größere Gesichtspunkte fehlen“ (ebd.).

⁵ 1. Jahresbericht (Anm. 1), S. 5–6.

⁶ P. Wilhelm Fink, 1889 in Rottenburg an der Laaber geboren, trat nach dem Besuch des Gymnasiums und dem Abitur in Metten 1910 ins Kloster ein und wurde nach dem Studium der Theologie in Innsbruck 1913 zum Priester geweiht. Nach einem weiteren Studium der Fächer Latein, Griechisch, Deutsch und Geschichte in Würzburg und München war er von 1918 bis 1954 als Lehrer in Metten tätig. Daneben übte er zahlreiche weitere Ämter aus, so das des Seelsorgers in Offenberg, des Sekretärs der bayerischen Benediktinerakademie, oder des Archivpflegers, Kreisheimatpflegers und Museumsleiters des Landkreises Deggendorf. 1954 erhielt er als erster Konventuale des Klosters Metten das Bundesverdienstkreuz. P. Wilhelm Fink starb am 13. Februar 1965. Vgl. Paul MAI (Hg.): 40 Jahre Bischöfliches Zentralarchiv und Bischöfliche Zentralbibliothek Regensburg (BZAR/BZBR Kataloge und Schriften 32), Regensburg 2012, S. 244; SR/RS: „Oh! Una figura colossale!“ Zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Fink, in: Straubinger Kalender 393 (1989), S. 80–84; Josef EICHINGER: Drei urbayerische Männer der „Terra Benedictina“. P. Wilhelm Fink und das benediktinische Kleeblatt aus Rottenburg, in: Alt und Jung Metten 55 (1988/89), S. 171–180. P. Wilhelm Fink erhielt 1965 sogar einen Nachruf im Bayerischen Rundfunk, verfasst von Georg Lohmeier, vgl. ebd. S. 180. Rudolf KATZL: Im Dienste Gottes und der Heimatforschung. Vor 100 Jahren wurde der Mettener Benediktinerpater Wilhelm Fink geboren, in: Altbayerische Heimatpost 41 (1989) Nr. 18, S. 4.

einen das historische Erbe des Bistums nicht nur in Form der Kirchen und Gebäude, sondern auch in Form der schriftlichen Zeugnisse der Jahrhunderte vor dem Verfall zu bewahren, und dies nicht nur aus rein historischem, sondern vor allem auch aus pastoralen Gründen. Um den einzelnen Geistlichen Hilfestellung durch fachlich versierte Personen bei diesem Unterfangen zu ermöglichen, war im Laufe der Zeit die Idee der Errichtung eines gemeinnützigen Vereins gereift. Gemeinsam mit Franz Heidingsfelder hatte Wilhelm Fink schließlich im September 1925 dem Regensburger Diözesanbischof Antonius von Henle in einer Audienz das Projekt vorgestellt und auch den Auftrag erhalten, das Vorhaben weiter voranzutreiben.⁷ Frucht dieses Auftrags war denn auch die geschilderte Gründungsversammlung am 17. Dezember 1925 im Regensburger Bischofshof. Die Unterstützung des Ortsbischofs manifestierte sich in der Anwesenheit des Generalvikars Scheglmann, selbst Autor eines umfangreichen Werkes über die Säkularisation in Bayern; die Präsenz des Vertreters des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, Hanns Oberseider, belegte das Interesse der Generaldirektion der staatlichen Archive Bayerns am Erhalt der kirchlichen Archivbestände ebenso wie an deren Erforschung. Nicht nur Geistliche, sondern gerade auch Laien sollten Mitglieder des Vereins werden können, aktive Geschichts- und Heimatforscher ebenso wie geschichtsinteressierte Rezipienten; alle Mitglieder sollten einen „Jahresbericht“ mit Aufsätzen zur Diözesangeschichte erhalten. Wilhelm Fink und Franz Heidingsfelder wurden übereinstimmend zum 1. bzw. 2. Vorsitzenden gewählt, als Schriftführer fungierten die Priester Johann Baptist Lehner von Krummennaab und Domvikar Johann Hecht. Weihbischof Hierl und Generalvikar Scheglmann erklärten sich bereit, den Ehrenvorsitz auszuüben, das Protektorat übernahm nach einer weiteren Audienz Bischof Antonius von Henle höchstpersönlich.⁸

Im Sommer 1926 konnte man bereits rund 80 Mitglieder zählen und ging an die Organisation der ersten „richtigen“ Mitgliederversammlung. Diese fand am 6. Juli 1926 mit öffentlichen und internen Vorträgen in den Räumen der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Regensburg statt. Für die Geistlichkeit sprach Archivar Hanns Oberseider über Ordnung des Pfarrarchivs, Johann Baptist Lehner über Bedeutung, Methode und Quellen der Pfarrgeschichtsforschung⁹ sowie Archivar Rudolf Freytag über die Methodik der Familienforschung. Thomas Ries, Pfarrer in Rothenstadt, berichtete über den Zweck und den Bearbeitungsstand seines „Generalschematismus der Geistlichkeit des Bistums Regensburg“. Als öffentlichen Vortrag bot Franz Heidingsfelder das Thema der Geschichte der Diözese Regensburg im Zeitalter der Aufklärung an. Insgesamt konnten 29 geistliche Herren als

⁷ Vgl. 1. Jahresbericht (Anm. 1), S. 4. Das Konzept der „pastoralen Funktion der kirchlichen Archive“ wurde Jahrzehnte später im gleichnamigen Schreiben der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche vom 2.2.1997 ausgearbeitet; vgl. Arbeitshilfen der Deutschen Bischofskonferenz Nr. 142, Bonn 1998.

⁸ Vgl. 1. Jahresbericht (Anm. 1), S. 6-8. Die Statuten des Vereins (ebd. S. 15-16) schreiben nicht vor, dass ein Geistlicher den Vorsitz des Vereins innehaben muss (anders als später nach dem Zweiten Weltkrieg).

⁹ Mitteilung Finks aus Metten an Lehner in Krummennaab vom 5. März 1926 zur Tagung am 6. Juli 1926: „Da hätte ich gleich eine große Bitte an Dich. Möchtest Du nicht dabei einen Vortrag übernehmen, etwa über Nutzen, Wichtigkeit, Notwendigkeit der Pfarrgeschichte der Diözese, dem Aufbau einer solchen Arbeit. Du hast ja schon solche Sachen verbroschen und Dir aus der Praxis Erfahrung gesammelt.“ (BZAR, OA 3746).

Neumitglieder des Vereins gewonnen werden. Bei der am 28. Oktober 1926 stattfindenden Vorstandssitzung war man sich darüber einig, dass weiter intensiv Werbung gemacht werden müsse; dazu sollten Mitglieder des Vereins bei Dekanatskonferenzen und anderen Zusammenkünften von Priestern in der ganzen Diözese Vorträge über den Verein oder zu allgemein diözesangeschichtlichen Themen halten.¹⁰ Offenbar zeigte diese Werbetätigkeit Wirkung, denn die Vereinschronik des Jahres 1927 vermeldet die Mitgliedschaft von rund 250 Personen, darunter 30 Alumnus des Priesterseminars. Vor allem Johann Baptist Lehner tourte mit Vorträgen durch die ganze nördliche Oberpfalz und konnte die gesamten Kapitel der Dekanate Nabburg, Weiden, Tirschenreuth und Wunsiedel zum Vereinsbeitritt bewegen, auch gegen Widerstände und Missverständnisse: „Aber es herrschen vielfach ganz verkehrte Ansichten über den Zweck unseres Vereins. Manche meinen, dass wir von den geistlichen Herren verlangen, dass ein jeder ein Geschichtsforscher werde. Wir sind keine so großen Idealisten, daß wir nicht wüßten, daß zu einem Forscher Anlage und Zeit gehören. Aber Interesse für die Geschichte seiner Pfarrei und seines Bistums aufbringen, das kann jeder. Mehr verlangen wir auch nicht.“¹¹ Zur stärkeren Bekanntmachung und Erläuterung der Vereinszwecke wurde die Mitgliederversammlung am 3. und 4. Juli 1927 nicht in Regensburg, sondern in Weiden abgehalten, unterstützt vom Verein für Heimatpflege im oberen Naabgau. Damit präsentierte sich der Verein erstmals außerhalb der Bischofsstadt einer größeren interessierten Öffentlichkeit.¹²

Um der flächendeckenden Ordnung und damit Erhaltung der Pfarrarchive auch in der Praxis einen Schritt näher zu kommen, verfasste Oberarchivrat Hanns Oberseider eine entsprechende Anleitung zu Ordnung und Verzeichnung von Pfarrarchiven¹³, die von zahlreichen Geistlichen innerhalb und außerhalb des Bis-

¹⁰ Vgl. 1. Jahresbericht (Anm. 1), S. 7–14. Das Mitgliederverzeichnis von 1926 (vgl. S. 17–20) nennt neben dem bischöflichen Protektor und den Ehrenvorsitzenden als Förderer u.a. das Regensburger Domkapitel und die Abteien Metten und Weltenburg; bei den Mitgliedern stehen der Heimatforscher Wolfgang Bauernfeind aus Naabdemreuth und Graf Karl von Drechsel aus Karlstein heraus. Insgesamt zählte der Verein 1926 133 Mitglieder, darunter 26 Studenten und 12 Laien.

¹¹ 2. Jahresbericht des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte 1927, Metten 1927, S. 55.

¹² Im Oktober 1929 fand die Jahresversammlung in Amberg statt, wo man das 1910 neu gebaute Staatsarchiv, die Provinzialbibliothek, die Kirche St. Georg und den Kongregationssaal besichtigte. Als Zuhörer waren auch zahlreiche Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden anwesend; vgl. 5. Jahresbericht des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte 1930, Deggendorf 1930, S. 126; Regensburger Sonntagsblatt 3 (1929) Nr. 43, S. 6–7; Ivo STRIEDINGER: Das neue Kreisarchiv Amberg, in: Archivalische Zeitschrift 18 (1911), S. 233–258. Ankündigung der Veranstaltung in der Amberger Volkszeitung vom 8. Oktober 1929; Bericht über die Jahresversammlung ebd. am 10. Oktober 1929.

¹³ Vgl. Hanns OBERSEIDER: Anleitung für die Ordnung der Pfarrarchive in der Diözese Regensburg, Regensburg 1927. Das Vorwort verweist auf die Beschlüsse der Gründungsversammlung: „Der Verein für Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte hat sich in seiner Gründungsversammlung die Aufgabe gestellt, daß, bevor die Geschichte der alten Diözese des hl. Wolfgang in Angriff genommen wird, zuerst jede Pfarrei des Bistums eine Geschichte bekommt. Zu diesem Zwecke ist es unbedingt notwendig, daß die Pfarrarchive geordnet und werden. Die Vorstandschaft hat Herrn Oberarchivrat Hanns Oberseider am Hauptstaatsarchiv München ersucht, daß er Richtlinien für ihre Ordnung ausarbeite. Sie fühlt sich genantem Herrn zu großem Danke verpflichtet, daß er sich in seiner bekannten Liebenswürdigkeit die-

tums Regensburg rezipiert wurde; in einer Zeit, in der der zuständige Ortspfarrer allein für die Verwaltung seiner Seelsorgestelle zuständig und verantwortlich war, kam der Schulung und Sensibilisierung der Geistlichen in dieser Hinsicht eine besondere Bedeutung zu. Zudem konnte mit einer Dissertation zur Geschichte der Katechese im Bistum eine erste eigenständige Publikation aus Vereinsmitteln bezuschusst und veröffentlicht werden.¹⁴ Der plötzliche Tod von Bischof Antonius von Henle während der Diözesansynode am 11. Oktober 1927 traf auch den Diözesangeschichtsverein völlig unvorbereitet; jedoch übernahm der neue Oberhirte Michael Buchberger schnell das Protektorat und unterstützte den Verein ebenso wie sein Vorgänger; die Zahl der Mitglieder konnte im Jahr 1928 auf rund 400 gesteigert werden. Bei der Fortsetzung der Diözesansynode referierte Wilhelm Fink am 3. Juli 1928 ausführlich über die Notwendigkeit der Errichtung eines Diözesanarchivs und einer Diözesanbibliothek (parallel zur Einrichtung sogenannter Pfarr- und Volksbibliotheken in den einzelnen Pfarreien) – Pläne, die sich mit der Idee Bischof Buchbergers trafen, ein Museum und eine Bibliothek einzurichten. Die Ausführungen Finks können bis heute als Grundsatzprogramm der Diözesangeschichtsforschung und deren Vermittlung gelesen werden:

*„REFERAT über Diözesanbibliothek und Diözesanarchiv,
Pfarr- und Volksbibliothek.*

*Gehalten auf der Regensburger Diözesansynode 3. Juli 1928.
Von P. Wilhelm Fink OSB Abtei Metten.*

- 1) *Es soll an erster Stelle ein Diözesanarchiv geschaffen werden.*
- 2) *Mit der Verwaltung dieses Archivs soll hauptamtlich ein Geistlicher betraut werden, der eine gewisse Vorbildung für diesen Posten mitbringt.*
- 3) *Es soll ihm, wenn er noch keine archivalische Ausbildung genossen, Gelegenheit geboten werden, am bayer[ischen] Hauptstaatsarchiv München als Volontär einen halbjährigen Kurs mitzumachen.*
- 4) *Es sollen dem Vorstand des [Diözesan-] Archivs in der Stadt Regensburg sämtliche geistlichen Archive, abgesehen von den Stadtpfarrarchiven, unterstellt werden, nämlich das Ordinariatsarchiv, das Domkapitelsche Archiv, das Archiv der alten Kapelle, das des Stiftes St. Johann usw. Es soll damit nicht ausgedrückt werden, daß diese Archive unter einem Dache vereinigt werden wollen.*
- 5) *Der Diözesanarchivar hat die Aufgabe, diese Archive zu ordnen, sachgemäß aufzustellen, zu registrieren und so der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.*
- 6) *Dem Diözesanarchivar soll auch eine gewisse Aufsicht über die Pfarrarchive der Diözese, ihre Unterbringung, Ordnung und Erhaltung zustehen. Hier soll aber dem*

ser Aufgabe unterzogen. Es liegt nun an den beteiligten Kreisen, daß sie sich ihres Archivs annehmen, dasselbe in Ordnung bringen und ein Verzeichnis ihrer Archivalien anfertigen. Der Verein erklärt sich zu größtmöglicher Mitarbeit bereit. Die Sache drängt und der 1. Vorsitzende glaubt bei seinen Confratres keine Fehlbitte getan zu haben, wenn er sie im Interesse der großen Sache, um die es sich handelt, bittet, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Sie ist nicht so schwer und umständlich, da in den meisten Fällen nur kleine Bestände in Frage kommen. Dieses Wenige gilt es zu erhalten und der Forschung zu erschließen.“ In manchen Pfarrarchiven finden sich bis heute Spuren der Oberseiderschen Anleitung.

¹⁴ Vgl. Karl SCHREMS: Die religiöse Volks- und Jugendunterweisung in der Diözese Regensburg vom Ausgang des 15. Jahrhunderts bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Katechese (Verein zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte; Veröffentlichungen 1), München 1929.

Zentralismus nicht in dem Sinne das Wort geredet werden, daß wie z.B. im Fürstbistum Breslau sämtliche in Pfarrhöfen sich befindliche Urkunden und Archivalien, einschließlich der Matrikelbücher im Ordinariat hinterlegt werden müßten. Gleichwohl möge berücksichtigt werden, daß der Staat von seinen sämtlichen Ämtern alle älteren Registraturteile einfordert.

7) Dem D[iözesan-] Archivar soll jederzeit der Zutritt zu den Pfarrarchiven offenstehen. Zu diesem Zwecke soll ein genaues Verzeichnis der in einem Pfarrhof sich befindlichen Aktenstücke im D[iözesan-] Archiv aufbewahrt werden. Anfragen an den Pfarrer in archivalischen Angelegenheiten müssen amtlich genau so erledigt werden wie Schreiben des Ordinariates. Sieht ein Pfarrer sich außerstande, Nachforschungen in seinem Archiv durchzuführen, so kann er an das D[iözesan-] Archiv sich wenden, muß aber für entstehende Unkosten aufkommen. Archivalien und Urkunden, die von einem Pfarrarchiv eingefordert werden, müssen jederzeit unverweigerlich an das D[iözesan-] Archiv eingesandt werden. Umgekehrt leiht auch das D[iözesan-] Archiv Urkunden und Archivalien an Pfarrämter aus.

8) Zu Arbeiten im D[iözesan-] Archiv sollen namentlich in den Ferien Theologiestudierende des Lyzeums herangezogen werden. Sie sollen auf diese Weise praktisch in die Aufgaben des Archivars eingeführt werden.

9) Der Archivar soll imstande sein, Forschern mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Zu diesem Zwecke soll er sich einen Überblick über die in anderen, namentlich staatlichen Archiven aufbewahrten Aktenstücke zur Geschichte unseres Bistums verschaffen.

10) Der Archivar soll auch die Befähigung besitzen, selbständig Nachforschungen über kirchenrechtliche Fragen anzustellen und so den kirchlichen Behörden Material für die Verteidigung kirchlicher Rechte liefern.

11) Mit dem Archiv soll eine Bibliothek verbunden sein. In ihr sollen vor allem größere Quellen- und Nachschlagewerke aus den verschiedenen Gebieten der Theologie aufstellung finden.

12) In dieser Bibliothek soll alles Schrifttum über unsere Diözese vereinigt werden.

13) Es soll jeder Geistliche unserer Diözese verpflichtet werden, ein Exemplar seiner im Druck erschienenen Arbeiten der Bibliothek zu vermachen.

14) Es soll jeder Geistliche in seinem Testament auch seines literarischen Nachlasses gedenken und ihm dem Diözesanarchiv als Grundstock für weitere Arbeiten übergeben.

15) Es soll auf eine Bestimmung des Bischöflichen Ordinariates v[om] Jahre 1749 zurückgegriffen werden, daß in jeder Pfarrei über wichtigere Ereignisse Chronik geführt wird. Zu diesem Zwecke sollen vor allem Notizen in Lokalblättern gesammelt werden.

16) Die Pfarrgeistlichkeit soll allen Bestrebungen ihr Augenmerk zuwenden, die dem Volke eine Fortbildung nach und außerhalb der Schule vermitteln wollen. Sie soll sich aktiv daran beteiligen und vor allem auch Vorträge übernehmen. Auf diese Weise wird sie großen Einfluß ausüben können.

17) In jeder Pfarrei soll eine Volksbibliothek errichtet werden. An größeren Orten wird der Preßverein herangezogen werden müssen. An kleineren Orten kann der Pfarrer selber die Leitung und Aufbewahrung der Bibliothek in die Hand nehmen. Es wird das ein vorzügliches Mittel sein, die Pfarrkinder durch Lektüre in christlichem Geiste zu beeinflussen.¹⁵

¹⁵ Typoskript vom 3. Juli 1928 in BZAR, OA 179.

Wilhelm Finks intensive Propagandaarbeit hatte Erfolg: Bischof Buchberger sagte bereits 1928 die Anstellung eines eigenen Diözesanarchivars zu; allerdings sollte dieses Versprechen nicht sofort in die Tat umgesetzt werden. Erst 1930 konnte die Beauftragung von Pfarrer Johann Baptist Lehner von Krummennaab zum Diözesanarchivar endgültig durchgesetzt werden.¹⁶ Ein Ziel des Diözesangeschichtsvereins war damit zumindest erreicht, wenn auch Diözesanarchivar Lehner trotz ständig wachsender Aufgaben und zusätzlicher Tätigkeiten rund 40 Jahre lang alleine arbeiten musste. Immerhin gab es aber nun die Möglichkeit, in einem gewissen Umfang auch Benutzern Zugang zu den Beständen des Diözesanarchivs zu ermöglichen: „Für die Arbeit der Forscher am Sitz des Archivs wurde ein Archivbenutzerzimmer (aus einer ehem. Rumpelkammer) eingerichtet, mit zusammengesuchten Möbeln einigermaßen ausgestattet und mit einer kleinen Handbücherei von häufig benötigten Nachschlagewerken eingerichtet. Die dort geschaffenen 3 Arbeitsplätze waren wiederholt gleichzeitig besetzt.“¹⁷ Aus allen Regionen Deutschlands und auch aus dem Ausland reisten Forscher an; dabei stellten die Pfarrgeschichten einen Hauptteil der Recherchetätigkeit dar, so dass man auch dem erklärten Ziel des Diözesangeschichtsvereins, diesen Bereich der Forschung besonders zu fördern, ein Stück näher kam. Zu diesem Resümee kam auch der Verein nach fünf Jahren intensiver Arbeit, als man im Dezember 1930 das erste kleine Jubiläum feiern konnte: „Damit ist für die Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte ein weiterer wichtiger Schritt geschehen, ein Mittelpunkt für die Forschertätigkeit geschaffen und das Quellenmaterial der kirchlichen Archive in Regensburg leichter zugänglich gemacht.“¹⁸ Diesem positiven Fazit folgte jedoch ab den 1930er Jahren ein beständiger Abschwung in der Vereinstätigkeit. Am 8. März 1933 fand nochmals eine Vorstandssitzung statt, dann ruhte die Vereinstätigkeit: Es gab weder eine weitere Vorstandssitzung noch eine Jahresversammlung. Auch das 10jährige Bestehen des Vereins gab keinen Anlass für eine öffentliche Feier:

„Es ist eine erwiesene Tatsache, daß geistige Bestrebungen es zuerst zu fühlen bekommen, wenn Völker in Not geraten. Unser Verein bringt keinem materielle Vorteile. Trotzdem soll er nicht untergehen, sondern auch in unseren Tagen seine Mission erfüllen. Er appelliert daher an den idealen Sinn des Klerus, daß er in voller Verantwortung vor der Zukunft seiner Aufgabe gerecht wird. Unsere Zeit hat eine große Auseinandersetzung mit unserer Vergangenheit gebracht. Damit gewinnt auch unser Verein Gegenwartsbedeutung. Er will ja gerade das Verständnis für die kirch-

¹⁶ Johann Baptist Lehner, geboren 1890 bei Neumarkt in der Oberpfalz, war 1914 zum Priester geweiht worden und seit 1923 Pfarrer der auf seine Initiative hin selbständig gewordenen Pfarrei Krummennaab; ab 1930 bis zu seinem Tod 1971 fungierte er als Diözesanarchivar. Vgl. 4. Jahresbericht des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte 1929, Metten 1929, S. 33; 6. Jahresbericht des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte 1931, Metten 1931, S. 51; Paul MAI: Archivdirektor Msgr. Johann Baptist Lehner in memoriam, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 111 (1971), S. 225–226; DERS.: Archivdirektor Msgr. Johann Baptist Lehner in memoriam, in: Der Archivar 25 (1972), Sp. 230–231; Katalog 40 Jahre (Anm. 6), S. 30, 148–149 und 243.

¹⁷ So Johann Baptist Lehner in seinem Rechenschaftsbericht für 1930–1940, in: Katalog 40 Jahre (Anm. 6), S. 36; vgl. auch Marianne POPP: Das Bischöfliche Zentralarchiv und der Verein für Bistumsgeschichte, in: Paul MAI (Hg.): Dienen in Liebe. Rudolf Graber Bischof von Regensburg, Regensburg 1981, S. 304.

¹⁸ Regensburger Anzeiger 17. 12. 1930, S. 7.

liche Vergangenheit unseres Volkes wecken und wacherhalten. Bald werden es 1200 Jahre, daß unser Bistum ins Leben trat. Seine Geschichte kann nicht von heute auf morgen geschrieben werden. Sie erfordert viele Vorarbeiten. Es sind nicht bloß Forscher notwendig, die diese Arbeiten übernehmen, sondern auch Leser, die sie lesen und sich anregen lassen. Daher erachtete es der Verein als seine erste Aufgabe, das Interesse für die Entwicklung unserer Diözese in weiten Kreisen, namentlich des Klerus, wachzurufen.“¹⁹

Bis zum Jahr 1940 wurden noch die Jahresberichte des Vereins gedruckt, ab dann musste auch diese Aktivität eingestellt werden. Als 1941 der 15. Jahresbericht publiziert werden sollte, wurde dem Vorhaben kein Papier mehr zugeteilt; die fertigen Manuskripte zum 1200jährigen Bestehen der Abtei St. Emmeram sollten daher in München gedruckt werden, fielen aber vorher einem Bombenangriff zum Opfer.²⁰ Erst 1950 gab es zaghafte Versuche, den Verein wiederzubeleben, doch konnte man kaum neue Mitglieder werben, während die Zahl der Mitglieder aus der Vorkriegszeit v. a. durch Todesfälle kontinuierlich sank. Diözesanarchivar Johann Baptist Lehner diagnostizierte als Ursachen für das Erlöschen des Vereins zum einen die objektiven Tatsachen der Arbeitsüberlastung des Klerus und dessen schlechte finanzielle Ausstattung, andererseits aber auch das mangelnde historische Interesse jüngerer Geistlicher, das auch von den Historikern an der Theologischen Hochschule nicht ausreichend gefördert werde.²¹ 1953 gab Pater Wilhelm Fink einen weiteren Jahresbericht heraus; die Kosten dafür und für eine lange gewünschte Diözesankarte übernahm die Bischöfliche Finanzkammer. „Der Verein aber war, da er weder Vorstandschaft noch Mitglieder hatte, entschlafen.“²²

Der Verein für Regensburger Bistumsgeschichte

In den 1960er Jahren hatten sich die Lebensverhältnisse nach dem Krieg wieder weitgehend stabilisiert. Hatte der greise Bischof Michael Buchberger an vielen Stellen keine Veränderungen mehr herbeiführen können und wollen, so veränderte sich die Situation durch den Amtsantritt des Eichstätter Professors Dr. Rudolf Graber als Bischof von Regensburg im Jahr 1962. Dem bereits über 70jährigen Johann Baptist Lehner wurde mit dem Neupriester Dr. Paul Mai die schon lange und dringend erforderliche und gewünschte zusätzliche Kraft an die Seite gestellt. Auch die Frage des Platzbedarfs wurde 1964 neu aufgerollt: mit der Verlegung des Studienseminars aus Obermünster ins neu gebaute Westmünster konnten die Planungen für einen Umbau von Obermünster für Archiv und Bibliothek in Angriff genommen werden.²³ Mit diesem neuen Schwung trat auch die Frage nach der zukünftigen

¹⁹ 10. Jahresbericht des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte 1935, Metten 1935, S. 136.

²⁰ Vgl. 15. Jahresbericht des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte 1953, Metten 1953, S. 3; Popp Zentralarchiv (Anm. 17), S. 311; Katalog 40 Jahre (Anm. 6), S. 243.

²¹ Vgl. BZAR, OA 3746; 15. Jahresbericht (Anm. 20), S. 3; Popp Zentralarchiv (Anm. 17), S. 311.

²² Beschlussbuch des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte S. 15, in: BZAR, OA 3746. 1957 erschien in Metten mit dem 16. der tatsächlich letzte Jahresbericht mit einem Aufsatz von Wilhelm Fink über die Rückkehr der Benediktiner nach Metten 1157, jedoch ohne Vereinschronik.

²³ Vgl. Katalog 40 Jahre (Anm. 6), S. 33.

Erforschung der Bistumsgeschichte wieder ins Blickfeld. Mit dem 150. Todestag des Fürsterzbischofs Carl von Dalberg im Jahr 1967 war dann das ideale Datum gefunden, diese Forschungen innerhalb eines institutionellen Rahmens wiederzubeleben. Am 10. Februar 1967 fand zunächst eine Kranzniederlegung am Grab Dalbergs im Dom statt, am Nachmittag dann wurde im Städtischen Museum eine Ausstellung eröffnet. Am späten Nachmittag wurde unter Vorsitz von Bischof Dr. Rudolf Graber der „Verein für Regensburger Bistumsgeschichte“ zur Weiterführung der Arbeit des nach dem Zweiten Weltkrieg erloschenen „Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte“ errichtet. Als Hauptziele des Vereins wurden die Förderungen von Arbeiten zur Bistumsgeschichte und deren Publikation in einem eigenen Organ, die Förderung des Ausbaus der Diözesanbibliothek, die Sorge um die Monumente und Dokumente der Bistumsgeschichte und die Koordinierung der in der Diözesangeschichtsforschung tätigen Kräfte festgelegt.²⁴

Die konstituierende Sitzung des Vereins fand im Sitzungssaal des Bischöflichen Ordinariates statt. Nach einem Grundsatzreferat des Bischofs über den alten Diözesangeschichtsverein und einem Ausblick auf die Tausendjahrfeier des Regensburger Tochterbistums Prag und das Wolfgangsjubiläum 1972 wurde die Satzung vorgestellt, diskutiert und einstimmig angenommen. Als Vorsitzende wurden die beiden Professoren für Kirchengeschichte Georg Schwaiger (München) und Joseph Staber (Regensburg) bestimmt, als Schriftführer Dr. Paul Mai. Im Vorstand waren außerdem Official Karl Flügel und Finanzdirektor Augustin Kuffner tätig. Die beiden Vorsitzenden fungierten zugleich als Herausgeber des wissenschaftlichen Publikationsorgans mit dem Titel „Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg“, dessen erster Band noch im Jahr 1967 gedruckt werden konnte. „Die Finanzierung des wissenschaftlichen Organs wird aus Beitragsmitteln und aus dem Erlös des jeweils vorhergehenden Bandes bestritten. Für eine auftretende Finanzierungslücke wird im Bedarfsfall die bischöfl. Finanzkammer aufkommen, wie Finanzdirektor Kuffner und der Bischof gemäss eines Beschlusses des Allgemeinen Geistlichen Rates erklärten.“²⁵ Abgeschlossen wurde das Dalberg-Jubiläum durch eine Feierstunde in der Aula des Priesterseminars mit einem Vortrag Georg Schwaigers über den Fürsterzbischof, musikalisch umrahmt vom Chor des Knabenseminars Obermünster und den Alumnen des Priesterseminars.²⁶

Im Sommer des Jahres 1968 zählte der Verein bereits 162 Mitglieder. Mit der offiziellen Eröffnung der neuen Räume des Bischöflichen Zentralarchivs und der

²⁴ Vgl. Amtsblatt für die Diözese Regensburg vom 1. März 1967, S. 21–22; Paul MAI: Ein Jahr Verein für die Bistumsgeschichte. Der erste Verhandlungsband veröffentlicht, in: Regensburger Bistumsblatt 37 (1968) Nr. 12, S. 20; DERS.: Der Verein für Regensburger Bistumsgeschichte, in: Almanach des Bistums Regensburg, Regensburg 1973, S. 276; DERS.: Verein für Regensburger Bistumsgeschichte e. V., in: Dietrich BLAUFUSS und Thomas SCHARF-WREDE (Hg.): Territorialkirchengeschichte (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der Evangelischen Kirche 26), Neustadt/Aisch 2005, S. 329–333.

²⁵ BZAR, Registratur des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte, Protokoll der konstituierenden Sitzung am 10.2.1967. Nicht alle Pfarrer, die angeschrieben und zum Beitritt in den Verein aufgefordert wurden, zeigten Interesse an der historischen Forschung: In den „Beiträgen“ stehe zu wenig Erbauliches, und außerdem habe man weder Zeit zum Lesen und noch Platz zum Aufbewahren der Bände; vgl. ebd., Ordner „Bistumsverein Korrespondenz 1969/1970“.

²⁶ Vgl. BZAR, Registratur des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte (Ordner „Bistumsverein 1966–1968“).

Bischöflichen Zentralbibliothek im Herbst 1972 kam der Verein einem seiner großen Ziele ein großes Stück näher. Mit der adäquaten Unterbringung des historischen Schriftgutes und seiner Erschließung durch qualifiziertes Fachpersonal sowie der Bereitstellung umfangreicher wissenschaftlicher Literatur zur Diözesangeschichte (und darüber hinaus) konnte die entsprechende Forschung quantitativ und qualitativ stark gesteigert und ein umfangreicher Service für alle Benutzer angeboten werden. 1981 konnte man ein erste positive Bilanz ziehen: „Die Jahr mit Jahr steigende Mitgliederzahl zeigt, daß der Verein für Regensburger Bistumsgeschichte mit seinen Forschungsvorhaben und Forschungszielen ein integrierender Bestandteil des wissenschaftlichen Lebens geworden ist, und eine weit über die Grenzen des Bistums hinausgehende Beachtung gewonnen hat. Das breitgefächerte Spektrum seiner Publikationen, das Bereiche der Liturgiewissenschaft, der Kirchengeschichte, Kunstgeschichte und der Volksfrömmigkeit in wohlabgewogener Dosierung abdeckt, hätte ohne die effiziente Benutzbarkeit des Archivs, sowohl was die archivtechnische Ordnung des Quellenmaterials betrifft als auch – und das mag vielleicht simpel klingen – das Vorhandensein von Arbeitsplätzen, nicht erarbeitet werden können. Moderne Archivräume waren ein jahrzehntelanges Desiderat der Diözesangeschichtsforschung. Unter Bischof Rudolf Graber wurde diese Lücke geschlossen und mit dem Bischöflichen Zentralarchiv ein Archivgebäude geschaffen, das für kirchliche Archive vorbildlich und richtungweisend wurde.“²⁷

Am 2. Dezember 1992 konnte der „neue“ Bistumsverein sein 25jähriges Bestehen mit einem Empfang im Lesesaal der Bischöflichen Zentralbibliothek begehen. Zu diesem Zeitpunkt zählte man rund 470 Mitglieder; in den vergangenen Jahren waren 26 Bände der „Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg“ mit durchschnittlich 450 Druckseiten sowie fünf Beibände mit Monographien (darunter die Editionen zweier wichtiger Bistumsbeschreibungen) publiziert worden. Thematisch und chronologisch konnte eine große Vielfalt der Forschungen konstatiert werden; mehrere wichtige Jubiläen wie 1000 Jahre St. Wolfgang im Jahr 1972, der 700. Todestag des Bischofs Albert des Großen im Jahr 1980 oder der 150. Todestag Bischof Johann Michael Sailers im Jahr 1981 hatten die Bedeutung des Vereins für Bistumsgeschichte unterstrichen. Vor allem die Quelleneditionen (Bistumsbeschreibungen und Visitationsprotokolle) dieser ersten Jahrzehnte liefern bis heute unersetzliche Nachschlagewerke für die Bistumsgeschichte. Dennoch wollte man die eigene Arbeit nicht zu hoch bewerten: „Von einer Jubiläumsfeier zu sprechen, hieße sich im Ton vergreifen. Es war ein Rechenschaftsbericht über 25 Jahre im Dienst der Wissenschaft selbstlos geleistete Arbeit, deren Ergebnisse sich vorweisen lassen.“²⁸ In der Mitgliederversammlung vom 4. Dezember 1996 wurde der bisherige Vorsitzende Georg Schwaiger nach 30 Jahren Tätigkeit verabschiedet und Archivdirektor Dr.

²⁷ Popp Zentralarchiv (Anm. 17), S. 315; vgl. auch Katalog 40 Jahre (Anm. 6), S. 243.

²⁸ Marianne POPP: Förderung historischer Forschung in der Diözese. 25 Jahre „Verein für Regensburger Bistumsgeschichte“, in: Regensburger Bistumsblatt 61 (1992) Nr. 50, S. 17. Vgl. auch DIES.: 25 Jahre „Verein für Regensburger Bistumsgeschichte“. Förderung historischer Forschung in der Diözese, in: Die Oberpfalz 81 (1993), S. 1–4; Protokoll der Mitgliederversammlung vom 2. 12. 1992, S. 6, in: BZAR, Registratur des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte, Ordner „Mitgliederversammlungen 1990–2008“. Der 250. Geburtstag Carl von Dalbergs im Jahr 1994 wurde mit einem ganzen Dalberg-Jahr gefeiert; Organisator war vor allem der Leiter der Kunstsammlungen des Bistums Regensburg, Dr. Hermann Reidel; vgl. Protokoll der Mitgliederversammlung vom 8. 12. 1993, ebd.

Paul Mai zu seinem Nachfolger gewählt. In seinem Rechenschaftsbericht, der nunmehr 30 Jahressbände und neun Beibände auflistete, betonte der scheidende Vorsitzende die ehrenamtliche Tätigkeit der Vereinsvorstände und Mitglieder sowie die Finanzierung der Publikationen durch die Mitgliedsbeiträge und die wohlwollenden Zuschüsse der Diözese, wie sie in der Gründungsversammlung zugesagt worden waren.²⁹ Diese Aspekte unterstrich auch Generalvikar Dr. Wilhelm Gegenfurtner als Vertreter des Bischofs bei der Mitgliederversammlung am 14. Juli 1999: „Generalvikar Gegenfurtner dankt der Vorstandschaft im Auftrag des Herrn Bischofs für die ehrenamtliche Arbeit, den Mitgliedern für ihre Treue. Er unterstreicht die Wichtigkeit des Vereins, der sich der ganzen Bandbreite des kirchengeschichtlichen Erbes des Bistums annehme. In Würdigung der Vereinsarbeit werde trotz des gegenwärtigen Sparzwanges keine Einsparung am Zuschuß für „Beiträge zur Bistumsgeschichte“ vorgenommen.“³⁰ Die Mitgliederversammlung des 12. Juni 2013 war die erste in Anwesenheit des neuen Diözesanbischofs und Vereinsprotektors Prof. Dr. Rudolf Voderholzer. Dieser überraschte die Anwesenden mit der Übergabe eines Antrags auf Aufnahme als persönliches Mitglied. „Als Bischof spüre er auch die Verantwortung, die Geschichte des Bistums federführend mitzutragen und damit Geschichte auch zu gestalten. Auch liege ihm die Arbeit des Diözesanarchivs und der Bischöflichen Zentralbibliothek sehr am Herzen. Deswegen habe er auch angeordnet, die vom Diözesansteuerausschuss beschlossenen Stellenkürzungen für Archiv und Bibliothek zu stoppen. Man brauche ein personell und sachlich gut ausgestattetes Archiv und eine entsprechend ausgestattete Bibliothek.“³¹

Diese Zusage bedeutet für beide Institutionen ebenso wie für den Verein, der sie intensiv nutzt, eine gute Ausgangsbasis für die kommenden Jahre und Jahrzehnte. Die wissenschaftliche Arbeit wird vor allem durch Herausgabe des Jahresbandes und der Beibände fortgeführt. 2017 – das Jahr des 50jährigen Bestehens – bedeutet für den Verein auch einen großen personellen Umbruch: Mit Dr. Paul Mai, Prof. Dr. Karl Hausberger, Dr. Werner Chrobak und Dr. Max Hopfner wurden bei der Mitgliederversammlung am 10. Februar 2017 – dem 200. Todestag Carl von Dalbergs und dem 50. Jahrestag der Wiederbegründung des Vereins – vier „Urgesteine“ der Diözesangeschichtsforschung und des Bistumsvereins nach langjähriger Tätigkeit in den Ruhestand verabschiedet.³² Mit Official Dr. Josef Ammer und Domvikar Dr.

²⁹ Vgl. Protokoll der Mitgliederversammlung vom 4.12.1996, in: BZAR, Registratur des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte, Ordner „Mitgliederversammlungen 1990–2008“; Paul MAI: Prälat Prof. Dr. Georg Schwaiger, dem 1. Vorsitzenden des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte zum 70. Geburtstag, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 29 (1995), S. 7–10; Peter PFISTER: Der bayerische Aventinus des 20. Jahrhunderts. Zum 70. Geburtstag des Kirchenhistorikers Georg Schwaiger, in: Klerusblatt 75 (1995) Nr. 1/3, S. 17; Karl BAUMGARTNER: Ein Aventinus des 20. Jahrhunderts. Laudatio bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde in Katholischer Theologie durch die Universität Regensburg an Herrn Universitätsprofessor Prälat Dr. Georg Schwaiger am 5. Februar 2002, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 36 (2002), S. 459–488.

³⁰ Protokoll der Mitgliederversammlung am 14.7.1999, S. 4, in: BZAR, Registratur des Vereins für Bistumsgeschichte, Ordner „Mitgliederversammlungen 1990–2008“.

³¹ Protokoll der Mitgliederversammlung vom 12.6.2013, S. 3, in: BZAR, Registratur des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte, Ordner „Mitgliederversammlungen ab 2009“.

³² Zu den genannten Personen vgl.: Rudolf VODERHOLZER: Verabschiedung von Archiv- und Bibliotheksdirektor Msgr. Dr. Paul Mai und Bibliotheksoberrat Dr. Werner Chrobak am 7. Oktober 2014, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 49 (2015), S. 159–164;

Werner Schrüfer übernahmen nun zwei jüngere, durch historische Forschungen qualifizierte Priester den Vorsitz. Um jedoch dem zunehmenden Priestermangel Rechnung zu tragen und den Verein in die Zukunft auszurichten, wurde eine Veränderung der Satzung diskutiert und gebilligt, die die Verpflichtung tilgte, dass der erste Vorsitzende des Vereins ein Priester des Bistums Regensburg sein müsse. Das Doppeljubiläum wurde durch eine kleine Festveranstaltung nach der Mitglieder-versammlung begangen, bei der Prof. Dr. Karl Hausberger und sein Amtsnachfolger Prof. Dr. Klaus Unterburger über verschiedene Aspekte von Dalbergs Leben und Werk referierten; den Abendvortrag steuerte der frühere Leiter der Kunstsamm- lungen des Bistums Regensburg, Dr. Hermann Reidel, zum Thema „Dalberg und sein Baumeister Herigoyen“ bei. Als Festgabe konnte den anwesenden Mitgliedern – in erster Linie dem Protektor des Vereins, Bischof Dr. Rudolf Voderholzer, und den scheidenden Vorstandsmitgliedern – eine weitere, in der Reihe der „Kataloge und Schriften“ von Archiv und Bibliothek erschienene Publikation über Carl von Dalberg überreicht werden.³³

„Interesse für die Geschichte seiner Pfarrei und seines Bistums aufbringen, das kann jeder. Mehr verlangen wir auch nicht.“³⁴

* * *

Jahresversammlungen

des „Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte“³⁵

17.12.1925	Regensburg	09.10.1929	Amberg
06.07.1926	Regensburg	21.07.1930	Cham
03./04.07.1927	Weiden	20.09.1931	Eggmühl
08./09.07.1928	Deggendorf	10.11.1932	Regensburg

Manfred EDER und Anton LANDERSDORFER: Vorwort, in: DIES. (hg.): Christen in Bayern – Christen aus Bayern. Biographische Aspekte und Perspektiven durch 15 Jahrhunderte. Festschrift Karl Hausberger zum 65. Geburtstag (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 43), Regensburg 2009, S. 7–8 (Schriftverzeichnis ebd. S. 533–546); Ulrich KAISER u. a. (hg.): Salus animarum suprema lex. Festschrift für Offizial Max Hopfner zum 70. Geburtstag (Adnotationes in Ius Canonicum 38), Frankfurt/Main 2006. Darin: Curriculum vitae des Priesters Domdekan Apostolischer Protonotar Dr. Maximilian Hopfner, Offizial des Bistums Regensburg (S. 7–8); Claus BITTNER: Salus animarum suprema lex (S. 21–23); Josef AMMER: Würdigung des Jubilars Domdekan und Offizial Apostolischer Protonotar Dr. Max Hopfner (S. 25–29).

³³ Vgl. Camilla WEBER (hg.): Bischof und Landesherr in Regensburg, Carl Theodor von Dalberg (1744–1817) zum 200. Todestag (BZAR/BZBR Kataloge und Schriften 37), Regensburg 2017. Von 1967 bis 2017 wurden 51 Jahressbände mit insgesamt 585 Aufsätzen publiziert, dazu 27 weitgehend monographische Beibände.

³⁴ 2. Jahresbericht (Anm. 11), S. 55.

³⁵ Angaben aus der jeweiligen Vereinschronik in den „Jahresberichten“ und aus dem Beschlussbuch des Vereins in: BZAR, OA 3746.

*Mitgliederversammlungen und -zahlen
des „Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte“³⁶*

Datum	Ort		anwesend	Mitglieder insgesamt
10.02.1967	Regensburg	Bischöfliches Ordinariat	20 P.	
18.06.1968	Regensburg	Seminar Obermünster	29 P.	162 M.
10.10.1969	Regensburg	Kolpinghaus	18 P.	172 M.
02.12.1970	Regensburg	Bischofshof	27 P.	186 M.
15.12.1971	Regensburg	Zentralarchiv	41 P.	210 M.
30.10.1972	Regensburg	Zentralbibliothek	34 P.	218 M.
2.09.1973	Regensburg	Zentralbibliothek	32 P.	241 M.
11.12.1974	Regensburg	Zentralbibliothek	28 P.	262 M.
19.11.1975	Regensburg	Zentralbibliothek	27 P.	271 M.
10.11.1976	Regensburg	Zentralbibliothek	31 P.	303 M.
09.11.1977	Regensburg	Zentralbibliothek	29 P.	353 M.
13.12.1978	Regensburg	Zentralbibliothek	42 P.	400 M.
28.11.1979	Regensburg	Zentralbibliothek	28 P.	374 M.
26.11.1980	Regensburg	Zentralbibliothek	43 P.	384 M.
16.12.1981	Regensburg	Zentralbibliothek	35 P.	388 M.
06.10.1982	Regensburg	Zentralbibliothek	45 P.	406 M.
26.10.1983	Regensburg	Zentralbibliothek	41 P.	411 M.
28.11.1984	Regensburg	Zentralbibliothek	38 P.	423 M.
11.12.1985	Regensburg	Zentralbibliothek	41 P.	428 M.
26.11.1986	Regensburg	Zentralbibliothek	43 P.	441 M.
25.11.1987	Regensburg	Zentralbibliothek	48 P.	438 M.
06.07.1988	Regensburg	Zentralbibliothek	32 P.	448 M.
31.05.1989	Regensburg	Zentralbibliothek	34 P.	453 M.
19.09.1990	Regensburg	Zentralbibliothek	39 P.	473 M.
27.11.1991	Regensburg	Zentralbibliothek	50 P.	472 M.
02.12.1992	Regensburg	Zentralbibliothek	52 P.	457 M.
08.12.1993	Regensburg	Zentralbibliothek	51 P.	464 M.
20.07.1994	Regensburg	Zentralbibliothek	43 P.	458 M.
19.07.1995	Regensburg	Zentralbibliothek	45 P.	464 M.
04.12.1996	Regensburg	Zentralbibliothek	52 P.	461 M.
23.07.1997	Regensburg	Zentralbibliothek	42 P.	455 M.
25.11.1998	Regensburg	Zentralbibliothek	47 P.	447 M.
14.07.1999	Regensburg	Zentralbibliothek	43 P.	445 M.
19.07.2000	Regensburg	Zentralbibliothek	39 P.	441 M.
25.07.2001	Regensburg	Zentralbibliothek	49 P.	439 M.
10.07.2002	Regensburg	Zentralbibliothek	41 P.	432 M.
23.07.2003	Regensburg	Zentralbibliothek	61 P.	424 M.
07.07.2004	Regensburg	Domkapitelhaus	40 P.	418 M.
27.07.2005	Regensburg	Zentralbibliothek	48 P.	400 M.
03.07.2006	Regensburg	Zentralbibliothek	40 P.	397 M.
19.07.2007	Regensburg	Zentralbibliothek	47 P.	393 M.

³⁶ Angaben nach BZAR, OA-Gen 1982–2002 Nr. 853.13; Registratur des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte.

18.07.2008	Regensburg	Zentralbibliothek	38 P.	387 M.
15.07.2009	Regensburg	Zentralbibliothek	39 P.	381 M.
28.07.2010	Regensburg	Zentralbibliothek	35 P.	368 M.
19.07.2011	Regensburg	Zentralbibliothek	37 P.	370 M.
11.07.2012	Regensburg	Zentralbibliothek	35 P.	363 M.
12.06.2013	Regensburg	Zentralbibliothek	53 P.	358 M.
23.07.2014	Regensburg	Zentralbibliothek	45 P.	352 M.
24.06.2015	Regensburg	Zentralbibliothek	39 P.	346 M.
14.07.2016	Regensburg	Zentralbibliothek	38 P.	339 M.

*Zuschüsse aus Diözesansteuermitteln*³⁷

1973	10.000 DM	1987	30.000 DM	1999	30.000 DM
1975	10.000 DM	1988	30.000 DM	2000	26.700 DM
1976	15.000 DM	1989	30.000 DM	2001	27.500 DM
1977	20.000 DM	1990	55.000 DM	2002	14.100 Euro
1978	10.000 DM	1991	30.000 DM	2003	14.100 Euro
1979	12.500 DM	1992	30.000 DM	2004	13.350 Euro
1980	15.200 DM	1993	30.000 DM	2005	12.700 Euro
1981	15.800 DM	1994	31.000 DM	2006	12.700 Euro
1982	16.600 DM	1995	35.000 DM	2007	13.100 Euro
1983	17.200 DM	1996	35.000 DM	2008	13.500 Euro
1984	17.000 DM	1997	35.000 DM	2009	13.900 Euro
1985	17.000 DM	1998	30.000 DM	2010	13.250 Euro
1986	17.000 DM				

Vorstände des „Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte“

P. Wilhelm Fink OSB, Metten	1925– (1957)
Franz Heidingsfelder	1925– († 1942)

Vorstände des „Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte“³⁸

Protektor	Bischof Rudolf Graber	1967–1982
	Bischof Manfred Müller	1982–2002
	Bischof Gerhard Ludwig Müller	2002–2012
	Bischof Rudolf Voderholzer	2012–ad multos annos!
1. Vorsitzender	Prof. Georg Schwaiger	1967–1996
	Dr. Paul Mai	1996–2017
	Dr. Josef Ammer	2017–ad multos annos!
2. Vorsitzender	Prof. Joseph Staber	1967–1976
	Dr. Paul Mai	1976–1996
	Prof. Karl Hausberger	1996–2017
	Dr. Werner Schrüfer	2017–ad multos annos!

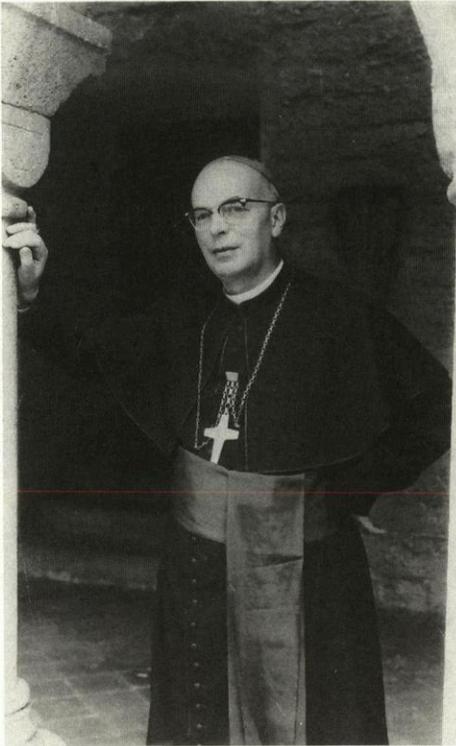
³⁷ Angaben nach BZAR, OA-Gen 1982–2002 Nr. 853.13.

³⁸ Angaben laut Registratur des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte im BZAR.

Schriftführer	Dr. Paul Mai	1967–1976
	Dr. Wilhelm Gegenfurtner	1976–1992
	Dr. Werner Chrobak	1992–2017
	Dr. Camilla Weber	2017–ad multos annos!

Kassier	Joseph Fischer	1967–1969
	Dr. Max Hopfner	1969–2017
	Ulrich Kaiser	2017–ad multos annos!

Kuratorium 1967	Joseph Hiltl, Weihbischof (Regensburg)
	Johann Baptist Lehner, Archivdirektor (Regensburg) († 1971)
	Joseph Kraus, Prälat (Waldmünchen)
	Franz Xaver Hiltl, Gymnasialprofessor
	Martin Kraus, Kanonikus der Alten Kapelle
	Joseph Pongratz, BGR (Furth im Wald)
	Joseph Heigl, BGR (Falkenstein)
	Dr. Martin Fitzthum OPraem., Oberstudienrat (Amberg)
Franz Diethauer, Pfarrer (Rottenburg a. d. Laaber)	
Wilhelm Kraus, Pfarrer (Steinsberg)	



Rudolf Graber



P. Wilhelm Fink OSB, Metten

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Prof. em. Dr. Konrad Baumgartner, Regensburg

Prof. em. Dr. Karl Hausberger, Mitterfels

Prof. em. Dr. Johannes Hofmann, Regensburg

Nico Pietschmann M.A., Wolfratshausen

Dr. Camilla Weber, Archiv- und Bibliotheksdirektorin, Regensburg

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES BISTUMS REGENSBURG

Herausgegeben von Georg Schwaiger, Joseph Staber (†), Paul Mai
und Karl Hausberger

Band 1 (1967):

G. Schwaiger: Fürstprimas Carl Theodor von Dalberg. – Ignatius von Senestréy, Bischof von Regensburg. Eine Selbstbiographie. Hrsg. von P. Mai. – K. Jockwig: Die Volksmission der Redemptoristen in Bayern von 1843 bis 1873.

Band 2 (1968):

P. Mai: Predigtstiftungen des späten Mittelalters im Bistum Regensburg. – G. Stahl: Die Wallfahrt zur Schönen Maria in Regensburg. – J. Sagmeister: Propst Johann Georg Seidenbusch von Aufhausen (1641–1729).

Band 3 (1969):

S. Federhofer: Albert von Törring, Fürstbischof von Regensburg (1613–1649). – G. Maier-Kren: Die bayerischen Barockprälaten und ihre Kirchen.

Band 4 (1970):

M. Weitlauff: Kardinal Johann Theodor von Bayern (1703–1763).

Band 5 (1971):

H. Becker: Gamalbertus von Michaelsbuch. – W. Hartinger: Die Wallfahrt Neukirchen bei heilig Blut. – L. Hammermayer: Das Regensburger Schottenkloster des 19. Jahrhunderts.

Band 6 (1972):

Regensburg und Böhmen. Festschrift zur Tausendjahrfeier des Regierungsantrittes Bischof Wolfgangs von Regensburg und der Errichtung des Bistums Prag.

Band 7 (1973):

R. Graber: Predigten und Ansprachen zum Wolfgangsjubiläum 1972. – G. Schwaiger: Der Heilige in der Welt des frühen Mittelalters. – J. Staber: Religionsgeschichtliche Bemerkungen zum Ursprung der Marienwallfahrten im Bistum Regensburg. – K. Hausberger: Gottfried Langwerth von Simmern (1669–1741), Bistumsadministrator und Weihbischof zu Regensburg.

Band 8 (1974):

G. Schwaiger: Bayern und das Papsttum. – K. Gamber: Liturgiebücher der Regensburger Kirche aus der Zeit der Agilolfinger und Karolinger. – K. Gamber: Die Meßfeier im Herzogtum der Agilolfinger im 6. und 7. Jahrhundert. – A. Hubel: Der Erminoldmeister und die deutsche Skulptur des 13. Jahrhunderts.

Band 9 (1975):

O. Rieß: Die Abtei Weltenburg zwischen Dreißigjährigem Krieg und Säkularisation (1626–1803).

Band 10 (1976):

Der Regensburger Dom.

Band 11 (1977):

K. Gamber: Der Zeno-Kult in Regensburg. Ein Beitrag zur Geschichte des frühen Christentums in Bayern. – K. Gamber: Das Superhumale der Regensburger Bischöfe in seiner liturgiegeschichtlichen Entwicklung. – J. Hofman: Die Anfänge der Pfarrei Rudelzhausen. Ein Überblick über ihre Geschichte vom 8. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. – G. Schwaiger: Das Kloster Weltenburg in der Geschichte. – G. Schwaiger: Kirche und Kultur im alten Bayern. – W. Gegenfurtner: Jesuiten in der Oberpfalz. Ihr Wirken und ihr Beitrag zur Rekatholisierung in den oberpfälzischen Landen (1621–1650).

Band 12 (1978):

Klöster und Orden im Bistum Regensburg.

Band 13 (1979):

G. Schwaiger: Pietas. Zur Geschichte der Frömmigkeit in der Bischofsstadt Regensburg. – K. Gamber: Der „Grabstein“ der Sarmannina. Gab es Märtyrer im römischen Reginum? – A. Döring: St. Salvator in Bettbrunn. – M. Hopfner: Synodale Vorgänge im Bistum Regensburg und in der Kirchenprovinz Salzburg. – O. Merl: 300 Jahre Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau vom Kreuzberg Schwandorf (1679–1979).

Band 14 (1980):

G. Schwaiger: Albertus Magnus in der Welt des hohen Mittelalters. – P. Mai: Albertus Magnus als Bischof von Regensburg. – J. Auer: Albertus Magnus als Philosoph und Theologe. – H. Altner: Albertus Magnus als Naturwissenschaftler in seiner Zeit. – P. Mai: Die Verehrung Alberts des Großen im Bistum Regensburg. – J. Gruber: Das Oratorium der Nerianer in Aufhausen. – S. Raasch: Restauration und Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert.

Band 15 (1981):

Das Bistum Regensburg im Dritten Reich.

Band 16 (1982):

Johann Michael Sailer und seine Zeit.

Band 17 (1983):

Studien zur Kirchen- und Kunstgeschichte Regensburgs.

Band 18 (1984):

P. Mai und M. Popp: Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1508. – K. Hausberger: Der hl. Karl Borromäus und seine Verehrung im Bistum Regensburg. – P. Mai: Der Orden der Paulaner in der Oberpfalz. – K. Hausberger: Klemens Maria Hofbauer (1751–1820) und die katholische Restauration in Österreich. – G. Schwaiger: Kontinuität im Umbruch der Zeit. Beobachtungen zu kritischen Punkten der bayerischen Kirchengeschichte.

Band 19 (1985):

O. Röhrer-Ertl: Der St. Emmeram-Fall. Abhandlung und Berichte zur Identifikation der Individuen I und II aus der Pfarrkirche St. Emmeram in Regensburg mit dem Hl. Emmeram und Hugo. – H. Schlemmer: Eine barocke Benedictusvita als Bildprogramm im Refektorium der ehemaligen Reichsabtei St. Emmeram in Regensburg. – M. Feuchtnr: St. Eberhard – Erzbischof von Salzburg. – A. Schmid: Die Anfänge des Klosters Pettendorf. – J. Hanauer: Der Teufelsbanner und Wunderheiler Johann Joseph Gaßner (1727–1779). – P. Mai: 100 Jahre Knabenseminar St. Wolfgang in Straubing.

Band 20 (1986):

G. Schrott: Die historiographische Bedeutung der Waldsassener Fundationes. – B. Kühl: Die Dominikanerkirche in Regensburg. Studien zur Architektur der Bettelorden im 13. Jahrhundert in Deutschland. – M. Weber: Konrad v. Megenberg, Leben und Werk. – S. Klemm: Studien zum Glockenturm von St. Emmeram in Regensburg. – T. Emmerig: Wolfgang Joseph Emmerig (1772–1839). – A. Sauer: Pastorale Bemühungen im Bistum Regensburg um den Gemeindegesang in der Messfeier im 20. Jahrhundert.

Band 21 (1987):

E. Herrmann: Ein Mirakeltraktat des 14. Jahrhunderts aus Kloster Waldsassen. – P. Mai: Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1526. – O. Schmidt: Beiträge zur Reformationsgeschichte Ambergs. – A. Scharnagl: 150 Jahre Regensburger Domorgel. – R. Braun: Der Sulzbacher Kalender (1841–1915). – P. Mai: 75 Jahre Katholischer Jugendfürsorgeverein im Bistum Regensburg. – H. Fleischmann: Der Bund Neudeutschland in Ostbayern während der NS-Zeit.

Band 22 (1988):

A. Loichinger: Melchior Diepenbrock. Seine Jugend und sein Wirken im Bistum Regensburg (1798–1845).

Band 23/24 I (1989) II (1990):

Lebensbilder aus der Geschichte des Bistums Regensburg.

Band 25 (1991):

A. Hilz: Die Minderbrüder von St. Salvator in Regensburg (1226–1810).

Band 26 (1992):

D. O'Riain-Raedel: Das Nekrolog der irischen Schottenklöster. – G. Schrott: Die Altäre des Klosters Waldsassen im Mittelalter. – M. Popp: Das Register caritativi subsidii des Johann von Trebra (1482). – B. Möckershoff: Passionsprozession und Passionsspiel im Bistum Regensburg im Spätbarock. – G. Schwaiger: Die Statusberichte über das Bistum Regensburg von 1824 und 1835. – K. Hausberger: Streiflichter auf die seelsorgerliche, soziale und wirtschaftliche Situation im Bayerischen Wald zu Anfang unseres Jahrhunderts aus der Feder des Kooperators Dr. Johann Markstaller. – M. Eder: Teufelsglaube, „Besessenheit“ und Exorzismus in Deggendorf (1785–1791). – P. Mai: Die historischen Diözesanmatrikeln im Bistum Regensburg.

Band 27 (1993):

P. Mai: Das Bistum Regensburg in der Bayerischen Visitation von 1559.

Band 28 (1994):

Wallfahrten im Bistum Regensburg.

Band 29 (1995):

P. Mai: Prälat Prof. Dr. Georg Schwaiger - zum 70. Geburtstag. – P. Mai: Bemerkungen zur Taufe der 14 böhmischen duces im Jahre 845. – K.-J. Benz: St. Wolfgang und die Feier der hl. Liturgie in Regensburg. – K. Hausberger: Die Weihbischöfe im Bistum Regensburg vom Mittelalter bis zur Säkularisation. – M. Hopfner: Gravamina und Berichte der Dekanate und Stifte für die Synoden 1537 und 1548. – S. Wittmer: Protestanten in kath. Kirchenbüchern des oberpfälzischen Teiles des Bistums Regensburg (1554–1654). – W. Chrobak: Das St. Niklas-Spital zu Regensburg. – B. Möckershoff: Die Stiftungen des Regensburger Domkapitels. – G. Schrott: Der „CATALOGUS RELIGIOSORUM Waldsassensium a RESTITUTIONE monasterii 1669“. – J. Güntner: Der Stiftskalender von St. Johann in Regensburg. – J. Gruber: Der St. Vincentius-Verein und Apolonia Diepenbrock. – P. Mai: Das Alten- und Pflegeheim St. Josef im Deutschordenshaus St. Ägid in Regensburg.

Band 30 (1996):

M. Popp: Das Registrum caritativi subsidii von 1438 als Geschichtsquelle. – M. Lommer: Eine Vergegenwärtigung reformatorischer Alltagsrealität im Bistum Regensburg. – S. Wittmer: Prädikanten in katholischen Kirchenbüchern des oberpfälzischen Teiles des Bistums Regensburg (1554–1654). – R. Dittrich: Franz Xaver Witt und Richard Wagner. Anmerkungen zu zwei Briefen von Richard und Cosima Wagner aus dem Nachlaß von Franz Xaver Witt in der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg. – J. Hoyer: Die thematischen Kataloge der Musikhandschriften in der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg.

Band 31 (1997):

D. Hagen: Die politische Behauptung des Hochstifts Regensburg zwischen Reich, Bayern und Bürgertum im 13. Jahrhundert. – F. Fuchs: Überlegungen zur Bedeutung der mittelalterlichen Steinmetzzeichen am Beispiel des Regensburger Domes. – J. Güntner: Die Feier der Gottesdienste am Kollegiatstift St. Johann zu Regensburg im 16. Jahrhundert. – W. Gegenfurtner: Der heilige Petrus Canisius - Sein Leben und Wirken im Bistum Regensburg. – P. S. C. Caston: Die Brüstung zum unteren Laufgang im Nordquerhaus des Regensburger Domes. – H.-J. Genge: Die Totenrotelsammlung von St. Emmeram in der Staatlichen Bibliothek Regensburg. – M. Eder: Zwei Jahrhunderte Caritasgeschichte im Bistum Regensburg. – O. Schmidt: Die Salesianer des heiligen Don Bosco in Amberg 1930–1937. Jugenderziehung in der NS-Zeit.

Band 32 (1998):

M. Lommer: Kirche und Geisteskultur in Sulzbach bis zur Einführung der Reformation.

Band 33 (1999):

R. Probst: Die Regensburger und die Prüfeninger Annalen. – C. Plätzer: Das Kreuz, das Recht und die Steuer. Eine Studie zum Verlauf der Jurisdiktionsstreitigkeiten zwischen Bischof und Rat von Regensburg im 16. Jahrhundert. – F. Markmiller: Niederbayerische Pfarreien des Isar-, Vils-, Kollbach-, Bina- und Aitrachtals im Reformationszeitalter. – M. Mögele: Die Wallfahrtsmedaillen Maria Krönung. – C. Schmuck: Die Bilder der Minoritenkirche in Regensburg. – U. Lehner: Max Prokop von Törring-Jettenbach und die Geschichte des Kollegiatstiftes Pfaffmünster-Straubing. – E. Trapp: Barbara Popp (1802–1870). – W. Chrobak: Die Ehrenrechte den Entehrten wiedergegeben!

Band 34 (2000):

Das Kollegiatstift Unserer Lieben Frau zur Alten Kapelle in Regensburg.

Band 35 (2001):

Von Aresing bis Regensburg – Festschrift zum 250. Geburtstag von Johann Michael Sailer am 17. November 2001.

Band 36 (2002):

Th. Paringer: Die Rombeziehungen des exemten Reichsstifts St. Emmeram zu Regensburg in der frühen Neuzeit. – T. Appl: Wolfgang II. von Hausen (1600–1613). Ein Regensburger Reformbischof am Beginn des 17. Jahrhunderts. – B. E. Ernberger: Die katholischen Burschen. Der katholische Burschenverein – Profil eines Vereins. – J. Gerl: Überlegungen zur Baugeschichte der Wallfahrtskirche St. Ottilia zu Hellring. – W. Schröfer: Man nannte ihn Goschen-Jackl. Biographisches und Zeitgeschichtliches zu Jakob Wagner (1871–1938): Prediger, Pfarrer und Politiker. – C. Weber: Cantantibus organis. 100 Jahre Cäcilienkirche Regensburg. – D. Schwaiger: Das Exerzitenhaus Werdenfels im Zweiten Weltkrieg. – K. Baumgartner: Ein Aventinus des 20. Jahrhunderts. Laudatio bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde in Kath. Theologie durch die Universität Regensburg von Herrn Uni.-Prof. Prälat Dr. Georg Schwaiger. – Schriftenverzeichnis von Georg Schwaiger.

Band 37 (2003):

F.-H. von Hye: Brixen und Regensburg – historische Bezüge und ein spätgotischer Wappenstein in Regensburg. – J. D. von Pechmann: Zur Entstehungsgeschichte der Kirche zur Hl. Theresia von Avila zu Marktredwitz. – C. Weber: Nicht nur Römer in Eining. Spuren großer Kriege in der Umgebung einer kleinen Landpfarrei. – K. Hausberger: Lyzeum – Philosophisch-Theologische Hochschule – Klerikalseminar. Ein Streifzug durch die Geschichte der Priesterausbildungsstätten in Regensburg. – J. Gruber: Valentin Anton v. Schneid, Weihbischof in Regensburg (1779–1802). – J. Gruber: Joseph Konrad Freiherr v. Schroffenberg, letzter Fürstbischof von Regensburg (1790–1802/03). Das Bistum Regensburg am Vorabend der Säkularisation. – W. Chrobak: Die Säkularisation der Klöster im Bereich der heutigen Stadt Regensburg. – V. Sehy: Der heruntergezogene Himmel. Johann Michael Sailer als Prediger und Predigtlehrer. – U. Philipp: „Unseren lieben Heiland in seinen Kranken zu pflegen“. Die sozialfürsorgerischen Tätigkeiten Apollonia Diepenbrocks in Regensburg (1834–1880). – J. Ammer: Das Kollegiatstift zu den Hll. Johannes Baptista und Johannes Evangelista im Spiegel des „Oberhirtlichen Verordnungs=Blattes für das Bisthum Regensburg“ bzw. des „Amtsblattes für die Diözese Regensburg“. – R. Dittrich: Das Motuproprio Pius X. und die Anfänge der Regensburger Kirchenmusikreform. Ein Beitrag zum 100-jährigen Jubiläum des Motu proprio und zum 150-jährigen der Musica Divina von Carl Proske. – J. Mayerhofer: Die Seelsorge an Kriegsgefangenen und ausländischen Zivilarbeitern im Bistum Regensburg während des Zweiten Weltkriegs. – P. Mai: Zwangsarbeiter in Einrichtungen der katholischen Kirche im Bistum Regensburg 1939–1945.

Band 38 (2004):

Waldsassen. 300 Jahre Barockkirche.

Band 39 (2005):

Kulturarbeit und Kirche. Festschrift Msgr. Dr. Paul Mai zum 70. Geburtstag.

Band 40 (2006):

S. Wittmer: Die Regensburger, Augsburg und Nördlinger Barfüßer im späten Mittelalter. – C. Deutsch: Iudex ordinarius und vicarius generalis. Die Neuordnung der Regensburger Diözesengerichtbarkeit durch Administrator Johann III., Pfalzgraf bei Rhein (1507–1538). – M. G. Kroiß: Die spätgotischen Fresken in der ehemaligen Karmelitenkirche von Abensberg. Darstellung und Bedeutung der Kommunion unter beiderlei Gestalten. – F.-H. v. Hye: Regensburg und einige seiner heraldischen Denkmale – ein Spiegelbild der Konzentration mächtiger großer und weniger mächtiger kleiner, wappenführender Reichsstände des Heiligen Römischen Reiches. – J. Gruber: Das Schottenkloster St. Jakob in Regensburg vom 16. Jahrhundert bis zu seiner Aufhebung 1862. – G. Schrott: Ein Visitationsbericht des Waldsassener Superiors Nivard Christoph aus dem Jahr 1690. – C. Weber: Brände, Baufälle, Reparaturen. Die Baugeschichte des Pfarrhofes Gottfrieding als Sozialgeschichte einer niederbayerischen Landpfarre. – J. Schaber: Die Augustinus-Rezeption Johann Michael Sailers und seiner Schüler Alois Gügler und Joseph Widmer. – N. Möckershoff: „Der Geist aber ist der gleiche geblieben ...“. Der Vinzentius-Verein Regensburg e. V. – K. Hausberger: Das säkularisierte Regensburger Schottenkloster St. Jakob als Heimstätte des Priesterseminars seit 1872. – W. Chrobak: Joseph Karl Andreas Senestréy (1820–1901). Bayerischer Landtagsabgeordneter (1855–1858, 1869–1881) und Reichstagsabgeordneter (1874–1890). – J. Ammer: Stadthof im Spiegel des „Oberhirtlichen Verordnungs=Blattes für das Bisthum Regensburg“, unter Berücksichtigung der St. Katharina-Spitalpfarre sowie der Pfarreien Winzer und Steinweg. – K. Hausberger: Max Reger (1862–1936), heftig umstrittener Regensburger Priesterseminars in der Weimarer Zeit. Eine Lebensskizze und zugleich ein Beitrag zur Personalpolitik in der Amtszeit der Bischöfe Senestréy und Henle. – K. Hausberger: Die Philosophisch-Theologische Hochschule Regensburg in der Zeit des Nationalsozialismus. Eine erste Bestandsaufnahme.

Band 41 (2007):

E. Feistner: Vom „Predigtbuch“ des Priesters Konrad in Regensburg: Blicke in eine volkssprachliche Predigtwerkstatt um 1200. – P. Mai: Heilumsschau und Reliquienkult im spätmittelalterlichen Regensburg. – T. Köppl: Pfarrgeschichte von Lambertsneukirchen. – O. Raith: Das Epitaph der Maria Theresia von Sandzell, Fürstäbtissin von Obermünster. – M. Wolf: Johann Nepomuk von Wolf (1743–1829) – Ein Priester- und Bischofsleben in der „Zeitenwende“. – P. Scheuchenpflug: Die Privatbibliothek des Bischofs Johann Michael von Sailer. – C. Weber: Georg Ott (1811–1885), Dekan in Abensberg – Ein Bestsellerautor des späten „Geistlichen Biedermeier“. – S. Wittmer: Das Alte Gymnasium Regensburg in der Zeit des Nationalsozialismus. – J. Gruber: Ausstellungen von Archiv, Bibliothek und Kunstsammlungen des Bistums Regensburg anlässlich des Besuches von Papst Benedikt XVI. – F. Weber: Die Kirchenmusik beim Papstbesuch.

Band 42 (2008):

J. Gruber: Geschichte des Stiftes Obermünster in Regensburg. – P. Schmid: Königin Hemma und Obermünster in Regensburg. – F. v. Klimstein: Die Äbtissinnen von Obermünster. – O. Raith: Die erhaltenen Grabmäler der Äbtissinnen von Obermünster. – P. Mai: Eine Sammelhandschrift zum Besitz von Obermünster zu Regensburg. Ein Beitrag zur Verwaltungsgeschichte des Reichsstifts. – St. Acht: Weih St. Peter, ein Benediktinerpriorat auf dem Territorium von Obermünster. – K. Eichler: Die ehemalige Damenstiftskirche Obermünster (Mariä Himmelfahrt). – W. Chrobak: Der Inkluse Mercherdach – Literarische Überlieferung und seine Zelle/Kapelle in Obermünster. – J. Gruber: Pfarreien des Stiftes Obermünster in Regensburg. – F. v. Klimstein: Das Wappen des gefürsteten Damenstifts Obermünster. – H. E. Boshof: Fest

und Alltag in einem spätmittelalterlichen Damenstift. Das Reichsstift Obermünster in Regensburg im Spiegel seiner Rechnungen. – E. Feistner: Höfische Repräsentation und religiöse Selbstinszenierung. Raumgreifende Höhepunkte im Kirchenjahr der Kanonissen des Reichsstifts Obermünster. – B. Lübberts: „Iniquum et absurdum est, ut novi praeferantur antiquis.“ Die Rangstreitigkeiten zwischen den hochadeligen Damenstiften Nieder- und Obermünster in Regensburg und ihr Höhepunkt im ausgehenden 17. Jahrhundert. – A. Schmid: Das Reichsstift Obermünster zu Regensburg am Ausgang des 18. Jahrhunderts. – J. Gerl: Das Eremitorium des ehemaligen Regensburger Kapuzinerklosters St. Matthias im Obermünsterbezirk. – F. Fuchs: Kopffragment einer romanischen Christusfigur aus Obermünster. – H. Reidel: Die Deckenbilder von Melchior Steidl in der ehemaligen Stiftskirche Obermünster. – G. Schrott: Architektur einer Leichenpredigt. Fürstäbtissin Maria Theresia von Obermünster als „Preiß-würdigste Bau-Meisterin“. – P. Morsbach: Die Häuser und Stiftsgebäude des Damenstifts Obermünster. Topographische, städtebauliche und baugeschichtliche Anmerkungen. – H. v. Sperl: Die Brauerei in Obermünster zu Regensburg von der Gründung bis zur Auflösung. – J. Mayerhofer: Das Klerikalseminar St. Wolfgang in Obermünster (1823–1872). – S. Wittmer: Das Bischöfliche Knabenseminar Obermünster in Regensburg (1882–1945). – R. Dittrich: Musik und Musiker im Knabenseminar Obermünster. Die Musikpräfekten seit Theobald Schrems. – J. Mayerhofer: Das Bischöfliche Zentralarchiv und das Matrikelamt in den Mauern von Obermünster. – W. Chrobak: Der Neubau der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg und die Einrichtung der Diözesanstelle des St. Michaelsbundes. – J. Mayerhofer: Marienlob in der Ruine von Obermünster.

Band 43 (2009):

A. Merkt: Splendens patria. Die „Vita Severini“ (um 511) über irdische und himmlische Heimat. – A. Schmid: Herzogin Judith von Bayern († nach 985). – F. Jürgensmeier: Erzbischof Konrad von Wittelsbach (1161–1165; 1183–1200) und die Klöster im Spiegel seiner Mainzer Urkunden. – J. Pilvousek: Von der Patronin Schlesiens zur Mittlerin zwischen Deutschen und Polen. Zum Kult und der Verehrung der hl. Hedwig (um 1174–1243) in SBZ/DDR. – K. Ganzer: Die Herzöge von Bayern und das Regensburger Religionsgespräch von 1541. – U. G. Leinsle: Jacobus Pontanus SJ (1542–1626). Humanismus und „pietas“ in der Spätrenaissance. – A. Fischer: „Multa tulit fecitque“. P. Ludwig Luz SJ (1599–1665) – Stationen eines Lehrers und Seelsorgers im Dienste der katholischen (Bildungs-)Reform. – M. Heim: Kurfürst Ferdinand Maria (1651–1679). Grundzüge eines bayerischen Christen- und Herrscherlebens. – J. Gruber: Andreas Ulrich Mayer (1732–1802), ein geistlicher Universalgelehrter und Autor der katholischen Aufklärung. – J. Kirchinger: Franz Xaver Prechtel (1741–1803): Pfarrer und „Mitgemeiner“ in Martinsbuch. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des bayerischen Landklerus in der Frühen Neuzeit. – K. Baumgartner: Johann Michael Sailer (1751–1832) und die gräfliche Familie zu Stolberg-Wernigerode – eine geistliche Freundschaft. – C. Weber: Johann Baptist Stephan Raith (1776–1837), Pfarrer von Wondreb. Ein oberpfälzisches Priesterleben im Schatten der Säkularisation. – W. Schrüfer: Von Flucht, Knabenschändung und „angeregten Reformen“. Streiflichter aus der ungewöhnlichen Lebensgeschichte des bayerischen Deutschkatholiken Joseph Aigner (1792–1867). – M. Mitschke: Johann Baptist Zarbl (1794–1862). Stadtpfarrer in Landshut und Dompropst in Regensburg. – M. Kaufmann: „Episcopus et custos“? Bischof Ignatius von Senestréy (1818–1906) und die Benediktinerabtei Metten. – A. Landersdorfer: Antonius von Thoma – Bischof von Passau (1889), Erzbischof von München und Freising (1889–1897) – ein Königskind? – M. Weitlauff: John Lord Acton (1834–1902) und Ignaz von Döllinger (1799–1890). – M. Lommer: „... auch wenn Sie sonst nichts zu tun hätten und ein hohes Alter erreichen würden...“. Franz Seraph Kutschenreiter (1849–1921), ein Regionalhistoriker im Talar. – H. H. Schwedt: Joseph Schröder (1849–1903) und der Amerikanismus 1897. Aus der Briefmappe des Kardinals Andreas Steinhuber. – G. Schwarzweller-Madl: Fels in der Brandung und Stein des Anstoßes: Der Würzburger Apologet Herman Schell (1850–1906) als Überwinder neuscholastischer Engführungen in der Christologie. – K. Geisenfelder: Der Amberger Seminar- und Religionslehrer Dr. Anton Beck (1857–1921) auf der Suche nach Mönchen für das verwaiste Kloster Rohr. – M. Eder: Dr. Johann Martin Kenner-

knecht (1863–1912) und Karl Färber (1888–1979). – Zwei Theologenschicksale im Zeichen des Antimodernisteneides von 1910. – H. Madl: Pater Coelestin Maier (1871–1935). Gründerabt des Missionsklosters Schweiklberg und Apostolischer Administrator in temporalibus der Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien. – O. Weiss: Der Seelenwurm. Dr. Alois Wurm (1874–1968), Herausgeber der Zeitschrift „Seele“. – A. Seigfried: Die Seherkinder von Mettenbuch. – Vom schwebenden „Adventslichtlein“ zum niederbayerischen Lourdes (1876–1878). – E. Garhammer: Konrad Graf von Preysing (1880–1950) – der einsame Bischof von Berlin. – H. Immenkötter: Sr. Maria Josephine (Mathilde) Lederer OSF (1886–1944). Generaloberin der Franziskanerinnen von Maria Stern 1936–1944.

Band 44 (2010):

J. Gruber: Die Gründung des Bistums Bamberg 1007 durch Heinrich II. und die Beziehungen zur Alten Kapelle in Regensburg. – J. Bärsch: QUEM QUERITIS IN SEPULCHRO? Liturgie- und frömmigkeitgeschichtliche Aspekte der Feier von Ostern im Mittelalter. – J. Gruber: Konrad von Megenberg (1309–1374). Regensburger Domherr, Dompfarrer und Gelehrter. Zum 700. Geburtstag. – C. Weber: Aktenberge, Geldsorgen und schlechte Straßen. Aus dem Leben eines bischöflichen Registrators im 17. Jahrhundert. – G. Schrott: „Der zur Erden gefallene Jacobs-Stab“ – Johann Georg Seidenbuschs Epicedium für den Regensburger Schottenabt Placidus Fleming († 1720). – J. Ammer: Die personelle Zusammensetzung des bischöflichen Konsistoriums Regensburg seit dem Bayerischen Konkordat von 1817. – P. Scheuchenpflug: Johann Michael Sailer (1751–1832) – „plus qu’un maître spirituell“ Anmerkungen zur Sailerbiographie von Monique Bouic. – R. Schmidt: Eine Kallmünzer Chronik aus dem frühen 19. Jahrhundert. – W. Schrüfer: „Es ist der gute Hemauer!“ – Spuren eines außergewöhnlichen Priesterlebens im Regensburg des 19. Jahrhunderts. – D. Haberl: „Labore et Constantia“ – Das „Leitmotiv“ im Leben von Franz Xaver Haberl. Ein Beitrag zu seinem 100. Todestag. – J. Libbert: Vom Privatunterricht zur Musikhochschule. Die Kirchenmusikschule Regensburg von ihren Anfängen bis zu ihrer Errichtung als Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik im Jahr 2001. – S. Wittmer: Das Bischöfliche Knabenseminar Obermünster in Regensburg (1945–1969).

Band 45 (2011):

W. Minaty: Post sex! Post sex? Wieder am Tageslicht – Eine merkwürdige Legende des hl. Wolfgang. – K. Hausberger: Albertus Magnus (um 1200–1280). Annäherungsversuch an den Universalgelehrten auf dem Regensburger Bischofsstuhl. – P. Mai: Das Bruderschaftswesen in der Oberpfalz. – H. v. Sperl: Geschichte der Brauerei Bischofshof (1649–2009). – L-R. Dinkel: Fulgentius Kleiber (1773–1831), Ex-Augustiner – Pfarrer – Kanoniker. Ein Priesterleben in Regensburg im Kontext des politischen und kirchlichen Umbruchs, sowie ökonomischer und sozialer Krisen. – K. Hausberger: Die Errichtung des Regensburger Domkapitels neuer Ordnung (1817–1821). – K. Hausberger: Die Besetzung der höheren Kirchenämter an der Regensburger Bischofskurie im Jahrzehnt nach Sailers Tod (1832–1842). – F. Wagner: Franz Xaver Engelhart (1861–1924) als Referent des Cäcilienvereins-Katalogs. Zur Erinnerung an seinen 150. Geburtstag.

Band 46/1 (2012):

W. Vogl: Die Bayerischen Bischofskonferenzen 1850–1918 (1. Teil)

Band 46/2 (2012):

W. Vogl: Die Bayerischen Bischofskonferenzen 1850–1918 (2. Teil)

Band 47 (2013):

W. Chrobak: Gisela von Burgund († 20.07.1007). Gemahlin Herzog Heinrichs „des Zänkers“ von Bayern, bestattet in Regensburg-Niedermünster. – W. Chrobak: Groß, ehemalige Burg – vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Säkularisation Besitz des Deutschen Ordens. – M. Mayerhofer: Augsburgs Goldschmiedekunst für das Reichsstift Obermünster in Regensburg – zur Typologie des Maximilianischen Monstranzentypus. – K. Hausberger: Die Regensburger Fürstbischöfe David Kölderer von Burgstall (1567–1579), Johann Georg von Herber-

stein (1662–1663) und Adam Lorenz von Törring (1663–1666) im Spiegel ihrer Informativprozesse. – K. Hausberger: Satis dignus – valde dignus – dignissimus. Die Informativprozesse der fünf Regensburger Weihbischöfe der Frühen Neuzeit. – D. Schwaiger: Tod und Memoria des Regensburger Weihbischofs Gottfried Langwerth von Simmern. – A. M. Novelli - C. Weber - R. Dittrich: Ein unveröffentlichter Text von Giovanni Tebaldini, des ersten italienischen Schülers der Regensburger Kirchenmusikschule – Erinnerungen. – H. Moll: Der „Kreis der Märtyrer im Dienste von Konnersreuth“ (E. Boniface). Wahrheitssucher der NS-Zeit im Umkreis von Therese Neumann (1898–1962). – F. X. Dechant: Die Geschichte der katholischen Kirchengemeinde Mater Dolorosa-Regensburg seit 1926 und ihre Bedeutung für die ortsansässige Bevölkerung. – W. Chrobak - P. Mai: 200 Jahre Universität Breslau – Jubiläum und Rückblick. Breslauer Priester im Bistum Regensburg. – C. Weber: 40 Jahre Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg – Erfolgreicher Rückblick und Herausforderung für die Zukunft. – C. Schaller: „So war bald wieder das rechte universitäre Fluidum gefunden.“ Prof. Dr. Joseph Ratzinger in Regensburg.

Band 48 (2014):

K. Hausberger: Eine Diskontinuität ohnegleichen auf dem Stuhl des hl. Wolfgang: vier Bischofswahlen in einem Zeitraum von nur sechs Jahren (1662–1668). – J. Ammer: Veränderungen in der territorialen Gliederung des Bistums Regensburg seit dem Bayerischen Konkordat von 1817. – J. Fendl: Heimatforschung – Hebfeyer – Hitlerleute. Kirche, Dorf und Politik aus Perspektive des Pfarrers Karl Holzgartner anhand seines Tagebuches in Loitzendorf 1924–1934. – M. Wagner-Braun: Die LIGA Bank eG und die Pfründepachtstelle in Bayern. – J. Ammer: Das Bistum Regensburg und seine drei „böhmischen“ Dekanate (1939–1945). – K. Wohlgut: Georg Winkler (1879–1952) – Kirchenmaler in Ostbayern.

Band 49 (2015):

A. Schmid: Ludwig der Bayer und das Dominikanerinnenkloster Pettendorf. – P. Zelenková: Die Architektur des Prämonstratenserklosters in Mühlhausen im Kontext mit der romanischen Architektur in Regensburg. – P. Ring: Wissenschaftliche Analyse bezüglich der Baulast der Wallfahrtskirche Maria Schnee in Aufhausen. – K. Hausberger: Die Bischofswahlen von 1763 und 1769. – K. Hausberger: Kein Ruhmesblatt in den Annalen des Regensburger Domkapitels alter Ordnung: die Wahl des letzten Fürstbischofs 1790. – K. Baumgartner: Johann Michael Sailer und Napoleon Bonaparte „in den Tagen der Zertrümmerung“. – I. Kammerbauer: Das Wirken katholischer Frauenverbände der Diözese Regensburg im 20. Jahrhundert. – R. Vorderholzer: Verabschiedung von Archiv- und Bibliotheksdirektor Msgr. Dr. Paul Mai und Bibliotheksoberrat Dr. Werner Chrobak am 7. Oktober 2014.

Band 50 (2016):

Teil 1: Johann Michael Sailer – Neue Spuren. Beiträge des Festsymposiums anlässlich des 75. Geburtstages von Prof. Dr. Konrad Baumgartner. Herausgegeben von August Laumer
 A. Laumer: Vorwort des Herausgebers. – K. Baumgartner: Mein Weg mit Johann Michael Sailer. – K. Müller: Kongeniales zwischen Johann Michael Sailers Homiletik und der Philosophie des Frühidealismus. – A. Laumer: Johann Michael Sailers Bedeutung für Pastoraltheologie, Seelsorge und Caritas. – B. Lübbers: Sailer als Briefeschreiber. – E. Garhammer: „Wachen oder Überwachen?“ Sailer und Reisach – Vertreter von zwei unterschiedlichen Katholizismen. – K. Unterburger: Sailer und Senestrey – zwei unterschiedliche Regensburger Bischöfe. – P. Scheuchpflug: „Sailer 2032“ – Eine Vision? Auf dem Weg zu einer neuen Edition der gesammelten Werke Johann Michael Sailers. – A. Laumer: Der Entwurf eines Editionsplans für eine Sailer-Gesamtausgabe. – K. Baumgartner: „Sei gut, um der Freude wert zu sein.“ Ein verborgenes Kleinod von 1793 aus der Feder von Johann Michael Sailer.

Teil 2: Sonstige Beiträge

Th. Müller-Braband: Altes und Neues zum hl. Bischof Emmeram von Regensburg (7. Jahrhundert). – K. Hausberger: Ein wenig Trost und Ergötzung für erlittene Verluste. Das langwierige Ringen des Fürstbischofs Franz Wilhelm von Wartenberg um den Roten Hut. – C. Weber: Weih-

bischof Johann Baptist Hierl (1856–1936). Zum 160. Geburtstag und 80. Todestag. – A. Treiber: Aus dem Tagebuch (1940/41) von Pfarrer Georg Güntner: Weihnachten daheim – Ostern daheim. – J. Ammer: Kirchliche Ehrentitel für Kleriker im Bistum Regensburg. – J. Ammer: Die Regionen des Bistums Regensburg und ihre Regionaldekane.

BEIBÄNDE ZU DEN BEITRÄGEN ZUR GESCHICHTE DES BISTUMS REGENSBURG

Herausgegeben von Paul Mai und Karl Hausberger

Band 1 (1981):

F. Diethauer: Die Bildersprache des Regensburger Schottenportals.

Band 2 (1989):

F. Diethauer: Regensburg – Studien zum mittelalterlichen Bauwesen.

F. Diethauer: Romanische Steinmetzzeichen in und um Regensburg. – F. Diethauer: Das Doppelnischenportal von St. Emmeram in Regensburg.-Miscellanea zum gleichnamigen Buch von Günther Lorenz. – F. Diethauer: Die zeitlichen Anfänge des gotischen Doms zu Regensburg.

Band 3 (1990):

M. Heim: Des Erzdechanten Gedeon Forster Matrikel des Bistums Regensburg vom Jahre 1665.

Band 4 (1991):

W. Schnepf: Das Kollegiatstift zum Heiligen Geist in Essing (1367–1795).

Band 5 (1992):

M. Heim: Die Heckenstaller-Matrikel des Bistums Regensburg (1782–1787).

Band 6 (1993):

J. Hanauer: Die bayerischen Kurfürsten Maximilian I. und Ferdinand Maria und die katholische Restauration in der Oberpfalz.

Band 7 (1993):

M. Heim: Die Matrikel des Bistums Regensburg vom Jahre 1600.

Band 8 (1995):

J. Güntner: Aus dem Leben der Chorherren. Das Kollegiatstift St. Johann zu Regensburg im 18. und 19. Jahrhundert.

Band 9 (1996):

M. Heim: Die Beschreibung des Bistums Regensburg von 1723/24.

Band 10 (2000):

J. Gerl/K. Thümmel: Kunstgeschichtliche Arbeiten zum Bistum Regensburg.

J. Gerl: Zur Beurteilung mittelalterlicher Steinmetzzeichen am Beispiel der Regensburger Schottenkirche. – K. Thümmel: Der ORNATVS ECCLESIASTICVS/KirchenGeschmuck von Jakob Müller. Untersuchungen zu einem Handbuch über nachtridentinische Kirchenausstattung in der Diözese Regensburg.

Band 11 (2001):

Die Priesterbruderschaft St. Salvator zu Straubing. Studien zu ihrer Geschichte.

G. May: Die Bruderschaften im Recht der Kirche. – J. Gruber: Mittelalterliche Priesterbruderschaften unter besonderer Berücksichtigung des Bistums Regensburg. – R. Deutinger: Die Straubinger Priesterbruderschaft im späten Mittelalter. – S. Deutinger: Die Straubinger Priesterbruderschaft im konfessionellen Zeitalter (1520–1650). Beobachtungen zur Kontinuität katholischer Frömmigkeit zwischen Spätmittelalter und Barock. – A. Huber: Das Porträt und Konterfeibuch der Priesterbruderschaft von 1588. – L. Mödl: Kirche als Vermittlerin des „Gnädigen Gottes“ – Zur Spiritualitätsgeschichte der Straubinger Priesterbruderschaft im 18. Jahrhundert. – M. Wagner-Braun: Die Jahresrechnungen der Priesterbruderschaft St. Salvator bei St. Veit aus der Mitte des 19. Jahrhundert: eine wirtschafts-historische Perspektive. – U. Lehner/H. Lehner: Statistische Untersuchungen zur Mitgliederstruktur der Straubinger Priesterbruderschaft von 1702–1945. – D.-M. Krenn: „ad perpetuam memoriam“ – das Archiv der Straubinger Priesterbruderschaft und seine Geschichte. – H. Reidel: Anmerkungen zum ikonographischen Programm der Bruderschaftskirche St. Veit.

Band 12 (2003):

Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1589/90.

Band 13 (2004):

W. Schrüfer: Eine Kanzel ersten Ranges – Leben und Wirken der Regensburger Domprediger von 1773 bis 1962.

Band 14 (2005):

A. Schilling: St. Gilgen zu Regensburg. Eine Deutschordenskommande im territorialen Spannungsfeld (1210–1809).

Band 15 (2005):

J. Hoyer: Der Priestermusiker und Kirchenmusikreformer Franz Xaver Haberl (1840–1910) und sein Weg zur Musikwissenschaft.

Band 16 (2006):

F. Freitag: Max Prokop von Törring-Jettenbach als Fürstbischof von Regensburg (1787–1789) und Freising (1788–1789).

Band 17 (2007):

P. Mai: Rupert Kornmann (1757–1817). Letzter Abt von Prüfening. – M. Knedlik: Bibliographie der Veröffentlichungen Rupert Kornmanns. – D. Gerstl: Rupert Kornmann, Gottfried Valentin Mansinger und Immanuel Kant. Zu einem Porträt des Prüfeningener Abtes im Benediktinerkloster Metten und seinem Rahmen. – S. Kellner: „Ich trete nun samt den Meinigen von der bisherigen Laufbahn ab.“ Rupert Kornmann, Abt des Klosters Prüfening, wendet sich im März 1803 an den bayerischen Kurfürsten Max IV. Joseph. – G. Lorenz: *Neque tamen pecavit, quod mortuus est*. Das Grabdenkmal und das Kenotaph für Abt Rupert Kornmann († 23.9.1817). – H. Reidel: Kumpfmühl im Biedermaier. – W. Chrobak: Im Vorfeld der Säkularisation. Die „Politiker“ Abt Rupert Kornmann und Abt Karl Klocker. – S. Haering OSB: Rupert Kornmann – ein Rechtsgelehrter und juristischer Autor? – H. Pörnbacher: Abt Rupert Kornmann als Literat. – M. Eder: „Altäre ohne Priester“. Rupert Kornmanns Gutachten zum Priestermangel aus dem Jahre 1816 im Kontext der bayerischen Kirchenpolitik der Ära Montgelas. – G. Schrott: Naturkundliche Sammlungen und Aktivitäten im Kloster Prüfening zur Zeit Rupert Kornmanns. – M. Kaufmann OSB: „Doch vielleicht ist es nur unterbrochen!?!“ Das Walberer'sche Fideikommiss im Kloster Metten und die Hoffnung auf ein neues Prüfening. – M. Knedlik: Mönch – Historiker – Sprachforscher. P. Johann Evangelist Kaindl aus dem Benediktinerkloster Prüfening. – E. Dünninger: Edmund Walberer. Weggefährte des letzten Prüfeningener Abtes Rupert Kornmann und Zeitzeuge der Säkularisation. – A. Schmid: Neues zu P. Benno Ortmann. – Forschungsliteratur zu Rupert Kornmann.

Band 18 (2008):

M. Weindl: Kloster Seemannshausen. Ein „Stadtorden“ auf dem Land. Der Augustiner-Eremiten-Konvent Seemannshausen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit.

Band 19 (2010):

P. Mai/K. Hausberger: Helfen, Heilen, Wehren. 800 Jahre Deutschordenskommende St. Ägid in Regensburg – Jahresrückblick 2010.

Band 20 (2011):

J. Gruber: Münchenreuth, eine Landpfarre im Waldsassener Stiftsland. – H. Schüller: Die barocke Wallfahrtskirche Kappel bei Waldsassen. Studien zur Architektur und Geschichte eines Trinitätssymbols.

Band 21 (2012):

P. Mai/K. Hausberger: Fünf Miszellen zur Wirkungsgeschichte des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 und einem Beitrag zum 50. Todestag von Erzbischof Dr. Michael Buchberger, Bischof von Regensburg (1927–1961).

J. Gruber: Das Bistum Regensburg im Übergang von Joseph Konrad von Schroffenberg zu Karl Theodor von Dalberg 1802/03. – K. Hausberger: Beginn einer „neuen Zeitrechnung?“ Konsequenzen und Fernwirkungen der Säkularisation von 1803. – K. Hausberger: Staatsleistungen an die Kath. Kirche – eine Fernwirkung der Säkularisation von 1803. Veranschaulicht an den vermögensrechtlichen Staat-Kirche-Beziehungen in Bayern. – K. Hausberger: Schiffbruch zwischen der Skylla des Kurialismus und der Charybdis des Territorialismus. Dalbergs vergebliche Bemühungen um eine gesamtkirchliche Neuordnung in Deutschland. – K. Hausberger: „Ist zu reponiren ad non acta ...“. Der vergebliche Kampf des Mainzer Domkapitels um seinen Fortbestand als Metropolitantkapitel des nach Regensburg transferierten Kurfürst-Erzbischofs Dalberg. – P. Mai: Zum 50. Todestag von Erzbischof Dr. Michael Buchberger, Bischof von Regensburg (1927–1961).

Band 22 (2014):

K. Baumgartner/R. Voderholzer: Johann Michael Sailer als Brückenbauer – Festgabe zum 99. Katholikentag 2014 in Regensburg.

Papst Johannes Paul II.: Die Rechtgläubigkeit dieses Mannes nachahmen. – Joseph Kardinal Ratzinger/Papst Benedikt XVI.: Gott spricht mit uns. – G. Schwaiger: Johann Michael von Sailer. Bischof von Regensburg (1829–1832). – K. Baumgartner: Johann Michael Sailer als Pastoraltheologe und Seelsorger. – F. G. Friemel: Johann Michael Sailer und die getrennten Christen. – B. Meier: Extra Christum nulla salus. Sailers Anstöße für einen ökumenischen Weg. – K. Hausberger: Sailers Weg zur Bischofswürde. – P. Mai: Johann Michael Sailers Wirken als Weihbischof und Bischof von Regensburg. – B. Lübbers: König Ludwig I. und Johann Michael von Sailer. Mit einem Anhang bisher ungedruckter Briefe Sailers. – A. Scharnagl: Johann Michael Sailer und Proske. Neue Wege der Kirchenmusik. – E. Dünninger/J. Gruber: Die Heimkehr des Johann Michael Sailer. Das Bischofsdenkmal wieder auf seinem angestammten Ort auf dem Emmeramsplatz. Mit einem Nachtrag von Konrad Baumgartner. – C. Meinardus: Maximilian von Widmann – künstlerischer Schöpfer des Sailer-Denkmal in Regensburg. Ein in Vergessenheit geratener Bildhauer. – W. Amann: Der leuchtende Bischof. – P. Scheuchenpflug: Sailer als Brückenbauer im Kreis seiner Schüler und Freunde. Pastoraltheologische Skizzen zum theologiegenerativen Potential sozialer Räume.

Band 23 (2014):

T. Appl/B. Lübbers/B. Fuchs: Die Briefe Johann Michael von Sailer an Eduard von Schenk. Mit einem Anhang der Briefe Melchior Diepenbrocks an Schenk.

Band 24 (2014):

A. Risse: Niedermünster in Regensburg. Eine Frauenkommunität in Mittelalter und Früher Neuzeit.

Band 25 (2015):

P. Ring: Propst Johann Georg Seidenbusch (1641–1729). Theologie, „Fama Sanctitatis“, Rezeptionsprozess.

Band 26 (2016):

W. Schröder: „...dieses im ganzen Landt wahrhaftt ärmteste Clösterl...“. Das Stadthofer Augustinerchorherrenstift St. Mang zwischen Dreißigjährigem Krieg und Säkularisation.

Band 27 (2017):

T. Weber: Die Entstehungs- und Rechtsgeschichte der katholischen Pfarrmatrikeln im Bistum Regensburg.

